Biographisches Jahrbuch

für

Altertumskunde.

Begründet von

Conrad Bursian,

herausgegeben von

Karl Münscher.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1924.



LEIPZIG 1925.

O. R. REISLAND.



Altenburg, Thür.
Piererche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Justus Hermann Lipsius. Von Franz Poland in Dresden . . 1

August Brinkmann. Von Hans Oppermann in Bonn 37

Thomas Stangl. Von J. Karl Schönberger in Nördlingen . . 62

Friedrich Vollmer. Von Hans Rubenbauer in München . . 68

Otto Hirschfeld. Von Ernst Kornemann in Breslau 104

Otto Plasberg. Von Rudolf Helm in Rostock 117

Theodor Thalheim. Von Heinrich Schwarz in Jauer . . . 138

Alfred Gercke. Von Bruno Prehn in Breslau 161

Franz Cramer. Von Simon Widmann in Münster (Westf.) . . 193

Verzeichnis der in den Jahrgängen 1908—1924 (Band 138—202) enthaltenen Nekrologe 206

Justus Hermann Lipsius.

Geb. 9. Mai 1834, gest. 5. September 1920[1]).

Von

Franz Poland in Dresden.

Selten erscheint in der Geschichte der philologischen Wissenschaft ein angesehener Gelehrter schon durch seine Abstammung in dem Maße zum klassischen Philologen bestimmt wie Lipsius. Zwar der Zusammenhang mit dem großen Holländer, in Erinnerung an den ihm sein Vater offenbar den Namen Justus beigelegt hat, ist nicht zu beweisen; wohl aber war Lipsius nicht nur der Sohn eines Gymnasialrektors, sondern auch Urgroßvater und Großvater mütterlicherseits waren Gymnasialrektoren, väterlicherseits Geistliche. Der Vater, Karl Heinrich Adelbert Lipsius, war 1832 bei der Reorganisation der Thomasschule in Leipzig vom Gymnasium in Gera zunächst als Quartus und Religionslehrer dorthin berufen worden. Hier im Hause der altehrwürdigen Thomana, das heute vom Erdboden verschwunden ist, nahm er als Schwiegersohn des damaligen Rektors Fr. W. Ehrenfried Rost, der seinerseits ein Sohn des ehemaligen Rektors von Plauen und Bautzen Christian Jeremias Rost war, Wohnung, und hier wurde am 9. Mai 1834 Justus Hermann geboren.

Er war das dritte Kind; älter waren der am 19. August 1892 als Professor der Theologie und Geheimer Kirchenrat in Jena ver-

---

[1]) Jahresber. Grimmaer Fürstensch. 1861—1863. Nicolaigymn. 1857, 63, 64, 66 und 78. Leipz. Tagebl. 1877 Nr. 277 (vom 4. Okt.). Haan, Sächs. Schriftstellerlexikon 1875, S. 200. Bursian, Gesch. d. klass. Philol. München u. Leipzig 1883, S. 865. 1156. E. Bischoff, Das Lehrerkollegium des Nicolaigymn. 1897, S. 27 u. 57. Brockhaus und Meyers Konversationslexika u. d. N. [J. Poeschel], Das Kollegium d. Fürsten- u. Landesschule Grimma von 1849 bis 1900. Zur Feier des 350jährigen Bestehens der Anstalt. Grimma 1900. S. 40 ff. Th. Sorgenfrey, Die Abiturienten des Rektors J. H. Lipsius. Ein Beitrag zur Geschichte der Nikolaischule zu Leipzig im 19. Jahrhundert. Leipzig 1904. P. L. Fischer, Grimmaisches Ecce 1920. Dresden 1920, S. 20 ff. A. Körte, Worte zum Gedächtnis an Justus Hermann Lipsius (Ber. ü. d. Verh. d. Sächs. Akademie d. Wiss. zu Leipzig. Philol.- hist. Kl. 73. Bd. 1921, 2. Heft, S. 41* ff.

storbene Adelbert und der als Professor der Architektur an der Kunstakademie in Dresden am 11. April 1894 aus dem Leben geschiedene Constantin, jünger die einzige Schwester Maria, die unter den Schriftstellernamen La Mara sich bekannt gemacht hat, und aus deren Lebenserinnerungen[1]) sich manche wertvolle Mitteilung entnehmen läßt. Einen so angesehenen Namen sich alle vier Geschwister gemacht haben, in Justus Hermann sollte die philologische Tradition des Geschlechts ihren Höhepunkt erreichen.

Die Schilderungen der Schwester belehren uns in anschaulicher Weise über die Umwelt des Knaben, die Eigenart seiner Eltern und Großeltern. Von seinem Vater heißt es (S. 5): „Aus dem elterlichen Pfarrhause nahm Adelbert Lipsius eine vorzügliche Erziehung ins Leben mit. Vom Vater, einem bei aller Frömmigkeit frei denkenden Mann, der sich früh einen weiten Weltblick erworben und in auserlesenen Kreisen bewegt hatte, ererbte er den Scharfsinn, die logische Klarheit, die nie ermüdende Pflichttreue, den bei allem Ernst zuweilen hervorbrechenden liebenswürdiger Humor, die feine Art, die ihn kennzeichneten.“ Die Großmutter, in der Herrnhuter Brüdergemeinde erzogen, Schwester des Dichters geistlicher Lieder Bernhard Garve, mit der schönen Literatur der Zeit wohl vertraut, verfasste selbst manches geist- und gemütvolle Gedicht. Der Sohn dieses Paares nun, Adelbert Lipsius, erstrebte bereits die akademische Laufbahn und habilitierte sich nach glänzender Absolvierung theologischer und philologischer Studien mit 22 Jahren an der Universität Leipzig. Um aber seine Braut heimführen zu können, verzichtete er auf die akademische Tätigkeit und nahm vor seiner Stellung in Leipzig eine Berufung als Konrektor an das Rutheneum in Gera an.

Von dem harmonischen Zusammenstimmen des jungen Gelehrten von milder, ruhiger Gemütsart mit seiner bei äußerer Gelassenheit von lebhaftem Temperament und starkem leidenschaftlichen Fühlen begabten Gattin, dem dichterischen und musikalischen Treiben im Elternhause, dem Zusammenleben der vier Geschwister, das nach dem frühen Tode der Mutter (1842) sich nur noch inniger gestaltete, hat Lipsius' Schwester ein anmutendes Bild entworfen. Neben dem Buche La Maras sollen aber auch die von Lipsius selbst im hohen Alter von 81 Jahren gemachten Aufzeichnungen über sein Leben und Wirken, die seine nun auch verstorbene Gattin in dankens-

---

[1]) Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals. Leipzig 1917. 2 Bde.

werter Weise zur Verfügung gestellt hat, und die in ihrer schlichten Sachlichkeit so bezeichnend für den Verfasser sind, gelegentlich zu Worte kommen.

So berichtet Lipsius selbst von seinem Bildungsgange: „Auf der Thomana habe ich auch meine Schulbildung empfangen. Nach kurzem Vorbereitungsunterricht auf einem Privatinstitut wurde ich Ostern 1843 in die Sexta aufgenommen und durchlief in sieben Jahren die Klassen bis zur Maturitätsprüfung, bestand sie aber erst zu Michaelis 1850, da ich meiner Jugend wegen noch ein Halbjahr zurückgehalten wurde. Von meinen Lehrern habe ich namentlich G. Stallbaum, den Herausgeber des Platon, in dankbarer Erinnerung, der 1835 meinem Großvater Rost im Rektorat gefolgt war.“ Dann aber fährt er fort — man wird geradezu an die Art erinnert, wie Horaz seines Vaters gedenkt —: „Aber weitaus das Beste schulde ich meinem Vater. Nach dem frühen Tode meiner Mutter widmete er sich mit hingebendster Treue der Erziehung seiner Söhne . . . Der Fürsorge für uns hat mein Vater die Vollendung seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit, einer Grammatik der neutestamentlichen Gräcität, geopfert [1].“ Nach nur zehnmonatlicher Bekleidung des Rektorats ist dann Adelbert Lipsius am 2. Juli 1861 gestorben.

Der junge Student hatte sich nach dem Wunsche des Vaters für Theologie und Philologie zugleich in Leipzig immatrikulieren lassen. „Aber von vornherein“, berichtet er, „stand mir die Entscheidung für das letztere Studium fest, so wenig günstig auch dafür die Verhältnisse in Leipzig damals lagen. Otto Jahn und Mommsen waren eben wegen Beteiligung am politischen Leben ihres Lehramtes enthoben worden. Bei Haupt konnte ich nur die erste Stunde einer Theokritvorlesung

[1] Ich möchte mir nicht versagen mitzuteilen, was L. in pietätvoller Weise über die wissenschaftliche Tätigkeit seines Vaters berichtet: „Er hatte einen Vorläufer: De usu modorum in novo testamento P. 1., schon 1828 als Habilitationsschrift der theologischen Fakultät in Leipzig vorgelegt. Nur einen kleinen Anfang des Ganzen hat . . . mein Bruder Adelbert zur Veröffentlichung fertiggestellt 1862, den weiteren Nachlaß hat er seinem Schüler P. Schmiedel für die Neubearbeitung von Winers Grammatik übergeben. Auch eine Auswahl von Schulreden meines Vaters hat mein Bruder 1865 herausgegeben und mit einem warm gezeichneten Lebensbilde eingeleitet. Selbst veröffentlicht hat mein Vater nur in zwei Gelegenheitsschriften Beiträge zur Erklärung seines Lieblingsautors Plutarch und eine Sammlung der Plautusprogramme seines Schwiegervaters Rost veranstaltet in den zwei Bänden Opuscula Plautina 1836, von denen der zweite eine deutsche Übersetzung von neun Stücken, der erste 28 Abhandlungen zur Erklärung und Kritik des Dichters enthält.“

hören, ehe ihn die gleiche Maßregel traf. Der zu teilweiser Ausfüllung der Lücke berufene G. W. Nitzsch, den die Dänen seiner Kieler Professur entsetzt hatten, war zu alt geworden, um noch eine erfolgreiche Wirksamkeit auszuüben. Neben ihm lehrten Westermann und Klotz [1]), von denen ich dem ersteren und seinen zwar nicht besonders anregenden, aber durchweg gründlichen und gewissenhaften Vorlesungen das meiste verdanke." Rühmt er doch von Westermann [2]) an einer anderen Stelle (Nr. 90, S. 9), daß er die griechisch-antiquarischen Studien an der Leipziger Universität eingebürgert hat, also eben die Studien, in denen L. selbst das Hauptarbeitsfeld für seine ganze wissenschaftliche Betätigung gefunden hat. Über seine Kommilitonen aber sagt Lipsius: „Im Seminar fanden sich wenige, aber durch gleiches Streben sich gegenseitig fördernde Genossen zusammen, die alle, mit Ausnahme eines Frühverstorbenen, sich einen Namen in der Wissenschaft gemacht haben, vor anderen Fr. Hultsch [3])." Dann äußert sich Lipsius über seine damaligen weiteren Pläne: „Den Gedanken, auch eine auswärtige Universität zu besuchen und, was mir nahe gelegt wurde, mich für eine akademische Tätigkeit vorzubereiten, standen äußere Umstände im Wege."

Nachdem Lipsius „durch eine Eins ausgezeichnet" (La Mara, I, S. 44) die Staatsprüfung am 18. März 1856 bestanden und am 18. April darauf den Doktorgrad erworben hatte, wobei damals an Stelle der Dissertation eine bei der Staatsprüfung günstig beurteilte Arbeit genügte, begann er Ostern 1856 sein Probejahr an der Thomasschule und wurde bereits zu Michaelis als Vikar für den erkrankten Dr. Fritzsche an die Nikolaischule versetzt. Bezeichnend für die ihm eigene zurückhaltende Art bei aller Tüchtigkeit ist das Urteil, das Rektor Nobbe über den blutjungen Probandus abgibt: „Er war zwar etwas kalt in seinem Wesen, aber im Unterricht so umsichtig,

---

[1]) B. A. Müller glaubt in seiner Besprechung (Phil. W. 1923, Sp. 565) von Körtes Nekrolog wohl nicht ohne Grund für das sichere lateinische Sprachgefühl von Lipsius auf den Einfluß von Klotz hinweisen zu können.

[2]) Bezeichnend ist auch ein Urteil Westermanns über eine Seminararbeit des noch nicht 18jährigen Studenten, daß sie „das rechte Maß einhalte"; s. B. A. Müller a. a. O. — S. A. 3.

[3]) Der seinem alten Studienfreunde 14 Jahre im Tode vorangegangene, von ihm durch Nachruf geehrte (Nr. 85) Friedrich Hultsch begegnete sich in seinem Urteile über die damaligen Universitätsverhältnisse, auch in der Wertschätzung Westermanns, durchaus mit Lipsius. Vgl. meinen Nekrolog in diesem Jahresber. Bd. CXLV B, S. 142, wo auch des Zusammenarbeitens mit Lipsius gedacht ist.

bestimmt und reich, daß die Schüler ihm mit Zuversicht folgten und sich sehr von ihm gefördert und gehoben fühlten“ [1]).

Im Mai 1857 trat Lipsius, nunmehr endgültig angestellt, als dritter Adjunkt in das Lehrerkollegium der Thomasschule zurück, und für Oktober des Jahres berief ihn das Kultusministerium in die Stelle des 9. Oberlehrers und Ordinarius von Unterquarta an der Fürsten- und Landesschule zu Meißen. Drei Jahre hat er an ihr gewirkt, unterstützt vom Wohlwollen seiner Kollegen und der Liebe seiner Schüler, aber auch reichen Segen an ihr und durch sie erfahren, wie er bei seinem Scheiden hervorheben konnte (Ecce, S. 21). Wenn er selbst seinen Aufenthalt in Meißen als „glückliche Jahre“ bezeichnet, so trug zu dieser inneren Befriedigung gewiß mit die Freude an den ersten wissenschaftlichen Leistungen bei. Schon im Beginn dieser Betätigung läßt sich wohl die Beobachtung machen, wie bei Lipsius die wissenschaftliche Arbeit aus seiner Lehraufgabe zu erwachsen pflegte und wie er, stieß er auf Probleme, sie nicht beiseite schob, sondern kräftig in Angriff nahm, auch wenn ihn die Untersuchung über das nächste Ziel hinausführen mußte. Er beschäftigte sich damals eifrig mit den Tragikern, besonders mit Sophokles. Das zeigen nicht nur seine in diesen und in den kurz darauffolgenden Jahren so zahlreichen Besprechungen von Schriften, die es mit den Dichtwerken selbst oder verwandten Fragen wie der alten Musik und besonders der Theatereinrichtung zu tun haben, ein Interesse, das ihn bis in die letzten Jahre seines Lebens hinein die kritische Tätigkeit immer wieder aufnehmen ließ [2]), sondern Sophokles waren auch seine ersten selbständigen Leistungen gewidmet. Über diese erste Arbeit De Sophoclis emendandi praesidiis (Nr. 2: 1860) sagt er selbst in seinen Aufzeichnungen: „Bei meiner Beschäftigung mit Sophokles war mir der Mangel einer kritischen Ausgabe fühlbar geworden und der Plan gekommen, dem Bedürfnisse abzuhelfen. Zunächst kam es darauf an, über die Grundlage unseres Textes und besonders über das Verhältnis des Laurentianus zur sonstigen

---

[1]) Diese wie andere im folgenden den Schul- und Ratsakten entnommenen Mitteilungen verdanke ich Lipsius' treuem Schüler, Konrektor Dr. Ernst Bischoff, der seitdem auch verstorben ist.

[2]) S. Nr. 1 (1859). 4. 5 (1861). 6. 8. 10. 11. 12 (1862). 14. 15 (1864). 18 (1867); über die alte Musik: Nr. 19 (1867); über das Theater: 9 (1862). 73 (1897). 100 (1916). 105 (1918!). Über die Fragen der dramatischen Aufführungen (43. 49. 78. 91) s. u. S. 21 f. Durch den Klassenunterricht wurde offenbar auch die Besprechung einer Lukian betreffenden Schrift (Nr. 7: 1862) angeregt.

Überlieferung Sicherheit zu gewinnen." Bezeichnend für Lipsius, dessen wissenschaftliche Eigenart sich früh herausbildete, erscheint das Urteil eines Rezensenten (G. W.) über diese Erstlingsarbeit (Lit. Centr. 1860, Sp. 491 f.): „eine sorgfältige, besonnene, in sehr hübschem Latein geschriebene Abhandlung", und mit Stolz konnte der Einundachtzigjährige in seinen Erinnerungen darüber fortfahren: „Daß diese (Überlieferung) nicht wie Cobet und W. Dindorf behauptet hatten und noch später Mekler und andere verfochten, ausschließlich auf jenen (Laurentianus) zurückgeht, sondern vor allem in dem Parisinus 2712 eine selbständige Textesquelle vorliegt, was heute allgemein anerkannt ist, habe ich zuerst gezeigt." Da hiermit eine sorgfältige Vergleichung des Parisinus notwendig geworden war, ließ sich Lipsius durch Fröhner eine solche besorgen, die er, als er sich später „einem anderen Arbeitsgebiete zugewendet hatte", in dem Programm Apparatus Sophoclei supplementum (Nr. 17: 1867) veröffentlichte, während er in der Tat noch mehr als ein halbes Jahrhundert später beklagen konnte, daß „die kritische Ausgabe des Dichters bis heute ein unbefriedigtes Bedürfnis geblieben ist". Seine Gründlichkeit aber führte ihn zunächst über das betretene Forschungsgebiet hinaus. „Mit meinen Sophoklesstudien", sagt er in seinen Aufzeichnungen, „in engem Zusammenhang stand meine Beschäftigung mit der antiken Metrik und ihrer Geschichte. Eine kleine Frucht von ihr ist außer Anzeigen im Literarischen Zentralblatt[1]) der Aufsatz über Heliodor (Nr. 3: 1860). Der da gegebene Nachweis, daß Heliodors Metrik einer älteren Zeit als Hephaistion angehört, ist später von Hense noch weitergeführt worden."

Michaelis 1860 wurde Lipsius zunächst als vorletzter (8.) Oberlehrer und Klassenlehrer der Oberquarta an die Fürsten- und Landesschule zu Grimma versetzt, wo ihm als 7. Professor schon nach einem Jahre das Ordinariat der Sekunda anvertraut wurde. Wie sich damals sein Interesse durchaus nicht einseitig auf das klassische Altertum beschränkte, zeigen seine Schulreden: seine Antrittsrede vom 9. Oktober *de scholarum provincialium instituto etiam nostrae aetati saluberrimo* und kurz darauf die Rede zu Königs Geburtstag (12. Dezember) über Dantes Stellung zum klassischen Altertum ([Poeschel], S. 42). Schon damals war es ihm vergönnt, in Prima griechische Schriftsteller zu erklären. Über sein Auftreten aber gibt ein maß-

---

[1]) S. 5 A. 2; dazu auch die Anzeige von Christ, Die Verskunst des Horaz im Lichte der alten Überlieferung (Nr. 21: 1868).

gebender Zeuge dieser Zeit Oberkirchenrat P. L. Fischer (Ecce, S. 21) folgende bezeichnende Schilderung: „Nur 26 Jahre war er alt, uns aber erschien er durchaus nicht jung in seiner kraft- und würdevollen, bei allem Ernste humanen Persönlichkeit. Schreiber dieses erinnert sich keiner einzigen jovialen Äußerung, die er getan hätte, und doch fühlten wir uns zu ihm hingezogen. Wir hatten alle den Eindruck, daß er ein gründliches Wissen besaß, uns fördern konnte und wollte, wir fanden sein Verhalten gegen uns wohlwollend und gerecht. Es gibt kaum einen Augustiner aus jener Zeit, der es nicht als Glück erachtete, zu seinen Füßen gesessen zu haben."

Bereits Ostern 1863 wurde der Neunundzwanzigjährige als Konrektor an die Nikolaischule seiner Heimatstadt berufen, die fortan die Stätte seines Wirkens weit über ein halbes Jahrhundert bleiben sollte. Offenbar hatte man ihn schon damals als Nachfolger des zweiundsiebzigjährigen Rektors Nobbe ins Auge gefaßt. Freilich waren noch manche Schwierigkeiten zu überwinden, ehe „das unglückliche, vom Rektor der Thomasschule Eckstein betriebene Projekt einer Vereinigung beider Anstalten zu Falle gebracht war" (Aufz.) und Lipsius sein Amt als Rektor antreten konnte. Auf jeden Fall aber wollte man sich schon vorher, wie es in der Ratszuschrift an die Stadtverordneten heißt, in ihm die „ausgezeichnete Kapazität sichern, die man durch eine auswärtige Berufung zu verlieren fürchtete" (Leipziger Tageblatt 9. 3. 66, Nr. 68, S. 1420), und dachte sogar einmal daran, ihn als Konrektor mit Rektorengehalt an der vereinigten Anstalt anzustellen.

Damit aber dem Ernste das Satyrspiel nicht fehle, erschien ein gehässiger Artikel gegen Lipsius' Wahl zum Rektor in der Mitteldeutschen Volkszeitung (Februar 1866), auf den im Leipziger Tageblatt vom 28. Februar eine Kundgebung der Sekunda der Nikolaischule, eine recht merkwürdige Erscheinung für damalige Zeit, antwortete. Sie schließt mit den Worten: „Und so sei zuletzt noch der Freude, die die Nikolaischule jetzt durchdringt, über die Wahl gerade dieses Rektors ein Ausdruck gegeben! Wir grüßen ihn im voraus als unseren Führer. Wir schauen mit Hoffnung unter solcher Leitung auf die Größe der Nikolaischule."

Mit einer lateinischen Rede, der letzten lateinischen, die an der Nikolaischule gehalten wurde (Sorgenfrey, S. 6), trat Lipsius am 14. August 1866 sein Amt an. Bedeutende Aufgaben und eine gewaltige Arbeit erwarteten den jungen Rektor. Er nahm die Arbeit aber um so hochgemuter auf sich, als er damals in der

geist- und gemütvollen Tochter des Rittergutsbesitzers Pohl auf Schmölen bei Wurzen, Laura, die treue Lebensgefährtin fand.

Bedeutend waren die Umgestaltungen im Schulwesen, die auf Lipsius zurückgehen. „Die Unzweckmäßigkeit der den sächsischen Gymnasien gemeinsamen Gliederung in sechs Klassen mit anderthalbjährigem Kurs", berichtet er in seiner schlichten sachlichen Weise, „erheischte dringend eine sachgemäßere Regelung. Der von mir und Eckstein gestellte Antrag auf Einführung von neun Jahreskursen gab den Anlaß, diese Ordnung im ganzen Lande durchzuführen" [1]). Machte schon die Umgestaltung einen Neubau nötig, so nicht minder die rasch ansteigende Schülerzahl mit der damit in Verbindung stehenden Vergrößerung des Lehrerkollegiums, das, wie er fühlte, „nicht bloß einer Ergänzung, sondern auch einer Verjüngung bedurfte". Mit berechtigtem Stolz rühmt er sich, daß von den 25 Mitgliedern des Lehrerkollegiums, auf die es von 11 gewachsen war, bei seinem Scheiden aus dem Rektorate (28. September 1877) nur drei, die schon vor ihm im Amte waren, nicht von ihm ausgewählt wurden. Welche glückliche Hand er aber bei Neuanstellungen hatte, sieht man daraus, daß unter den von ihm gewonnenen Kräften sich Männer fanden, wie die späteren Universitätsprofessoren K. Brugmann, Erler, Spitta, die späteren Rektoren Gerth, Preuß, Berlit und Gelehrte wie Wustmann und Meister.

Das neue Gebäude für die Nikolaischule wurde am 15. April 1872 eingeweiht. In dem zu der Feier einladenden Programm gab Lipsius einen knappen zuverlässigen Überblick über „die Nicolaischule zu Leipzig im ersten Jahrhundert ihres Bestehens" (Nr. 23: 1872), einen wertvollen Beitrag zur deutschen Gelehrtengeschichte. Wenn er aber in seiner Weiherede (Nr. 24: 1872, S. IV f.) betonte: die Schule müsse ihr Werk treiben „im alten Geiste mit neuem Leben", so sollten diese Worte die reichste Erfüllung finden. Mit wie weitschauendem Blick Lipsius an pädagogische Fragen damals heranging, verraten u. a. die Forderungen, die er aufstellte, das Gymnasium habe der selbsttätigen Arbeit auf seinen obersten Stufen größeren Spielraum als bisher zu gewähren und vor allem die erzieherische Tätigkeit mit gesteigerter Energie sich angelegen sein zu lassen, Forderungen, die gewiß auch heute noch modern genug anmuten.

Wohl selten hat ein Gymnasium sich so schnell vergrößert,

---

[1]) Dekret vom 1. Juni 1870.

wie die Nikolaischule in den 11 Jahren[1]) unter Lipsius. Nach seinen eigenen zuverlässigen Angaben stieg die Zahl der Klassen durch die Neuorganisation und die Einrichtung von Parallelklassen von 6 auf 17, die Zahl der Lehrer von 11 auf 25, die der Schüler von 188 auf 551, vermehrte sich also um 363[2]). Schon diese Zahlen lassen erkennen, welche Arbeit bewältigt werden mußte. Was aber Lipsius als Schulleiter geleistet hat, davon zeugen die Akten der Schulbehörde. Seine Berichte an die vorgesetzte Behörde, die gleichmäßig mit der ihm eigenen zierlichen Schrift geschrieben sind, erscheinen immer aus einem Gusse. Sie zeichnen sich durch knappsten Stil, unübertroffene Klarheit und Bestimmtheit aus und erfreuen gelegentlich durch ihre durch die Sache gebotene Offenheit. So fanden sie denn stets die gebührende Beachtung, und es läßt sich kein Fall nachweisen, wo seine Anträge abgelehnt worden wären. Im Gegenteil, ihre Annahme wird gelegentlich zu einer Vertrauenskundgebung; so wenn Bürgermeister Dr. Georgi erklärt (17. 3. 75): „eine Gefahr sei in der Errichtung von Parallelklassen wenigstens für die Nikolaischule nicht zu erblicken; diese Anstalt erfreue sich einer ganz vorzüglichen Leitung, der er öffentlich volle Anerkennung auszusprechen sich für verpflichtet erachte". Nicht minder erfreulich war die Stellung des Rektors zum Lehrkörper. Nur auf das Wohl der Schule bedacht und unbestechlich in seinem Urteil, war er allen, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt hatte, ein allezeit wohlwollender Vorgesetzter und suchte trotz vieler Schwierigkeiten stets auch die materiellen Interessen seiner Lehrer zu fördern.

Erst Klassenlehrer von Sekunda, dann von Prima, seit Ostern 1871 von Oberprima, lehrte Lipsius Deutsch, Lateinisch, Griechisch und Geschichte. Daß dem Rektor Lipsius, wie so manchem Rektor, der Unterricht mehr eine Erholung von Rektoratsgeschäften als eine Belastung bedeutete, sieht man aus der Freudigkeit, mit der er selbst vielstündige Vertretungen übernahm (Sorgenfrey S. 9 f.). Wie er namentlich die Entwicklung der Praxis des klassischen Unterrichts immer im Auge behielt, zeigen auch einige seiner Rezensionen, so wenn er in weiser Voraussicht kommender Schwierigkeiten bei Besprechung von Curtius' Grammatik (Nr. 25: 1873), deren Wert als sprachwissenschaftliche Einführung er hoch anschlug (Nr. 16:

---

[1]) Über die Einzelheiten dieser Entwicklung von Jahr zu Jahr und die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten s. Sorgenfrey, S. 7 ff.

[2]) Bischoff a. a. O. S. 27 spricht von 362.

1866), vor einem Zuviel des syntaktischen Lehrstoffes warnt oder sich scharf gegen das Fabrizieren neuer Auflagen von Schulbüchern (Nr. 20: 1867) ausspricht. Was aber war erst von einem Lehrer der klassischen Sprachen zu erwarten, der später in seiner Rektoratsrede als Akademiker (Nr. 58: 1891 S. 32) das Bekenntnis ablegte, „daß das Studium des Alterthums seine propädeutische Mission auch noch an der Gegenwart zu erfüllen berufen ist, daß es als das wahrhaft humanistische, durch kein anderes zu ersetzende Bildungsmittel darum zu gelten hat, weil es bei gleichmäßiger Berücksichtigung der antiken Sprachform und des Gehalts der antiken Litteratur die beste Nahrung bietet für die Ausbildung aller Geisteskräfte“! Wenn daher auch noch immer viel Gewicht auf das Lateinschreiben und -sprechen gelegt wurde, so wirkte Lipsius doch kräftig dahin, daß beim Betrieb der klassischen Sprachen neben der Form der große Inhalt zum vollen Verständnis gebracht wurde (Sorgenfrey S. 6 f.). Was er aber als Erzieher seinen Schülern gewesen ist, das hat sein erster Famulus Theodor Sorgenfrey, einer seiner 202 Abiturienten, ihm zu seinem 70. Geburtstage in einer Weise bezeugt (a. a. O. S. 21), die uns so recht die merkwürdige altrömisch anmutende Gravitas des doch so gütigen Mannes kennzeichnet: „Nicht die Gelehrsamkeit des 27. Rektors, so groß sie auch ist, nicht die Energie, mit der er seinem Willen Nachdruck zu verleihen verstand, sondern der sittliche Ernst seiner ganzen Persönlichkeit hat die Erfolge seiner amtlichen Tätigkeit gezeitigt. Mancher seiner Schüler hat behauptet, er habe den Rektor Lipsius niemals lächeln sehen; unter den Schülern ging diese Rede, aber hinter dem ernsten Antlitze des Rektors barg sich doch ein mitfühlendes Herz, das für jeden seiner Schüler volles Interesse hegte. Glücklich der, welcher dem strengen Rektor näher treten durfte, glücklich der, dem er sein Wohlwollen und seine Zuneigung durch das ganze Leben bewahrte.“

Über sein gesamtes Wirken aber urteilt sein Nachfolger Theodor Vogel (Jahresber. 1878): „Seine energische und bedeutende Persönlichkeit hatte dem Innenleben der Schule bis hinab auf die unwesentlichsten Nebendinge ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt und der so rasch gewachsenen Schule den einheitlichen Geist und frischen Zug zu wahren verstanden, ohne welche kein größerer Organismus, am wenigsten aber der einer Schulanstalt gedeihlich sich entwickeln kann.“

Es ist erstaunlich, daß es Lipsius „bei der Fülle organisierender Arbeit, die zu leisten war“, wie er selbst hervorhebt und

wie jeder bestätigen wird, der selbst einmal organisatorische Umgestaltungen im Schulwesen durchzuführen hatte, noch ermöglichte, seit dem Wintersemester 1869 eine außerordentliche Professur an der Universität zu verwalten, „wie sie auch die früheren Rektoren beider Gymnasien bekleidet hatten" (Aufz.). Bezeichnend ist die feste Zielsetzung, die ihn schon damals in der Wahl seines scharfumgrenzten Gebietes leitete, auf das er offenbar bereits durch den für ihn maßgebenden Dozenten seiner Studienjahre hingelenkt worden war (S. 4). „Mein Lehrgebiet", betont er selbst, „wurde dadurch bestimmt, daß meine Studien schon seit Jahren sich vorzugsweise den griechischen Rednern und Geschichtsschreibern und dem Staats- und Rechtsleben der Griechen zugewendet hatten, ein Gebiet, das seit Westermanns Rücktritt von der Professur ohne Vertretung geblieben war."

Dementsprechend waren nunmehr auch in seinen Veröffentlichungen die Tragikerstudien zurückgetreten (S. 5 f.). Noch als Konrektor hatte er, angeregt durch die Schullektüre, wie er selbst sagt, die Gelegenheitsschrift verfaßt: Quaestionum Lysiacarum specimen (Nr. 13: 1864), in der er Cobets unmethodisches Vorgehen zurückweist und eigene beachtliche Vorschläge macht, „eine Abhandlung, welche schätzenswerthe Beiträge zur Kritik des Lysias enthält und sich durch Gründlichkeit in der Kenntnis des griechischen, insbesondere des Lysianischen Sprachgebrauchs, durch Besonnenheit und Unbefangenheit des Urtheils und durch eine lichtvolle und gefällige Darstellung auszeichnet" (Lit. Centr. 1865 Sp. 503 K. Sch.). Es folgte ein Aufsatz zur Textkritik des Andokides (Nr. 22: 1870) und namentlich eine „für die Zwecke seiner Vorlesung berechnete" (Aufz.) Ausgabe der Kranzrede des Demosthenes (Nr. 29: 1876), die 1887 in zweiter Auflage erschien (Nr. 47). Sein gesunder konservativer Sinn zeigt sich hier namentlich gegenüber von Blaß, dessen „willkürlicher Textbehandlung, die er auf seine vermeintlichen rhythmischen Gesetze gebaut hatte", er als „erster" entgegentrat (Aufz.)[1]. Die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, mit der sich Lipsius während seines ganzen Schaffens stets mit den Arbeiten der Vorgänger abzufinden pflegte unter Heranziehung der Literatur mit einer oft erstaunlichen Vollständigkeit, verrät sich schon damals in seinen Berichten über die Erscheinungen der Jahre 1873—1877 auf dem Gebiele der griechischen Staatsaltertümer in Bursians Jahresberichten (Nr. 26. 31)[2]. Von entscheidender Bedeutung aber für

[1] Für Demosthenes vgl. auch die Besprechung Nr. 30: 1876.

[2] Aus dieser Zeit stammen auch einige einschlägige Besprechungen: Nr. 27: 1874; 28: 1875.

seine ganze wissenschaftliche Einstellung war es wohl, wie auch die eigenen Aufzeichnungen erkennen lassen, als er die erste große literarische Arbeit übernahm. Es ist bezeichnend für die Achtung, die er wissenschaftlichen Leistungen anderer stets entgegenbrachte, und die ihm eigene bescheidene Zurückhaltung in der Schätzung der eigenen, daß diese Arbeit nur eine Umarbeitung eines anerkannten grundlegenden Handbuches war. Namentlich Lipsius' Berichterstattung über die griechischen Staatsaltertümer hatte den betagten Schoemann veranlaßt, an ihn als Bearbeiter seines „Attischen Prozesses" zu denken. Erst in den Jahren 1883—1887 (Nr. 46) konnte freilich diese umfängliche Umarbeitung erscheinen. Sie forderte von dem Bearbeiter eine Entsagung, die wohl nur wenig Gelehrte aufgebracht hätten, da es galt, den bisweilen stilistisch wenig erfreulichen Text möglichst beizubehalten und ihn nur durch ausgedehnte Zusätze, besonders in den Anmerkungen, zu erweitern, die an Klammern erkennbar waren. Daß Lipsius das Werk trotzdem auf den Stand der damaligen wissenschaftlichen Forschung in seiner unbedingten Zuverlässigkeit gehoben hatte, beweist schon der Umstand, „daß das Buch bald nach seinem Abschlusse im Jahre 1887 bereits vergriffen war" (Aufz.).

Die Übernahme dieser großen wissenschaftlichen Aufgabe nun brachte Lipsius zur Erkenntnis, daß es ihm auf die Dauer unmöglich werden mußte, „den immer noch steigenden Anforderungen des Schulamts und den wissenschaftlichen Pflichten des akademischen Lehrers zugleich zu genügen". So legte er denn am 28. September 1877 sein Rektorat nieder und ergriff „mit Freuden", wie er selbst gesteht, die Gelegenheit, sich ganz der Universität zu widmen. Ein treues Gedenken freilich hat er stets seiner alten Schule geweiht: 35 Jahre später sich an der Festschrift für ihr Jubiläum beteiligt (Nr. 93), mit ernster Sorge freilich ihre Umwandlung in eine Reformanstalt betrachtet. In Verbindung mit der Leitung des wenige Jahre vorher (1873) unter Ritschl eingerichteten russischen philologischen Seminars[1]) erhielt er durch Berufung vom 19. Februar 1877 ein Ordinariat für klassische Philologie. Zwar wurde dann das russische Seminar (Institut) im Jahre 1890 aufgelöst, aber die Vermehrung der philologischen Ordinariate blieb gerechtfertigt durch das bedeutende Anwachsen der Philologiestudierenden und dadurch, daß nach deren Abnahme die von Georg Curtius bekleidete Professur in eine solche der vergleichenden Sprachwissenschaft ver-

---

[1]) Über das russische Seminar s. Nr. 90, S. 18 f.

wandelt worden war. Wenn er später (1886) einen „unter besonders günstigen Bedingungen“ an ihn ergangenen Ruf nach Heidelberg ablehnte, so wurde ihm das, wie er schreibt, „dadurch erleichtert, daß ihm gerade damals durch das Vertrauen der Collegen das Decanat der philosophischen Fakultät übertragen war“. Im Kreise bedeutender Berufsgenossen ist denn auch offenbar dem ernsten, wohlmeinenden Manne stets das schönste Vertrauen entgegengebracht worden. So bekleidete er im Universitätsjahr 1891/92 das Rektorat [1]) und gehörte seitdem mit kurzer Unterbrechung dem akademischen Senat an. 1885 wurde er in die Sächsische Gesellschaft (später Akademie) der Wissenschaften aufgenommen und ist, wie ihr Sekretär Körte bezeugt (S. 41*), „35 Jahre hindurch eines ihrer treuesten und eifrigsten Mitglieder geblieben“. Wie er langjähriger stellvertretender Sekretär der philologisch-historischen Klasse der Gesellschaft gewesen und die Wahl zum Sekretär nur aus Rücksicht auf sein Alter abgelehnt hatte, so hat er auch die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft als Präses geleitet und erwähnt in seinen Aufzeichnungen mit Genugtuung die Lösungen zweier von ihm gestellter Preisaufgaben dieser Gesellschaft über das griechische Vereinswesen durch Ziebarth (1896) und den Verfasser dieser Zeilen (1909). Nicht minder betont er selbst die Anregung, die er dem Curatorium der Puschmann-Stiftung in Leipzig gegeben hat, an die Neuherausgabe der Medici Latini heranzutreten, sowie die weitere für das 1914 begründete Forschungsinstitut für klassische Philologie und Archäologie, die Herstellung eines Lexicon Polybianum in Angriff zu nehmen. Auf diese wissenschaftlichen Verdienste legte der schlichte Mann offenbar mehr Gewicht als auf die äußeren Ehren, die er in seinen Aufzeichnungen ganz verschweigt [2]) bis auf die, die ihm selbst für seine Stellung in der wissenschaftlichen Welt besonders bezeichnend erscheinen mußten (S. 27): daß er zur Feier des Leipziger Universitätsjubiläums (1909) zum Dr. jur. hon. c. ernannt wurde, sowie bald darauf (1912) dieselbe Ehre von seiten der Athenischen Universität empfing.

---

[1]) Über seine Antrittsrede (Nr. 58) s. S. 10. 20f. 28; über die häuslichen Verhältnisse bei seinem Amtsantritt s. La Mara II, S. 193. Versehentlich ist bei Körte a. a. O. S. 44* als Rektoratsjahr 1892/3 angegeben.

[2]) Ritter I. Kl. des Königl. Sächs. Verdienstordens, Königl. Sächs. Geh. Hofrat, Großkreuz des Kaiserl. Russ. St. Stanislausordens, Komturkreuz II. Kl. des Königl. Sächs. Albrechtsordens (1899), Königl. Sächs. Geheimer Rat (1903), Komturkreuz II. Kl. des Königl. Sächs. Verdienstordens (1907), Komturkreuz I. Kl. des Königl. Sächs. Albrechtsordens (1912).

Fragt man nun, welche der beiden oft nicht mit gleichem Glücke gelösten Aufgaben des Universitätsprofessors, die des akademischen Lehrers oder die des die Wissenschaft durch seine Werke fördernden Gelehrten, bei Lipsius in erster Linie stand, so hat er wohl selbst, wie auch seine Aufzeichnungen anzudeuten scheinen, seinem Lehrberuf die schriftstellerische Tätigkeit untergeordnet und das in seinen Veröffentlichungen sich kundgebende Forschungsgebiet sich fast ganz durch die ihm als akademischem Lehrer gestellten Aufgaben bestimmen lassen. Daher hing er ja auch an seinem geliebten Lehramte so fest, daß erst der Achtzigjährige sich von ihm im Jahre 1914 entbinden ließ, während er seine Stimme in der Fakultät sich bis zuletzt vorbehielt.

Seine Vorlesungen erstreckten sich, wie seine eigenen Angaben bestätigen, zunächst auf das Gebiet der griechischen Prosa. Er las Geschichte der griechischen Beredsamkeit und der Geschichtschreibung; von Geschichtschreibern und Rednern selbst kamen in Frage Thukydides, Andokides und Demosthenes; dazu traten ergänzend die attischen Staatsaltertümer. Von Dichtern behandelte er den auch für die letzteren so wichtigen Aristophanes mit seinen Acharnen, außerdem bezeichnenderweise die seiner ganzen Geistesrichtung nahestehenden erhabenen Dichter: Aischylos mit den Persern und Pindar, dem sich der neugefundene Bakchylides gesellte; ergänzend traten zu den letzteren Vorlesungen hinzu die Behandlung der alten Komödie und der griechischen Lyrik sowie des griechischen Bühnenwesens (in Verbindung mit Aischylos). In seinen Vorlesungen nun, die ihm nie Nebensache waren, spiegelte sich die ganze ernste Wissenschaftlichkeit des zielbewußten Gelehrten wieder. Seine außerordentliche philologische Akribie, die mit dem Fortschreiten der Forschung stets gewissenhaft Schritt hielt, stellte an seine Hörer hohe Anforderungen; aber der erfahrene Schulmann wußte den immer auf das peinlichste vorbereiteten, geschickt zusammengefaßten und gut gruppierten Stoff[1]) meisterlich den Bedürfnissen der Studenten anzupassen. Sein Vortrag war ein Muster von Klarheit und vermied alle Sprünge und gesuchte Gelehrsamkeit. Ihm gelang es, einem freilich oft schwer zu vermeidenden Fehler des Kathederlehrers zu entgehen und seinen Gegenstand im Laufe der betreffenden Vorlesung wirklich einigermaßen zu erschöpfen und abzuschließen.

---

[1]) Es entsprach das wohl so sehr der ganzen Eigenart von Lipsius, daß man nicht nötig hat, mit B. A. Müller (a. a. O. S. 565) hierin einen besonderen Einfluß von Klotz zu sehen.

So konnten die Studierenden nicht nur die zuverlässigsten, übersichtlichsten Kollegienhefte gewinnen, sondern wirklich ein reiches, festes und klares Wissen für den künftigen Beruf mitnehmen. Wirkte auch sein Vortrag nicht hinreißend durch poetischen Schwung und überraschende geistreiche Pointen, schien seinem gewichtigen Ernste auch die Gabe des leichten, anmutigen Scherzes versagt[1]), so fesselte er gleichwohl, namentlich in den Jahren seiner ungebrochenen Kraft, wo auch ich zu seinen Füßen saß, durch die lebendige Hingabe an die Sache, die in den Vortrag die ganze Wucht seiner kraftvollen Persönlichkeit legte.

Mit ganz besonderem Ernste und sichticher Befriedigung widmete er sich der Leitung der philologischen Übungen, wenn er im Proseminar und Seminar[2]) mit der Zeit eine große Anzahl griechischer und lateinischer Autoren behandelte und seit 1870 in einer griechisch-antiquarischen Gesellschaft, der einzigen, die schließlich von einer größeren Zahl noch länger weiterbestand[3]), epigraphische, literaturgeschichtliche u. a. Übungen abhielt, die oft recht hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Teilnehmer stellten. Freilich ist es meines Erachtens nur wenig Gelehrten gegeben gewesen, mit so trefflicher Methode die Übungen zu leiten, jeden Stoff zu beherrschen und so geschickt tastende Versuche des Anfängers auf den rechten Weg zu leiten. Geradezu verblüffend wirkte dabei auf den Studenten seine außerordentliche Belesenheit. Gewiß erinnert sich noch mancher mit mir daran, wenn Lipsius, mochte der vortragende Student auch alle erreichbare Literatur gewissenhaft zusammengetragen haben, aus der hinteren Rocktasche noch einen von ihm

---

1) Manche charakteristische Anekdote wird ja von Lipsius erzählt. So verzog er, wenn er einmal sich versprach, was selten genug vorkam, keine Miene, sondern verbesserte sich mit würdigem Ernst, auch als ihn einst der Schwung seiner wissenschaftlichen Begeisterung gewiß zum Entsetzen manchen Fuchses zu dem Zitat fortriß: „Plutarch im Leben der zehntausend Redner“. — Bekannt ist ja auch seine merkwürdige Vorliebe für den Ausdruck „doppelt“ (schon in einer seiner ersten Publikationen, Nr. 11, ist zu lesen: „die vorliegende Ausgabe wird aus doppeltem Grunde gekauft werden“), eine Eigenart, für die B. A. Müller eine merkwürdige Parallele aus der alten sächsischen Schulgeschichte bringt (S. 566).

2) Über die Entwicklung von Seminar, Proseminar und Institut in Leipzig hat Lipsius selbst zugleich im Namen von Bethe und Heinze einen zuverlässigen und für die Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts wichtigen Bericht in der Festschrift zum 500jähr. Jubil. der Univers. Leipzig (Nr. 90) gegeben.

3) Über die Stellung dieser Gesellschaften im Universitätsgetriebe s. Festschrift (Nr. 90), S. 18 und 26.

unbeachteten wichtigen, aber entlegenen Aufsatz zur Frage hervorholte. Dabei verwendete er in den Übungen ein wunderbar klares, in seiner kraftvollen Eigenart auf den Studenten geradezu eindringendes Latein, wie es wohl wenig Dozenten beherrscht haben mögen und heute beherrschen [1]).

Mit wie berechtigter Befriedigung er sich selbst in seinen Aufzeichnungen von der Wirkung seiner langjährigen Lehrtätigkeit Rechenschaft gibt, das beweist die lange Liste von 58 sämtlich lateinisch geschriebenen Dissertationen, die auf seine Anregung zurückgehen, eine merkwürdige Zusammenstellung nach sachlichen Gesichtspunkten, wie sie nicht oft einem Universitätsprofessor beigekommen sein mag und die doch so anschaulich den weitgreifenden Einfluß des Kathederlehrers auf seine Hörer dartut und zugleich ein Stück Gelehrtengeschichte bedeutet, so daß es sich lohnt, diese Liste der Vergessenheit zu entreißen, wenn sie auch noch einige Lücken haben mag [2]). Eine große Zahl dieser Arbeiten ist in den von den vier Ordinarien 1878 begründeten Leipziger Studien er-

[1]) Auch dafür weist B. A. Müller (S. 565) auf den möglichen Einfluß von Klotz hin.

[2]) Antiphon: J. Brückner, De tetralogiis A. Rh. adscriptis (1887). B. Brinkmann, De A. oratione de choreuta (1888). Lysias: O. Pabst, De orationis ὑπὲρ τοῦ στρατιώτου causa authentia integritate (1890). F. G. Nowack, De orationum quae inter Lysiacas feruntur XIV et XV authentia (1889). M. Hentschel, De L. oratione Epicratea (1874). W. Weber, De L. quae fertur contra Andocidem oratione (VI) (1900). Isokrates: O. Gehlert, De elocutione Isocratea partic. prior (1874). E. Drerup, De codicum Isocrateorum auctoritate (1894). P. Galle, De I. oratione Trapezitica (1883). R. Ponickau, De I. Demonicea (1889). R. Mende, Prolegomena in I. Aegineticam (1899). C. Woyte, De I. quae feruntur epistulis quaestiones selectae (1907). Isaios: E. Lincke, De elocutione I (1884). Aeschines: J. Bärwinkel, De lite Ctesiphontea commentatio (1878). Demosthenes: S. Schaffner, De tertia adversus Aphobum oratione (1876). R. Schulze, Prolegomena in D. quae fertur adversus Apaturium orationem (1878). G. Kleindienst, De causa orationis in Nausimachum et Xenopithem D. (1913). R. Burgkhardt, De causa or. adversus Spudiam D. (1908). W. Preibsch, Prolegomena in D. q. f. or. adversus Euergum et Mnesibulum (1895). C. Rüger, Prolegomena in D. q. f. or. adv. Olympiodorum (1885). J. Riehemann, De litis instrumentis quae exstant in D. q. f. or. adv. Neaeram (1886). Dinarch: P. Vogel, In D. curae grammaticae, rhetoricae, criticae (1877). Griechische Staats- und Rechtsaltertümer: P. Panske, De magistratibus Atticis, qui saec. a. Chr. n. IV. pecunias publicas curabant. Pars I. (1890). E. Koch, De Atheniensium logistis euthynis synegoris (1894). K. Hille, De scribis Atheniensium publicis (1876). J. Penndorf, De scribis rei publicae Atheniensium (1897). G. Schubert, De proxenia Attica (1881). A. Dittmar, De Atheniensium more exteros

schienen, die bis zum Jahre 1902 bestanden, eine Einrichtung, die die junge Philologenschaft wesentlich gefördert hat, da sie tüchtigen Dissertationen eine weitere Verbreitung ermöglichte. (Nr. 90, S. 20). Es ist vielleicht nicht ganz dem Zufall zuzuschreiben, daß

---

coronis publice ornandi qu. epigr. (1891). C. Scherling, Quibus rebus singulorum Atticae pagorum incolae operam dederint (1897). F. Poland, De legationibus Graecorum publicis (1885). Ed. Anthes, De emptione venditione Graecorum quaestiones epigraphicae (1885). C. Euler, De locatione conductione atque emphyteusi Graecorum (1882). J. Rentzsch, De δίκῃ ψευδομαρτυρίων in iure Attico (1901). E. Bischoff, De fastis Graecorum antiquioribus (1884). G. Förster, De Hellanodicis Olympicis (1879). C. Scheffler, De rebus Teiorum (1882). G. Schwedler, De rebus Tegeaticis (1887). Th. Lenschau, De rebus Prienensium (1890). Griechische Historiker, Rhetoren und Scholien: F. Atenstädt, De Hecataei Milesii fragmentis quae ad Hispaniam et Galliam pertinent (1891). B. Schulze, De Hecataei M. fragmentis, quae ad Italiam meridionalem spectant (1912). R. Hildebrandt, De Herodoti itineribus Europaeis et Africanis (1883). M. Broschmann, De γάρ particulae usu Herodoteo (1882). H. Schmitt, Quaestiones chronologicae ad Thucydidem pertinentes (1882). O. Diener, De sermone Thucydidis quatenus cum Herodoto congruens differat a scriptoribus Atticis (1889). B. Hammer, De τε particulae usu Herodoteo, Thucydideo, Xenophonteo (1904). P. Eismann, De participii temporum usu Thucydideo (1892). G. Erler, De Xenophonteo libello de republica Lacedaemoniorum (1874). G. Eichler, De Cyropaediae capite extremo (1880). R. Neubert, De Xenophontis Anabasi et Diodori, quae est de Cyri expeditione parte bibliothecae (1881). W. Florian, Studia Didymea historica ad saec. IV pertinentia (1908). Th. Rößler, Dionysii Hal. scriptorum rhetoricorum fragmenta (1873). G. Fraustadt, Encomiorum in litteris Graecis historia (1909). C. Brandstätter, De notionum πολιτικός et σοφιστής usu rhetorico (1894). E. Schwabe, De scholiorum Thucydideorum fontibus (1881). Th. Freyer, De scholiorum Aeschineorum fontibus (1882). Lyriker: J. Schöne, De dialecto Bacchylidea (1899). H. Mrose, De syntaxi Bacchylidea (1902). P. Brandt, De particularum subiunctivarum apud Pindarum usu (1898). — Die in mehrfacher Hinsicht interessante Zusammenstellung ist in ihrer zeitlichen Häufigkeitskurve nicht nur für Lipsius bezeichnend, sondern wohl auch überhaupt für das Leipziger Promotionswesen. Die zeitliche Anordnung ergibt: 1873: 1, 1874: 3, 1876: 1, 1877: 1, 1878: 3, 1879: 1, 1880: 1, 1881: 3, 1882: 5, 1883: 2, 1884: 2, 1885: 3, 1886: 1, 1887: 2, 1888: 1, 1889: 3, 1890: 3, 1891: 2, 1892: 1, 1894: 3, 1895: 1, 1897: 2, 1898: 1, 1899: 2, 1900: 1, 1901: 1, 1902: 1, 1904: 1, 1907: 1, 1908: 2, 1909: 1, 1912: 1, 1913: 1 Diss. Danach hat Lipsius schon in den ersten Jahren seiner akademischen Tätigkeit in der hier besprochenen Richtung anregend gewirkt; die achtziger Jahre stellen, namentlich in ihrem Beginn, einen Höhepunkt dar, aber ansehnlich ist die Zahl der Dissertationen auch noch in den neunziger Jahren, während sie seit der Wende des Jahrhunderts spärlicher auftreten. Immerhin hatte der fast Achtzigjärige noch die Freude gehabt, zwei Dissertationen erscheinen zu sehen, zu denen er die Anregung gegeben hatte.

unter der großen Zahl der genannten Lipsius besonders nahegetretenen Schüler sich nur ein späterer Akademiker (Drerup) findet. Was aber der treffliche Pädagog so vor allem dem sächsischen Gymnasiallehrerstand geworden ist, das hat Körte in den Lehrmeister wie seine Schüler gleichermaßen ehrender Weise ausgesprochen [1]).

Faßt man Lipsius' schriftstellerische Tätigkeit ins Auge, wie sie sich nun in den Jahren seit seiner Berufung in das philologische Ordinariat entfaltete, so tritt uns daraus der geradezu sittliche Ernst seiner wuchtigen Persönlichkeit entgegen. Was er an seinem Freunde Hultsch als das bezeichnet (Nr. 85, S. 198) was „allen seinen Arbeiten ihr eigentlichstes Gepräge gibt": „die echt philologische Akribie, die sich nicht genug tut, bis sie sich ihres Gegenstandes in vollem Umfange und bis ins Kleinste bemächtigt hat", das gilt für ihn selbst in gleichem Maße, und solange man noch Akribie als eine Haupttugend des Philologen schätzen wird, muß sein Schaffen Ehrfurcht erwecken. Seine Gründlichkeit läßt ihn nie rasten, solange ihm die Klärung einer Frage möglich erscheint. Daher griff er gern so wenig er, wie er selbst erklärt (Nr. 44, S. 675), ein Freund von eigentlichen „Repliken" war, dieselbe Sache erneut auf, um sie weiterzuführen, so wie wir es schon bei seinem Sophoklesstudien sahen (S. 5f.). Das gilt von den Untersuchungen über die dramatische Choregie (Nr. 43. 49. 78. 91), Kalenderfragen (Nr. 34. 38), der Behandlung der δίκη ἐξούλης (Nr. 97. 104), einer Stelle des Thukydides (Nr. 42. 44), dem Historiker von Oxyrhynchos (Nr. 94. 96. 102. 106), um hier nur Einzelheiten hervorzuheben, nicht die in seinen großen Werken wiederkehrenden Fragen zu berühren. Dabei war es ihm selbstverständlich, daß er mit unbefangener Offenheit eigene frühere Ansichten gelegentlich revidierte. Auch was er an Hultsch hervorhob (Nr. 85, S. 195), dem er ja in mancher Hinsicht geistesverwandt war, daß er „zu jeder erheblichen Erscheinung auf seinem Forschungsgebiet sofort Stellung nahm", ist von ihm in ganz hervorragendem Maße zu rühmen. Das gilt von zahlreichen Neufunden, die er kurz nach ihrem Bekanntwerden auszunutzen verstand. Neben der Ἀθηναίων πολιτεία (Nr. 57 u. s.) stehen des Hypereides Rede gegen Athenogenes (Nr. 69), die neuen

---

[1]) S. 44*: „Es wird wenige Lehrer an den sächsischen Gymnasien geben, die nicht seine Schüler gewesen sind, und wenn heute die klassisch-philologischen Gymnasiallehrer Sachsens an Kenntnissen und wissenschaftlichem Sinn unter ihren Kollegen in den deutschen Bundesstaaten wohl die erste Stelle einnehmen, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst von Lipsius."

Demosthenespapyri (Nr. 63. 77), Bakchylides (Nr. 75), ein Papyrus mit Olympionikenlisten (Nr. 79) und zahlreiche eben veröffentlichte Inschriften (Nr. 34. 38. 49. 54. 56. 66), darunter obenan das „Recht von Gortyns“ (Nr. 89); ja, als er schon das achtzigste Lebensjahr überschritten hatte, veröffentlichte der greise Gelehrte seine maßgebenden Forschungen über den Historiker von Oxyrhynchos (Nr. 94. 96. 102. 106), und ein Jahr vor seinem Tode die scharfsinnige Untersuchung über die Hippothersesrede des Lysias (Nr. 107). Bei allen seinen Arbeiten aber wurde er unterstützt von einer hervorragenden Kenntnis der antiken und modernen Literatur. Seine Belesenheit erregte immer wieder berechtigte Bewunderung, und so hebt noch ein Kritiker (B. ph. W. 1920, Sp. 891) an der letzten Arbeit des Hochbetagten „die erstaunliche Beherrschung auch der neuesten einschlägigen Literatur“ hervor. Ungewöhnlich war auch die schon in jungen Jahren sich ankündigende (S. 11) meisterliche Sprachkenntnis. Dabei ist es nicht zu verwundern, daß er seiner ganzen Natur nach in der Behandlung der Texte sehr vorsichtig und stark konservativ war. Konnte er doch mit Recht so manches Mal darzutun unternehmen, „wie auch an viel versuchten Stellen es nur der Mittel scharfer Interpretation bedarf“, um „unrettbar verlorene Lesarten zu halten“ (vgl. Nr. 53, S. 357). Konjekturen um ihrer selbst willen zu machen, war nicht seine Sache; einem bloßen „lusus ingenii“ war er abhold. So mit hervorragender Schärfe des Geistes und Klarheit des Urteils begabt, die sich auch in seinen wertvollen, meist die Sache fördernden Rezensionen aussprechen, war er zu einer Sicherheit der Methode gelangt, die ihn beispielsweise aus wenigen Buchstaben einer Inschrift wichtige Ergebnisse fördern ließ (vgl. Nr. 54). Dabei erstrebte er stets „tunlichste Kürze“, wie er es selbst gelegentlich (Nr. 55, S. 224) ausspricht. So konnte denn die Kritik noch an einer Arbeit des Einundachtzigjährigen, die bei dem ehrwürdigen Alter des Verfassers ganz außergewöhnliche „logische Schärfe und gedrängte Kürze“ bewundern (E. v. Stern: Lit. Zentr. 1916, Sp. 105).

Manche Frage hat Lipsius zur endgültigen Entscheidung gebracht, ja manches Mal konnte er mit Genugtuung feststellen, wie neue Funde seine scharfsinnigen Forschungsergebnisse bestätigten. Freilich bekannte er sich eher zu einem „non liquet“, als daß er einer geistreichen Hypothese zuliebe den festen Boden seiner Forschung verlassen hätte.

Wenn es nun auch nicht ausbleiben konnte, daß Lipsius manchen Strauß, namentlich auch gegen moderne Lieblingstheorien, auszu-

fechten hatte, so bleibt er doch in seiner Kritik stets streng sachlich. Es ist wohl schon das Äußerste, wenn der noch jugendliche Kritiker den maßlosen Angriffen eines Krüger gegen andere Gelehrte gegenüber einmal von Insolenz spricht (Nr. 16). Sonst zeigt er in der würdigen Ablehnung minderwertiger Leistungen, wie in der vornehmen, gewiß für manchen Gegner beschämenden Zurückweisung von Angriffen die seiner Natur eigene vornehme Zurückhaltung [1]). Da ihm die Sache alles war, so hielt er sich auch nicht für zu gut, die Leistungen anderer, die ihm wertvoll erschienen, durch Neubearbeitung vor Veralten zu bewahren und so den von ihm überholten Vorgängern in dankbarer Bescheidenheit einen Teil der ihm zufallenden Anerkennung zu überlassen. Dies gilt gerade von seinen großen wissenschaftlichen Werken: dem Attischen Prozeß (Nr. 46), wie schon hervorgehoben war (S. 12), und dessen Umgestaltung in sein eigentlichstes Lebenswerk vom „Attischen Recht und Rechtsverfahren" (Nr. 83. 87. 92. 95) sowie von den Schömannschen Altertümern (Nr. 72. 80), bei deren Abfassung er seinerseits bereitwillig einem seiner Schüler (Ernst Bischoff) einige Abschnitte zur Bearbeitung überließ. Wie warm Lipsius die Verdienste anderer Gelehrten anzuerkennen wußte, das zeigen ja auch die Worte, die er dem Gedächtnis für Mitglieder der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu widmen hatte: für seinen Amtsgenossen Curt Wachsmuth (Nr. 84: 1905), für seinen alten Kommilitonen Friedrich Hultsch (Nr. 85: 1906) und — ein wohl einzigartiger Fall in der Geschichte der Philologie [2]) — für seinen Nachfolger auf dem akademischen Lehrstuhl Bruno Keil (Nr. 99: 1916).

Im Hinblick auf die 42jährige wissenschaftliche Tätigkeit seit dem Antritt des akademischen Ordinariats erscheint der Umfang des schriftstellerisch von Lipsius Niedergelegten nicht allzu groß, aber immerhin bedeutend genug, zumal wenn man bedenkt, daß unter seinen Veröffentlichungen bloße Rezensionen im Vergleich zu seiner Betätigung auf diesem Gebiete in jungen Jahren verhältnismäßig selten uns begegnen (18 gegenüber 22). Was er aber selbst in seiner Rektoratsrede (Nr. 58: 1891), die auch für unsere Zeit noch in ihrer schlichten Klarheit „die Aufgaben der klassischen Philologie in der Gegenwart" treffend kennzeichnet, als Grundsatz für den Forscher aufstellt (S. 31 f.), daß „es jedem verstattet ist, das

---

[1]) Vgl. Nr. 106, Sp. 958, wo der ehrwürdige Greis von einer Form des gegnerischen Angriffs spricht, „auf die die gebührende Antwort zu erteilen ich mir ersparen darf".

[2]) S. meine Besprechung: Berl. phil. Woch. 1917, Sp. 1043 f.

Arbeitsfeld sich auszuwählen, zu dessen Anbau Neigung und Anlage ihn geschickt machen", wenn er sich nur „den Blick in die Weite" wahrt, ist auch für ihn maßgebend geworden. So groß das Gebiet ist, das er sich gewählt hat, es zeigt doch mehr und mehr eine deutlich erkennbare Beschränkung und Einheitlichkeit und ist fast ganz bedingt durch seine akademische Lehrtätigkeit (S. 14); auch betont er selbst, daß die „kleineren Arbeiten größtenteils der Vorbereitung oder Ergänzung seiner Bücher dienten".

Zunächst tritt das Römertum und die römische Literatur vollständig zurück. Von einer einzigen älteren Rezension abgesehen (Nr. 21: 1868), zu der er wohl durch die Schullektüre veranlaßt wurde, hat er nur einmal die Frage der Textüberlieferung für einen lateinischen Dichter knapp behandelt, indem er für Valerius Flaccus das Verhältnis des Sangallensis zum Vaticanus so entscheidet, daß er eine beiden gemeinsame Vorlage erschließt (Nr. 88: 1908).

Bezeichnend ist auch sein Verhältnis zur Poesie. So eifrig er sich in seiner Jugend mit den Tragikern, besonders Sophokles, beschäftigt hatte (S. 5f.), so gut er es verstand, im Kolleg in gehobener Sprache einen Aischylos oder Pindar in Übersetzung wiederzugeben, Lipsius war doch in erster Linie Verstandesmensch, und wohl mag Körte das Richtige getroffen haben, wenn er in feinsinniger Weise ausführt (S. 45* f.), wie ihn, der „die ewigen Schönheiten der großen Poesie sicherlich stark und tief empfunden hat, doch eine in seiner Generation nicht seltene Scheu abhielt, ihre Gesetze sich und anderen zu entwickeln, die letzten Endes vielleicht auf einer Keuschheit des Empfindens beruht"[1]). Begreiflicherweise aber beschäftigten den Epigraphiker gewisse äußere Fragen der dramatischen Aufführungen, zu denen er ja auch, wie zu denen der Theatereinrichtung (S. 5), in seinen Vorlesungen Stellung nehmen mußte. In den Bemerkungen über die dramatische Choregie (Nr. 43: 1885) führt er den Nachweis, daß im dramatischen Agon der attischen Dionysien der Choreg nicht wie im lyrischen als Vertreter seiner Phyle, sondern im eigenen Namen in den Wettstreit eingetreten sei, eine Ansicht, die, wie er selbst mit Genugtuung feststellt, durch Aristoteles später ihre Bestätigung fand. In einem Nachtrag dazu (Nr. 49: 1887) behandelt er die attischen Siegerlisten; weiter (Nr. 78: 1899) macht er wahrscheinlich, daß

[1]) Bezeichnend ist die Äußerung in einer seiner frühesten Rezensionen (Nr. 5): „Ist ja doch die vollendete Übertragung eines antiken Dichtwerkes ein Ideal, das überhaupt wohl nur annähernd erreicht werden kann."

das Urteil der Preisrichter der Gesamtleistung von Dichter und Choreg gegolten habe, und endlich (Nr. 91: 1910) „erbringt er den Nachweis, daß in die amtlichen Aufzeichnungen über die dramatischen Agone die Dichtercomponisten nur insoweit eingetragen wurden, als sie auch das Einstudieren ihrer Werke besorgt hatten“ (Aufz.). Seinem Kolleg kamen auch einige Aufsätze über griechische Lyriker zugute. In dem einen gibt er in anschaulicher Weise Bericht über den Bakchylidesfund (Nr. 75: 1898), wobei auch manches Streiflicht auf Pindar fällt; in den Beiträgen zur Pindarischen Chronologie (Nr. 79: 1900) wird außer diesem Neufund ein inschriftliches Olympionikenverzeichnis ausgenutzt, um „die Zeitansätze einer Reihe von Oden einer Revision zu unterziehen“ (Aufz.), und danach auch der Versuch gemacht, die Geburtszeit des Dichters neu zu bestimmen; in dem Aufsatz De elegiae Graecae primordiis (Nr. 93: 1912) entscheidet sich Lipsius für De Lagardes Ableitung des Wortes *ἐλεγεῖον* aus dem Armenischen.

Fragen mehr der reinen wissenschaftlichen Spekulation, wie etwa die homerische, lagen dem auf nüchterne Erkenntnis gerichteten Sinn des Gelehrten ferner. Mit Homer beschäftigt sich überhaupt nur ein Artikel, bezeichnenderweise in einer Frage des griechischen Rechts (S. 25). Auch Platon wird kaum einmal gelegentlich gestreift, bei der Stellungnahme zu den *Ἀττικιανά* (Nr. 63, S. 10 ff.), wie überhaupt Erörterungen aus dem Gebiete der griechischen Philosophie völlig fehlen. Lipsius' wohlabgemessenes Gebiet, auf dem seine Eigenart sich voll entfalten konnte, sind die griechischen Redner und Historiker, vor allem aber die „sogenannten“ griechischen Staatsaltertümer, wie er sie bezeichnenderweise nennt, und darunter wieder im besonderen die Rechtsaltertümer. Männer wie Sauppe, dessen ausgewählte Schriften er auch besprochen hat (Nr. 71: 1896), waren offenbar seine Vorbilder.

Dem schon erwähnten Aufsatz über Andokides folgte jetzt eine Ausgabe des Redners (Nr. 52: 1888), die, wie er mit Recht in seinen Aufzeichnungen hervorhebt, „nicht bloß durch neue Handschriftenvergleichung über Blaß hinausgekommen ist“. Sie legt aber auch, wie seine Ausgabe der Demosthenischen Kranzrede (S. 11), Zeugnis ab von dem gesunden Konservativismus des Gelehrten. Besonders lebhaft beschäftigte ihn Demosthenes [1]). An einer Stelle der Kranzrede (§ 12 f.) sucht er nicht ohne Glück „unrettbar verlorene“ Lesarten zu halten (Nr. 53: 1889, s. S. 19). Neue Papyrusfunde

[1]) Vgl. auch die Besprechungen Nr. 39: 1882; 65: 1893.

geben ihm Anlaß, sich mit der Textgeschichte des Demosthenes zu beschäftigen (Nr. 63: 1893) und „dabei besonders den Glauben an den attikianischen Ursprung des Σ zu widerlegen wie die Lückenlosigkeit der Androtionea zu erweisen“ (Aufz.) sowie Belege dafür zu bringen, „daß schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die classischen Texte wesentlich in derselben Gestalt gelesen worden sind, in der unsere weit späteren Handschriften sie uns überliefert haben“ (Nr. 77: 1898). Für die 1. Rede gegen Aristogeiton wird der Nachweis erbracht, daß sie „nicht für eine lautere Quelle des attischen Rechts gelten darf (Aufz.), wenn sie auch aus fleißigem Studium attischer Reden geschöpft ist“ (Nr. 40: 1883, S. 330). Bezeichnend für Lipsius' abwägende Vorsicht ist die Schlußbemerkung: „Mögen nicht alle Anstände von gleichem Gewichte sein, mag ihre Begründung nicht allenthalben die gleiche Sicherheit beanspruchen dürfen, das Gesamtergebnis kann nicht zweifelhaft sein.“ Die Auffindung von des Hypereides Rede gegen Athenogenes veranlaßte Lipsius zur Darlegung verwickelter Rechtsverhältnisse (Nr. 69: 1896). Zur Begründung von Ausführungen seines Hauptwerkes sucht er zu erweisen, daß die Tetralogien des Antiphon, mag sie dieser oder ein Zeitgenosse geschrieben haben, jedenfalls auf dem Boden des attischen Rechtsbrauchs erwachsen sind (Nr. 82: 1905). Mit Lysias hatte er begonnen, der Neufund der Hippotherseesrede gab ihm Anlaß, in seiner allerletzten Arbeit „eine vielerörterte Streitfrage des attischen Metoikenrechts“, wie er wohl behaupten konnte, „zu sicherer Entscheidung zu bringen“ (Nr. 107: 1920, S. 2).

Später als die Beschäftigung mit den Rednern setzt die mit den Historikern ein. Es gehören hierher zunächst einige Arbeiten der achtziger Jahre. Lipsius tritt für die wohl am meisten gesicherte Annahme ein, daß Hellanikos nicht älter war als Herodot (Nr. 36: 1881), emendiert mit Glück durch eine einfache Umstellung eine Stelle des Thukydides aus Cassius Dio (Nr. 37: 1881), setzt sich mit Wilamowitz in einer verwickelten chronologischen Frage der dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges vorausgehenden Ereignisse in beachtlicher Weise auseinander (Nr. 42. 44: 1885)[1]), wobei er namentlich die Meinung widerlegt, des Thukydides Werk habe „durch die Eingriffe eines Herausgebers wesentliche Änderungen erfahren“ (Aufz.), und gibt in seinem Dekanatsprogramm manche wertvolle Beobachtung über die griechische Logographie (Nr. 48: 1887). Daß das Herodotische Geschichtswerk nicht ab-

---

[1]) Mit Thukydides beschäftigt sich auch eine Rezension (Nr. 68: 1895).

geschlossen uns erhalten ist, legt er in überzeugender Weise dar (Nr. 81: 1902), eine Frage, die er schon „seit 20 Jahren" in seinen Vorlesungen beantwortet zu haben betonen konnte. Schließlich aber bot dem hochbetagten Greise, wie auf dem Gebiete der Redner, so auch auf dem der Historiker ein bedeutender Neufund noch einmal Gelegenheit, eine wichtige Frage zu lösen. Der im Papyrus P uns wiedergeschenkte, von maßgebender Seite dem Theopomp zugeschriebene „Historiker von Oxyrhynchos" wurde von ihm in überzeugender Weise als der Geschichtschreiber Kratippos erwiesen (Nr. 94: 1915)[1]) und sorgfältig herausgegeben (Nr. 96: 1916); in weiteren Beiträgen nahm er dann Stellung zu vorgebrachten Konjekturen (Nr. 102: 1917) und wies nach, wie die neugefundenen Fragmente des Ephoros nur bestätigen können, daß unser Papyrus P eben nicht von Ephoros stammen kann (Nr. 106: 1919).

So Wertvolles Lipsius auf dem Gebiete der griechischen Prosa geleistet hat, sein eigentlichstes Arbeitsgebiet, auf das ja schon manche der genannten Arbeiten hinweisen, waren doch die Staatsaltertümer, in erster Linie die Fragen des attischen Rechts. Wie er schon frühzeitig durch seine vortrefflichen Jahresberichte sich auf diesem Gebiete heimisch machte, mußte schon besprochen werden (S. 11). Die Reihe der Einzeluntersuchungen eröffnet die Abhandlung über die athenische Steuerreform im Jahre des Nausinikos (Nr. 32: 1878) und eine Festsetzung des Zeitpunktes der Mündigsprechung im attischen Rechte (Nr. 33: 1878), die jetzt freilich durch Aristoteles ebenso erledigt ist wie die Ansicht, daß die Archonten schon während ihrer Amtstätigkeit dem Areopag angehörten (Nr. 35: 1881). Inschriftenfunde veranlaßten weiterhin Lipsius, sich mit dem griechischen Kalender zu befassen; es wird die Abhängigkeit des attischen Kalenders vom delphischen nachgewiesen (Nr. 34: 1880) und der letzte noch fehlende Monatsname

[1]) Es kann unmöglich das Verdienst von Lipsius herabsetzen, wenn Beloch neuerdings in der 2. Aufl. seiner griechischen Geschichte (III 2, Berlin-Leipzig 1923, S. 1 ff.) dieselbe Ansicht wie Lipsius im wesentlichen mit denselben Gründen vertritt, und die Bemerkung hinzufügt (Anm. 1): „Mir ist das vom ersten Augenblick an klar gewesen, und die Sache ist heute wohl in diesem Sinne entschieden. Gleichwohl habe ich den vorliegenden Abschnitt (geschrieben 27. XI. 1911) nicht unterdrücken wollen, um den Leser über den Stand der Frage zu orientieren." Gewiß ist es eine erfreuliche Bestätigung der Ansicht von Lipsius, wenn ein Mann wie Beloch zu demselben Ergebnis gekommen ist; aber verwunderlich erscheint es, daß Beloch den nicht nennt, der doch dies wissenschaftliche Ergebnis zuerst veröffentlicht hat.

des boiotischen registriert (Nr. 38: 1881). Für die Gerichtsszene der Ilias begründet Lipsius wohl in „streng philologischer Interpretation" (S. 227) vor allem die Auffassung, daß es sich um ein Schiedsgericht und um ein Wergeld handelt (Nr. 55: 1890). In einigen Aufsätzen über attische Volksbeschlüsse zeigt sich seine sichere Methode in Ergänzung (Nr. 54: 1890) wie Erläuterung (Nr. 56: 1891) bei aller Knappheit der Behandlung. Die Vollendung des „Attischen Prozesses" (S. 12) brachte in den achtziger Jahren einen gewissen vorläufigen Abschluß für sein Schaffen [1]). Epochemachend aber gerade auch für ihn mußte begreiflicherweise die Auffindung der Ἀθηναίων πολιτεία werden. Es ist bemerkenswert, mit welcher Klarheit er alsbald nach ihrem Bekanntwerden das Wichtigste herauszugreifen versteht, worin „unsere Kenntnis des attischen Rechts und Rechtsverfahrens bereichert wird" (Nr. 57: 1891). In der weiteren Ausnutzung des großen Fundes [2]) muß sich nun vor allem sein Scharfsinn betätigen, mag er unter Berücksichtigung eines inschriftlichen Neufundes in einer Betrachtung über die Phratrie der Demotionidai verwickelte Fragen der attischen Volksgliederung der Lösung näher führen (Nr. 66: 1894), über Procheirotonie und Epicheirotonie ein vorsichtiges Urteil abgeben (Nr. 70: 1896) oder in der von ihm übernommenen Umarbeitung der griechischen Altertümer von Schömann „die durch Aristoteles' wieder gefundenes Buch gebotenen Aufschlüsse verwerten sowie die vorher wenig berücksichtigten inschriftlichen Quellen heranziehen" (Aufz.) (Nr. 72: 1897; 80: 1902).

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dies Werk, so sehr die Wissenschaft jetzt andere Wege zu gehen unternimmt (S. 28), schon deshalb seine Bedeutung noch lange behalten wird. Auf das gewissenhafteste aufgebaut auf der Arbeit der Vorgänger, hält es in glücklicher Weise die Mitte zwischen einem streng wissenschaftlichen und einem auch für jeden Gebildeten lesbaren Buche, das es ja eigentlich darstellen soll. Knapp und dabei vollständig, streng sachlich und nicht ohne lebendige Einzelzüge, ohne willkürliche Konstruktionen und von unbedingter Zuverlässigkeit, wird das Buch als Einführung in ein großes, nicht leicht zugängliches Gebiet und als nächstes Nachschlagebuch noch lange seine Bedeutung haben.

---

[1]) Auch auf einige hierher gehörige Besprechungen sei hingewiesen: Nr. 41: 1884; 45: 1885; Nr. 50. 51: 1887.

[2]) Von Besprechungen gehören hierher: Nr. 59. 60. 61: 1892; 64: 1893; 67: 1895; 74: 1897; 86: 1906.

Eine wichtige Ergänzung und Vorarbeit für den zweiten Band bildeten die Beiträge zur Geschichte griechischer Bundesverfassungen (Nr. 76: 1898), in denen Verfassungsfragen des zweiten athenischen Seebundes und des achaiischen Bundes manche Klärung erfahren.

Immer wieder aber wurde Lipsius auf das Gebiet des griechischen Rechts geführt. In lichtvoller Weise legte er bereits 1893 (Nr. 62) in seiner zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Prorektoratsrede die Bedeutung des griechischen Rechts dar. Da aber der attische Prozeß vergriffen war, konnte er nunmehr daran gehen, unter Zugrundelegung dieses älteren Werkes und Ausnutzung des namentlich durch die Ἀϑηναίων πολιτεία und Inschriften so reich zugeflossenen neuen Materials „Das Attische Recht und Rechtsverfahren" in weiterem Umfange zu behandeln. Dem Siebzigjährigen war es beschieden, den ersten Band herauszugeben (Nr. 83: 1905), dem die weiteren Teile in Abständen folgten (Nr. 87: 1908; 92: 1912), und dem Achtzigjährigen, das große Werk abzuschließen (Nr. 95: 1915). Daneben mußte begreiflicherweise auch das neugefundene Recht von Gortyns (im Jubiläumsbande der Abh. d. S. Ges. d. Wiss.) besondere Berücksichtigung finden (Nr. 89: 1909): es wurde namentlich in seiner weitgehenden Übereinstimmung mit dem attischen Rechte gewürdigt und dabei Fragen des Familienrechts, der Volksgliederung und der Rechtsverfassung erörtert. Noch nach der Vollendung des großen Lebenswerkes aber erschien manche wertvolle Einzeluntersuchung auf dem Gebiete der Altertümer. Die Frage der δίκη ἐξούλης (Nr. 97: 1916) beschäftigte Lipsius so lebhaft, daß er Angriffen von juristischer Seite gegenüber noch ein zweites Mal zur Feder griff, um der Autorität des Harpokration Geltung zu verschaffen (Nr. 104: 1918). Es folgten eine Abhandlung über die attische Steuerreform und das attische Volksvermögen, in der er die Auffassung seines Handbuches näher begründet und auch eine im „Attischen Recht" vertretene Anschauung gewissenhaft berichtigt (Nr. 98: 1916), ein Aufsatz über die attische Nomothesie, die der verschiedenen Handhabung dieser Einrichtung im Laufe der Zeiten nachgeht (Nr. 101: 1917) und die Behandlung des attischen Volksbeschlusses über Chalkis (Nr. 103: 1918), in der er eine schwierige Frage über die Steuerpflicht der attischen Metoiken entscheidet.

So reich die wissenschaftliche Tätigkeit von Lipsius gewesen ist, sie gipfelt doch zweifellos — man möchte fast sagen — in abschließender Weise in seinem „Attischen Recht und Rechtsverfahren". Angesichts dieses Buches darf man wohl behaupten, daß das ihm

vergönnt war, was, wie er einst beklagte, seinem Amtsgenossen Wachsmuth versagt blieb: „zur Zahl der Auserwählten zu zählen, die ein langes Lebenswerk zum Abschluß haben führen dürfen". Konnten auch noch einige Partien des „Attischen Prozesses" im wesentlichen hinübergenommen werden, so bedeutet dies Buch doch ein selbständiges Werk, in dem die Forschung nicht nur in allen Einzelfragen weitergeführt ist, sondern das auch in seinem Plane bedeutend erweitert erscheint, da, abgesehen von einer rechtsgeschichtlichen Einleitung, auch das Blutrecht und das materielle Recht eingehender behandelt werden. In diesem Buche zeigt sich noch einmal die ganze wissenschaftliche Bedeutung des großen Gelehrten, in seiner echt philologischen Akribie und seiner beispiellosen Beherrschung der Literatur, seiner meisterlichen Sprachkenntnis und seinem kritischen Scharfblick, seiner unbedingten Sachlichkeit und nüchternen Klarheit, seiner sicheren Methode. Auf dieses große Werk werden sich wohl vor allem auch später noch die Blicke richten, wenn man fragt, was Lipsius der Wissenschaft gewesen ist. Es war kein kleines, ja in gewissem Sinne ein gewagtes Unternehmen für den Philologen, hinüberzugreifen auf das Gebiet einer anderen stolzen Wissenschaft. Aber jeder gerechte Beurteiler wird zugeben müssen, daß der Wurf in hohem Maße gelang, daß Lipsius das „Grundbuch" geboten hat „für die Erforschung des griechischen Rechts, dessen Bedeutung für die Rechtsentwicklung des ganzen Abendlandes in den letzten Dezennien mehr und mehr erkannt worden ist" (Drerup im Lit. Zentr. 1916 Sp. 962). Wie richtig er aber seine eigene Stellung dabei beurteilte, das zeigen seine Aufzeichnungen, die auch hier wiederzugeben lohnt: „Mein letztes Buch . . . ist bestimmt, an die Stelle meiner Neubearbeitung des Attischen Prozesses zu treten, die eines Ersatzes wegen des neuerschlossenen Materials ebenso wie darum bedurfte, weil seit ihr infolge der Aufdeckung der gortynischen Rechtstafeln und der in immer reicherer Fülle zuströmenden Papyrusfunde sich auch die Mitarbeit der Juristen dem griechischen Rechte zugewendet hat und damit ein von mir immer wieder zum Ausdruck gebrachter Wunsch in endliche Erfüllung gegangen ist. Je dankbarer ich für die Anerkennung bin, die mir auch von dieser Seite durch Verleihung des Ehrendoktorats der Rechtsfakultäten von Leipzig und Athen zuteil geworden ist, um so weniger darf ich die Mahnung unterdrücken, sich nicht durch Überschätzung juristischer Methode zur Geringachtung philologischer Arbeit verleiten zu lassen, wie sie neuerlich wiederholt zutage getreten ist und zu schweren Fehlern auch

in beachtenswerten Leistungen geführt hat. Nur der Vereinigung beider wird die Lösung der Aufgabe gelingen, deren Möglichkeit wir für eine nicht zu ferne Zukunft voraussetzen dürfen, eine wissenschaftliche Darstellung des griechischen, nicht bloß des attischen Rechts zu geben." Was der Philologe für die Erkenntnis des attischen Rechts leisten konnte, das hat Lipsius zum guten Teile geleistet; daß er aber überhaupt die Grenzen der von ihm geübten philologischen Methode und seines eigenen Schaffens stets klar erkannte und auch den Umschwung in der wissenschaftlichen Behandlungsweise, den unsere Zeit bisweilen nur zu selbstgefällig predigt, wohl schon vorausahnte, das läßt seine Rektoratsrede erkennen, wenn er damals (1891) sagte (Nr. 58, S. 24): „Kritische Sammlung des Materials ist ja überhaupt die Signatur, welche die Richtung der Gegenwart auch auf dem Gebiete anderer Geisteswissenschaften bezeichnet, und wenn an dieser Richtung eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen ist, so darf sie doch das Verdienst in Anspruch nehmen, den unentbehrlichen Grund zu legen für die weitere Arbeit." Mag also die Wissenschaft auch andere Wege einschlagen und mögen dann manche Ansichten von Lipsius einer besseren Erkenntnis weichen müssen, mag der Rechtshistoriker nunmehr in intuitiver Weise das Bild des griechischen Gesamtrechts entwerfen, das große Werk des ehrwürdigen Meisters bedeutet doch, ja um so mehr, einen gewissen Abschluß der Forschung, aber auch das Fundament, auf dem weitergebaut werden wird.

Gleichmäßig und schlicht verfloß das äußere so lange Leben des Gelehrten. Von anregenden Reisen, auch nach Italien und Griechenland, abgesehen, wurde die stille Arbeit im Dienste der Wissenschaft durch kein bedeutsames äußeres Ereignis unterbrochen. Nur ist es ja fast selbstverständlich für akademische und namentlich Leipziger akademische Kreise, daß eine geistig vornehme Geselligkeit auch das gastliche Lipsiussche Haus nicht selten erfüllte. Daß die Musik dabei eine wichtige Rolle spielte, war bei der Geistesrichtung von Lipsius' feinsinniger Gattin und seiner Schwester, der berühmten Musikschriftstellerin La Mara, begreiflich. Aber auch mancher Student fand hier reiche Anregung und sammelte wertvolle Erinnerungen für sein Leben[1]. Hier im eigenen Hause oder bei geselligen Veranstaltungen der Professorenschaft lernte wohl auch mancher den ernsten Mann von seiner liebenswürdig jovialen Seite kennen.

---

[1]) Vgl. Hermann Anders Krüger, Sohn und Vater. Eine Jugendrechenschaft. Braunschweig-Hamburg 1922, S. 218.

Überschaut man das ganze reichgesegnete Leben des Gelehrten, so konnte in der Tat das Wort seiner Schwester von ihm gelten (La Mara I S. 45): „Alles gedieh ihm in Beruf und Leben nach Wunsch und Willen.“ Freilich mußte der einst so kraftvolle Mann doch schließlich in seiner letzten Lebenszeit den Beschwerden des Alters seinen Tribut entrichten. Noch am 4. August 1916 hatte er in Gesundheit mit der treuen Lebensgefährtin, die ihm „in innigem Zusammenleben“, wie sie selbst schreibt, ein nie getrübtes Glück bereitet hatte, wenn auch die Ehe nicht mit Kindern gesegnet war [1]), die goldene Hochzeit in Masserberg in Thüringen still und allein gefeiert (Ecce S. 26); die drei letzten Jahre aber seines Lebens hatte er infolge einer Lungenentzündung an chronischem Bronchialkatarrh schwer zu leiden. Gleichwohl diente er noch weiter, wie wir sahen, in seltener Geistesklarheit und Geistesschärfe seiner Wissenschaft. Obwohl schließlich dauernd an das Bett gefesselt und zuletzt unfähig, zu lesen, wollte er nicht von seiner Arbeit lassen, die ihm Herzenssache geworden war, und er ließ sich nun von der treuen Gattin vorlesen. Sanft ist er dann an einem Sonntagmorgen, am 5. September 1920, entschlummert.

Lipsius war, wie Ihmels bei der erhebenden Trauerfeier in der ehrwürdigen Paulinerkirche hervorhob, eine in sich geschlossene Persönlichkeit. Beruf und Leben waren von derselben ernsten, geradezu strengen Pflichttreue erfüllt. Ein wahrhafter, aufrechter, durchaus sittlicher Charakter, von schlichter Frömmigkeit beseelt, konnte ihn Ihmels „einen Mann des kategorischen Imperativs aus der alten Schule“ nennen. Im Verkehr war der zurückhaltende Gelehrte nicht liebenswürdig im gewöhnlichen Sinne; das lag nicht in seiner stillen, ernsten Art, wie sie ja schon seine ehemaligen Gymnasialschüler schildern (S. 7. 10); aber er war mehr als das: „der ehrwürdige Justus war die väterliche Güte in Person,“ wie Krüger mit Recht sagt (a. a. O.). Nicht alle freilich, die einst zu seinen Füßen saßen, haben die unerschöpfliche, gütige Nachsicht, mit der er namentlich wissenschaftliche Bestrebungen zu fördern suchte, in dem Maße erfahren wie der Schreiber dieser Zeilen, wohl der einzige seiner Schüler, der sich auch rühmen kann, daß der Meister Arbeiten von ihm besprochen hat (Nr. 50. 60); aber jeder, der ihm nahekam, mußte den Adel einer vornehmen Persönlichkeit voll Herzensgüte empfinden [2]), und so haben die alten Schüler dem „Meister“, wie sie ihn gern schon zu einer Zeit nannten, wo er

---

[1]) Vgl. La Mara a. a. O. II, S. 459.
[2]) Vgl. auch B. A. Müller a. a. O., S. 566.

noch recht jung war, ihre herzliche Verehrung bei so mancher Gelegenheit gezeigt: Zum 60. Geburtstage überreichten ihm die alten Schüler als Festschrift „Griechische Studien" mit einer Tabula gratulatoria, zum 70. eine „Lipsiusstiftung", und zahllos waren die Begrüßungen zum 80. Geburtstag wie zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum (18. April 1906). Und in der Tat! Die schönen Worte, die Max Maurenbrecher in dem Nachwort einer Rede zur Bestattung Wilhelm Wundts von ihm braucht: „Ich habe nie einen Menschen gesehen, der den Namen Justus mit solchem Rechte trug: ehrenfest, straff selbstbeherrscht und doch von herzgewinnender Güte und trautem Humor", sie sind wohl manchem aus der Seele gesprochen. Das Bild aber des großen Gelehrten wird in Ehren bleiben, „so lange", wie er selbst in seinem Nachruf für Wachsmuth sagt (Nr. 84, S. 297), „es eine Wissenschaft vom klassischen Altertum gibt, auf die die deutsche Kultur nicht verzichten kann, ohne sich selbst zu gefährden".

Chronologisches Verzeichnis der Schriften von Justus Hermann Lipsius[1]).

1859: 1. Anzeige von: Aeschyli quae supersunt tragoediae, rec. adn. cr. et exeg. adj. H. Weil. Vol. I Sect. 1. Agamemnon. Gießen 1858. Lit. Centr. Nr. 25, Sp. 398.

1860: *2. De Sophoclis emendandi praesidiis disputatio. Progr. der Fürsten- und Landesschule zu Meißen 1860. Meißen. 27 S. 4°.

3. Anzeige (unter dem Titel: Der Metriker Heliodoros) von: Keil, H., Quaestiones grammaticae quibus ad audiendam orationem ... invitat. Lipsiae 1860. Jahrb. f. class. Philol. VI (81) S. 607—612.

1861: 4. Anzeige von: Aeschyli quae supersunt tragoediae, rec. adn. cr. et exeg. adj. H. Weil. Vol. I. Sect. 2: Choephori. Gießen 1860 u. Weil, H., De la composition symmétrique du dialogue dans les tragédies d'Eschyle. Paris 1860. Lit. Centr. Nr. 22, Sp. 358 f.

5. Anzeige von: Aischylos, Sieben gegen Thebai. Deutsch von A. Salom. Vögelin, Zürich 1860, u. Sophokles' Ajax. Tragödie, im Versmaße der Urschrift übersetzt von Dr. Jul. Zastra, Neisse 1860, Lit. Centr. Nr. 25, Sp. 406 f.

---

[1]) Die selbständig herausgegebenen Schriften sind mit * bezeichnet. Für unbedingte Vollständigkeit kann nicht gebürgt werden, zumal Anzeigen ohne Angabe des Rezensenten erschienen sein können. Für Nr. 1 ist die Autorschaft gesichert durch einen Hinweis in Nr. 3. Die Anzeigen im Lit. Centr. sind mit *H* unterzeichnet.

1862: 6. Anzeige von: Schmalfeld, O., Dr., Einige Bemerkungen zum zweiten Oedipus des Sophokles. Dazu als Anhang: Versuch etlicher Verbesserungsvorschläge zu verdorbenen Stellen des Sophokles. (Im Progr. d. Gymn. zu Eisleben zu Ostern 1861.) Lit. Centr. Nr. 8, Sp. 140 f.

7. Anzeige von: Luciani codicum Marcianorum lectiones. Edid. Jul. Sommerbrodt. Berlin 1861. Lit. Centr. Nr. 9, Sp. 154.

8. Anzeige von: Sophoclis Electra in us. schol. edid. Otto Jahn. Bonn 1861. Lit. Centr. Nr. 27, Sp. 560 f.

9. Anzeige von: Lohde, Ludw., Die Skene der Alten. 20. Progr. z. Winckelmannsfest der arch. Ges. zu Berlin. Berlin 1860. Lit. Centr. Nr. 27, Sp. 565 f.

10. Anzeige von: Hasselbach, K. F. W., Sophokleisches. Zur Rechtfertigung u. Allgemeineres. Frankfurt a. M. 1861. Lit. Centr. Nr. 36, Sp. 768 ff.

11. Anzeige von: Sophokles Antigone recogn. Augustus Meineke. Berlin 1861 u. Meineke, Aug., Beitr. z. philol. Kritik d. Antigone d. Sophokles. Berlin 1861. Lit. Centr. Nr. 37, Sp. 799 f.

12. Anzeige von: Lion, Car. Theod., Oedipus rex quo tempore a Sophocle docta sit quaeritur. Goettingen 1861. Lit. Centr. Nr. 38, Sp. 819 f.

1864: *13. Quaestionum Lysiacarum specimen. Viro illustri C. Fr. A. Nobbio . . . pie gratulanter collegae. Lipsiae. S. 7—18. 4⁰.

14. Anzeige von: Sophoclis Oedipus Coloneus cum scholiis graecis edidit et annotavit Aug. Meineke, Accedunt Analecta Sophoclea. Berlin 1863. Lit. Centr. Nr. 9, Sp. 208 f.

15. Anzeige von: Rothmann, Prof. J. G., Beitr. zur Einführung in das Verständnis d. griech. Tragödie. Zwei Vorlesungen. Leipzig 1863. Lit. Centr. Nr. 26, Sp. 615.

1866: 16. Anzeige von: Krüger, K. W., Vademecum für Herrn G. Herold in Nürnberg und Herrn G. Curtius in Leipzig mit Noten für Herrn W. Bäumlein. Berlin 1866. Lit. Centr. No. 17, Sp. 450 f.

1867: *17. Apparatus Sophoclei supplementum. Programm des Nicolaigymnasiums in Leipzig. Leipzig. S. 1—16. 4⁰.

18. Anzeige von: Müller, C. Frid., De pedibus solutis in dialogorum senariis Aeschyli, Sophoclis, Euripidis. Berlin 1866. Lit. Centr. Nr. 6, Sp. 159.

19. Anzeige von: Westphal, Rud., Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. 3. Abth.: Plutarch über die Musik. Breslau 1865. Lit. Centr. Nr. 6, Sp. 159 f.

20. Anzeige von: Ostermann, Dr. Chr., Übungsbuch zur Übers. a. d. Lat. ins D. u. a. d. D. ins Lat. 3. verb. Aufl. Leipzig 1866. 67. 1. Abth. f. Sexta. 2. Abth. f. Quinta. Lit. Centr. Nr. 44, Sp. 1222.

1868: 21. Anzeige von: Christ, Dr. Wilh., Die Verskunst des Horaz im Lichte der alten Überlieferung. München 1868. Lit. Centr. Nr. 45, Sp. 1222 f.

1870: 22. Zur Textkritik des Andokides. N. Jahrb. f. class. Phil. XVI (101), S. 737—740.

1872: *23. Die Nicolaischule zu Leipzig im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. [Zur Einweihung der neuen Nicolaischule in Leipzig am 15. April 1872.] Leipzig. 21 S. 4°.

24. Rede bei der Einweihung des neuen Nicolaigymnasiums zu Leipzig. [Progr. d. N.-G. zu L. Auf das Schuljahr 1872—1873. Leipzig 1873.] S. IV—VI. (Wegen der Wichtigkeit der darin ausgesprochenen Grundsätze ist dieses Schulprogramm aus der Zahl der von Lipsius als Rektor verfassten herauszuheben).

1873: 25. Anzeige von: Curtius, Georg, Griech. Schulgrammatik. 10. unter Mitwirkung v. Dr. Bernh. Gerth erweit. u. verb. Aufl. Prag 1873. Lit. Centr. Nr. 27, Sp. 844 ff.

26. Jahresbericht über die griechischen Altertümer. Bursians Jahresber. Erster Jahrg. 1873. II. Bd., S. 1335—1407. Berlin 1876.

1874: 27. Anzeige von: Hermann, F., Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. 1. Theil. Philol. Anz. Bd. VI, Heft 8, S. 400.

1875: 28. Anzeige von: Kirchhoff, A., Über die Schrift vom Staate der Athener. Berlin 1874. Lit. Centr. Nr. 25, Sp. 808 f.

1876: *29. Demosthenis de corona oratio. In usum schol. ed. Leipzig. 121 S. 8°.

30. Anzeige von: Demosthenes. Ausgew. Reden, erklärt v. A. Westermann. 1. Bdchn. 7. Aufl. v. E. Müller. Berlin 1875. Lit. Centr. Nr. 26, Sp. 857 f.

1877: 31. Jahresbericht über die griechischen Alterthümer für die Jahre 1874—1877. Bursians Jahresber. Bd. 15, Sp. 275—352. VII. Jahrg. 1878. Berlin 1880.

1878: 32. Die athenische Steuerreform im Jahre des Nausinikos. N. Jahrb. f. class. Phil. XXIV (117), S. 289—299.

33. Über den Zeitpunct der Mündigsprechung im attischen Rechte, N. Jahrb. f. class. Philol. XXIV (117), S. 299 bis 303.

1880: 34. Zum griechischen Kalenderwesen. Leipz. Stud. z. class. Phil. III, 1, S. 207—215.

1881: Miszellen. Leipz. Stud. z. class. Phil. IV, 1:

35. Die Archonten im Areopag. S. 151—153.

36. Chronologie des Hellanikos. S. 153 f.

37. Thukydides aus Cassius Dio emendiert. S. 155 f.

38. Zum boiotischen Kalender. S. 155 f.

1882: 39. Anzeige von: Blaß, Fr., Die attische Beredsamkeit III, 2. Leipzig 1881. Lit. Centr. Nr. 18, Sp. 608 f.

1883: 40. Über die Unechtheit der ersten Rede gegen Aristogeiton. Leipz. Stud. z. class. Phil. VI, 2, S. 317—331.

1884: 41. Anzeige von: Schoemann, G. F., Antiquités Grecques, trad. par C. Galuski. I. Paris 1884. Berl. phil. Woch. Nr. 47, Sp. 1479 f.

1885: 42. Zu Thukydides II, 2. Leipz. Stud. z. klass. Phil. VIII, 1, 161—170.

43. Bemerkungen über die dramatische Choregie. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 37, 4, S. 411—420.

44. Nochmals zu Thukydides II, 2. N. Jahrb. f. class. Phil. XXXI (131), S. 675—679.

45. Anzeige von: Hauvette-Besnault, A., De archonte rege, Paris 1884, und Les Stratèges Athéniens, Paris 1885. Berl. phil. Woch. Nr. 46, S. 1458—1462.

(1883—)1887: *46. Der attische Proceß. Vier Bücher von M. H. E. Meier und G. F. Schömann. Neu bearb. I. II. Berlin. XVI, 1053 S. 8°.

*47. Demosthenis de corona oratio. In us. schol. 2. Ausg.

*48. Quaestiones logographicae. [Ex ordinis philosophorum mandato renuntiantur philosophiae doctores . . . inde a die primo mens. Nov. a. 1885 usque ad diem ult. mens. Oct. a. 1886 creati. Lipsiae s. a.] S. 3—20. 4°.

49. Nachtrag zu den Bemerkungen über die dramatische Choregie. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 39, 2/3. S. 278—282. 8°.

50. Anzeige von: Poland, F., De legationibus Graecorum publicis. Leipzig 1885. Berl. phil. Woch. Nr. 47 Sp. 1478 f.

51. Anzeige von: Schoemann, G. F., Antiquités Grecques. Trad. par C. Galuski. II, 1. Paris. Berl. phil. Woch. Nr. 47 Sp. 1479.

1888: *52. Andocidis orationes. Editio stereotypa. Lipsiae. XXXII, 67 S. 8°.

1889: 53. Zu Demosthenes. Leipz. Stud. z. class. Phil. XI 2 S. 351—357.

1890: 54. Zum ältesten attischen Volksbeschluß. Leipz. Stud. z. class. Phil. XII 1 S. 221—224.

55. Die Gerichtsszene der Ilias. Leipz. Stud. z. class. Phil. XII 1 S. 225—231.

1891: 56. Attischer Volksbeschluß über Samos. Leipz. Stud. z. class. Phil. XIII 2 S. 411—416.

57. Das neugefundene Buch des Aristoteles vom Staat der Athener. Ber. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 43, 1 S. 41—69.

*58. Die Aufgaben der classischen Philologie in der Gegenwart. Progr. b. Rektoratswechsel a. d. Univ. Leipzig am 31. Oktober S. 17—34. Leipzig 1891. 4°.

1892: 59. Anzeige von: Aristotelis *Πολιτεία Ἀθηναίων* ed. E. Kaibel et U. de Wilamowitz-Moellendorff, Berlin 1891, u. Gomperz, Th., Die Schrift vom Staatswesen der Athener und

ihr neuester Beurtheiler, Wien 1891, u. Meyer, P., Des Aristoteles Politik und die Ἀθηναίων πολιτεία, Bonn 1891. Lit. Centr. Nr. 2 Sp. 56 f.

60. Anzeige von: Aristoteles' Staat der Athener. Übers. v. F. Poland. Berlin 1891. Lit. Centr. Nr. 7 Sp. 215.

61. Anzeige von: Headlam, J. W., Election by lot at Athens. Cambridge 1891. Lit. Centr. Nr. 15 Sp. 534.

1893: *62. Von der Bedeutung des griechischen Rechts. Rede zur Feier des Geburtstags S. M. des Königs Albert am 23. April 1891. Leipzig. 32 S. 4°.

63. Zur Textgeschichte des Demosthenes. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 45, 1 Sp. 1—23.

64. Anzeige von: Keil, Br., Die Solonische Verfassung in Aristoteles' Verfassungsgeschichte Athens. Berlin 1892. Woch. f. class. Phil. X 32/33 Sp. 877—881.

65. Anzeige von: Rabe, Alb., Die Redaktion der Demosthenischen Kranzrede. Göttingen 1892. Lit. Centr. Nr. 36 Sp. 1269 f.

1894: 66. Die Phratrie der Demotionidai. Leipz. Stud. z. class. Phil. XVI S. 159—171.

1895: 67. Anzeige von: Aristotelis πολιτεία Ἀθηναίων, iterum ed. Fr. Blaß. Leipzig 1895. Lit. Centr. Nr. 42 Sp. 1529.

68. Anzeige von: Kirchhoff, A., Thukydides und sein Urkundenmaterial. Berlin 1895. Lit. Centr. Nr. 51 Sp. 1835 f.

1896: 69. Zu Hypereides' Rede gegen Athenogenes. Philologus LV S. 39—45.

70. Procheirotonie und Epicheirotonie. Leipz. Stud. z. class. Phil. XVII 2 S. 403—412.

71. Anzeige von: Sauppe, H., Ausgewählte Schriften. Berlin 1895. Gött. gel. Anz. 158, I Nr. IV. April. S. 340—342.

1897: *72. Griechische Alterthümer von G. F. Schoemann. 4. Aufl. neu bearb. I. Band. Das Staatswesen. Berlin 1897. VIII, 600 S. 8°.

73. Anzeige von: Körting, G., Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwicklung der dramatischen Dichtkunst. 1. Bd.: Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Paderborn 1897. Lit. Centr. Nr. 13 Sp. 437 f.

74. Anzeige von: Gilbert, G., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des griechischen Rechtsverfahrens und des griechischen Rechtes. Leipzig 1896. Berl. philol. Woch. Nr. 44 Sp. 1360—1362.

1898: 75. Die neuentdeckten Gedichte des Bakchylides. N. Jahrb. f. d. kl. Alt. I S. 225—247.

76. Beiträge zur Geschichte griechischer Bundesverfassungen. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Cl. 50, 3 S. 145—176.

77. Neue Demosthenes-Papyrus. Leipz. Stud. z. class. Phil. XVIII 2 S. 317—324.

1899: 78. Der Sieg im dramatischen Agon. Leipzig. Stud. z. class. Phil. XIX 2 S. 310—313.

1900: 79. Beiträge zur pindarischen Chronologie. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 52, 1 S. 1—22.

1902: *80. Griechische Alterthümer von G. F. Schoemann. 4. Aufl. neu bearb. II. Bd.: Die internationalen Verhältnisse und das Religionswesen. Berlin. VII, 644 S. 8°.

81. Der Schluß des Herodotischen Werks. Leipz. Stud. z. class. Philol. XX S. 195—202.

1905: 82. Über Antiphons Tetralogien. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 56 (1904) 4 S. 191—204.

*83. Das Attische Recht und Rechtsverfahren mit Benutzung des Attischen Processes von M. H. E. Meier und G. F. Schömann dargestellt. I. Band. Leipzig. IV, 233 S. 8°.

84. Worte zum Gedächtnis von Curt Wachsmuth. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 57, 6 S. 287—297.

1906: 85. Worte zum Gedächtnis von Friedrich Hultsch. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 58, 5 S. 191—198.

86. Anzeige von: Swoboda, H., Beiträge zur griechischen Rechtsgeschichte. Weimar 1905. Berl. phil. Woch. Nr. 25 Sp. 787—789.

1908: *87. Das Attische Recht und Rechtsverfahren mit Benutzung des Attischen Processes von M. H. E. Meier und G. F. Schömann dargestellt. II. Band. 1. Hälfte. Leipzig 1908. S. 235—460. 8°.

88. Zu Valerius Flaccus. Rhein. Mus. f. Phil. N. F. LXIII S. 157 f.

1909: 89. Zum Recht von Gortyns. Abh. d. phil.-hist. Kl. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. XXVII, 11 S. 391—410. Leipzig. 8°.

90. Justus Hermann Lipsius — Erich Bethe — Richard Heinze. Das philologische Seminar, Proseminar und Institut. [S. A. a. d. Festschrift z. 500jähr. Jub. d. Univ. Leipzig.] 27 S. 4°.

1910: 91. Didaskalika. Rhein. Mus. N. F. LXV 161—168.

1912: *92. Das Attische Recht und Rechtsverfahren unter Benutzung des Attischen Prozesses von M. H. E. Meier und G. F. Schömann dargestellt. II. Band. 2. Hälfte. Leipzig. VIII. S. 461—785. 8°.

93. De elegiae Graecae primordiis: Xenia Nicolaitana. Festschr. z. Feier d. vierhundertjähr. Bestehens der Nikolaischule in Leipzig. Leipzig. S. 1—5.

1915: 94. Der Historiker von Oxyrhynchos. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 67, 1. 26 S.

*95. Das Attische Recht und Rechtsverfahren unter Benutzung des Attischen Prozesses von M. H. E. Meier und G. F. Schömann dargestellt. III. Band. Leipzig. S. 787—1041.

1916: *96. Cratippi Hellenicorum fragmenta Oxyrhynchia schol. in

us. ed. (Kleine Texte f. Vorles., hrsg. v. H. Lietzmann. 138.) Bonn. 35 S.

97. *Δίκη ἐξούλης*. Zeitschr. d. Savignystift. f. Rechtsgesch. XXXVII. Roman. Abt. S. 1—14.

98. Die attische Steuerverfassung und das attische Volksvermögen. Rhein. Mus. N. F. LXXI S. 161—186.

99. Worte des Gedächtnisses an Bruno Keil. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 68, 6 S. 1—15.

100. Anzeige von: Noack, F., *Σκηνὴ τραγική*. Tübingen 1915. Lit. Zentr. Nr. 1 Sp. 17 ff.

1917: 101. Zur attischen Nomothesie. Berl. phil. Woch. Nr. 29 Sp. 902—912.

102. Zu Kratippos. Berl. phil. Woch. Nr. 50 Sp. 1573—1576.

1918: 103. Zum attischen Volksbeschluß über Chalkis. Hermes LIII S. 107—110.

104. Nochmals zur *δίκη ἐξούλης*. Zeitschr. d. Savignystift. f. Rechtsgesch. XXXIX. Roman. Abt. S. 36—51.

105. Anzeige von: Frickenhaus, A., Die altgriechische Bühne. Straßb. 1917. Lit. Zentr. Nr. 36 Sp. 713—715.

1919: 106. Ephoros und Kratippos. Berl. phil. Woch. Nr. 40 Sp. 958—960.

1920: 107. Lysias' Rede gegen Hippotherses und das attische Metoikenrecht. Ber. üb. d. Verh. d. Sächs. Ak. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 71. 1919. 9. S. 1—12.

August Brinkmann.

Geb. 29. August 1863, gest. 28. Juli 1923.

Von

Hans Oppermann in Bonn.

γίνου πιστὸς ἄχρι θανάτου, καὶ
δώσω σοι τὸν στέφανον τῆς ζωῆς.
(Apoc. Joh. II 10.)

Am 28. Juli 1923 ist August Brinkmann durch den Tod von schwerer, qualvoller Krankheit erlöst worden; mit ihm ist einer der bedeutendsten Schüler und der direkte Erbe Hermann Useners dahingegangen, der vierte in der mit Welcker anhebenden Philologendiadoche, die Bonn als Hochburg unserer Wissenschaft berühmt gemacht hat. Wenn hier der Versuch gemacht wird, in kurzen Zügen sein Leben und seine Persönlichkeit zu umreißen, so erscheint das um so notwendiger, als es Veranlagung und Entwicklung des Verstorbenen mit sich gebracht haben, daß er keine großen, umfassenden Werke hinterlassen hat, in denen sich sein Bild auch für spätere Generationen kenntlich spiegelt. Nur ein geringer Bruchteil seines Lebenswerkes liegt gedruckt vor, und dieser wieder ist in Form von größeren und kleineren Aufsätzen verstreut. Um so wichtiger ist es, daß wir uns noch einmal das Bild dieses nun verloschenen Lebens vor Augen führen und es auch für spätere Zeiten festhalten.

August Brinkmann wurde am 29. August 1863 zu Braunschweig geboren. Sein Vaterhaus, eine Lohgerberei, stand und steht noch heute in der Echternstraße zu Braunschweig, inmitten eines großen Häuserviertels, in dem sich fast vollständig und unverändert das mittelalterliche Stadtbild erhalten hat. Hier wuchs er heran, und hier empfing er seine Schulbildung. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls wollte es, daß er, der spätere ausgezeichnete Kenner griechischer Sprache, zunächst sechs Jahre das Realgymnasium besuchte. Erst während der letzten drei Jahre seiner Schulzeit war er, nachdem er mit energischem Fleiße Griechisch nachgelernt hatte, Schüler des altehrwürdigen Martino-Katharineums, an dessen Spitze damals C. Th. Gravenhorst, bekannt als vorzüglicher Über-

setzer griechischer Tragiker, und nach ihm A. Eberhard standen. Im Herbst 1882 erwarb er das Zeugnis der Reife und begab sich zur Universität, zuerst nach Leipzig, dann nach Heidelberg, wo er je ein Semester klassische Philologie und Philosophie studierte. In diesen ersten Semestern, in denen das Studium der Philosophie stark betont war, haben besonders die Persönlichkeiten Max Heinzes und Cuno Fischers Eindruck auf ihn gemacht. Dann aber zog es ihn zum damaligen Brennpunkt philologischen Lebens, nach Bonn, wo neben dem Doppelgestirn Bücheler und Usener Kekulé und Nissen als Vertreter der verwandten Fächer wirkten; sie alle sind seine Lehrer gewesen. Die rheinische Musenstadt wurde ihm zur zweiten Heimat, der er, abgesehen von den Unterbrechungen des Dienstjahres und der Königsberger Zeit, bis zum Tode treu geblieben ist. Hier fand er sowohl große, von ihm begeistert verehrte Lehrer wie einen Kreis treuer Freunde, mit denen ihn gleiches Streben und Interessen verbanden. Von ersteren war es Usener, der ihn am meisten anzog und am nachhaltigsten beeinflußte, ohne daß deshalb seine Verehrung der anderen, vor allem Bücheler, geringer gewesen wäre. Was diese beiden Philologen der Wissenschaft und ihm persönlich bedeutet haben, hat er in den schönen Nachrufen ausgesprochen, die er beiden nach ihrem Tode gewidmet hat (vgl. Bibliographie Nr. 21, 29). In einem aus Königsberg an Usener gerichteten Briefe drückt er in beredten Worten seine Verehrung für den Meister aus. Er vergleicht sich und seinen Abschied aus Bonn mit dem Schicksal des Gregorios Thaumaturgos, der die Trennung von Origenes der Vertreibung Adams aus dem Paradiese zur Seite stellt. Neben Diels' Widmung der Doxographi ist dieser Brief vielleicht das schönste Zeugnis der Verehrung, die Useners Schüler für ihren Lehrer empfanden. — In Bonn lernte Brinkmann die strenge philologische Methode und eignete sich die Überzeugung von der Universalität der Wissenschaft an, beides hervorstechende Züge der Bonner Schule. Zwei Semester lang war er sodalis des philologischen Seminars, nach Büchelers Ausspruch eine columella desselben, und als er am 15. August 1888 summa cum laude auf Grund einer Arbeit über die unechten Platonischen Dialoge (unten Nr. 1) promoviert hatte, wurde er hier Assistent. Auch in der neuen Stellung blieb er dem oben erwähnten Freundeskreise treu; es waren dies die Studenten und jungen Philologen, die sich im „Bonner Kreis“ und seinem philologischen Verein zusammenfanden. Hier fand Brinkmann ein lebhaftes, fruchtbares *συμφιλολογεῖν*, und viele Vorträge des Studenten und Assistenten legen Zeugnis

dafür ab, mit welchem Eifer er sich an der gemeinsamen Arbeit beteiligte. Zugleich fand er eine Reihe treuer Freunde fürs Leben, von denen wir als die nächsten Hermann Schöne und Hugo Rabe nennen. Oft und gern plauderte der Verstorbene in späteren Jahren von dieser schönen ersten Bonner Zeit, von lustigen Episoden und Szenen aus dem damaligen Studentenleben und von dem allnachmittäglichen Kaffeeskat im schönen Garten des allen alten Bonnern wohlbekannten Hotel Kley.

Nach halbjähriger Assistententätigkeit am philologischen Seminar verließ Brinkmann Bonn noch einmal, um im Inf.-Rgt. 92 seiner Heimatstadt der militärischen Dienstpflicht zu genügen. Es war der letzte dauernde Aufenthalt in Braunschweig. Nach der Rückkehr im Herbst 1889 nahm er die Tätigkeit am Seminar wieder auf und bereitete sich in fleißiger, umfassender Arbeit auf Habilitation und Dozententätigkeit vor. Die Absicht, als Habilitationsschrift eine Untersuchung über Fragmente Heraklits anzustellen, wurde geändert, als er im Verlauf seiner Studien auf das interessante Gebiet der manichäischen Häresie stieß, und so habilitierte er sich am 2. Juni 1893 mit Prolegomena und kritischer Ausgabe des Alexander von Lykopolis (unten Nr. 3).

Drei Jahre wirkte er noch in Bonn als Privatdozent, bis er zum Sommersemester 1896 als außerordentlicher Professor an die Universität Königsberg berufen wurde. Die sechs Jahre, die er hier gewirkt hat — seit Wintersemester 1901 als Ordinarius —, blieben ihm in schöner Erinnerung. Hier gründete er seine Familie, der bald zwei Söhne entsprossen — ein dritter wurde später in Bonn geboren —, hier im östlichen Deutschland lernte er ein zum Teil ganz neues Leben kennen, das ihm viele Anregungen bot. Die interessanteste Erweiterung des Wissens, die ihm Königsberg brachte, besteht wohl darin, daß er sich in der Archäologie jetzt auch praktisch betätigte. Als Vorstandsmitglied der Altertumsgesellschaft „Prussia" hat er eine ganze Reihe von Ausgrabungen prähistorischer Grabhügel in Ostpreußen geleitet (s. unten Nr. 11; 33). Als dann im Jahre 1902 Usener seine Lehrtätigkeit niederlegte, erhielt er den ehrenvollen Ruf, dessen Erbe anzutreten. Mit Freuden kehrte er in das ihm liebgewordene Bonn zurück. Hier hat er — abgesehen von einer kurzen Unterbrechung durch Krankheit im Sommer 1907 — bis zu seinem Tode gewirkt, noch drei Jahre unter den Augen seines hochverehrten Lehrers, bis 1907 in Gemeinschaft mit Bücheler. Seit 1905 zogen ihn beide als Mitherausgeber des Rheinischen Museums heran, und seit Büchelers

Tode hat er diese Aufgabe bis zu seinem Tode ganz allein verwaltet mit der Hingabe an die Sache, die immer sein eigen war, und die sich nicht auf die reine Redaktorentätigkeit beschränkte, sondern der Zeitschrift in allen ihren Teilen sein reiches Wissen zugute kommen ließ. — Neben der Lehrtätigkeit hatte er in der Selbstverwaltung der Universität manche Pflichten. Sein sachliches, klares Urteil war geschätzt im Kreise der Fakultät, als Mitglied saß er in Kommissionen, 1915—17 gehörte er dem Senat an, 1907—08 war er Dekan der philosophischen Fakultät. In diesen Stellungen trat er nicht nach außen hervor, sondern ließ wie überall seine Person hinter der Sache verschwinden. Seit 1913 war er stellvertretender Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungskommission und hat bis zu seinem Tode dies dornenvolle Amt in strengster Pflichterfüllung bekleidet. Aber über allem stand als wichtigste Tätigkeit die des Lehrers, zu dessen Füßen so mancher Philologe gesessen hat.

So einfach dies Leben in seinen äußeren Bahnen verlaufen ist, so reich ist es an stillem Fleiß und Arbeit gewesen. Man vergegenwärtige sich nur, welche nie ermüdende, intensive Arbeit bei aller Begabung dazu gehört hat, aus dem Schüler, der das griechische Pensum dreier Jahre nachlernte, den Mann zu bilden, der der vielleicht beste Kenner der griechischen Sprache in seiner Generation war. In der Tat hat er von jung auf mit nie rastendem Eifer gearbeitet und gelernt. Nicht nur der ganze Tag, auch ein großer Teil der Nacht gehörte der Wissenschaft; diese physisch betrachtet große Leistung wurde ermöglicht durch seine robuste Körperlichkeit, die er noch durch Kaffee und Nikotin anregte. Es wird wohl nie sicher zu entscheiden sein, wie weit diese Riesenarbeit und diese Stimulantien seine Gesundheit untergraben haben, so daß sein Körper der letzten Krankheit nicht genügend Widerstand entgegensetzen konnte und er, scheinbar noch kräftig dastehend, in wenigen Monaten dahingerafft wurde. Aber soviel ist sicher, daß er länger hätte leben können, wenn er seine Arbeit eingeschränkt hätte zu gunsten dessen, was man eine vernünftige Lebensweise nennt, wenn er nicht, die Warnungen, die sein Körper ihm in einzelnen Anfällen zukommen ließ, unbeachtet lassend, in unbeugsamem Pflichtbewußtsein zu rastloser Arbeit zurückgekehrt wäre. So ist er im wahrsten Sinne des Wortes in den Sielen gestorben. Mitten aus dem Wirken, aus einer Unzahl halbvollendeter Pläne und Entwürfe riß ihn die Krankheit, die zum Tode führte. Diese Liebe zur Arbeit prägte sich auch im Äußeren aus. Den schwarzen Schlapp-

hut auf dem Kopfe, die brennende Zigarre oder Pfeife im Munde, allen kenntlich durch den rotblonden mächtigen Bart, einen großen Stoß Bücher unterm Arm, so eilte er — ein vielen Bonnern als charakteristisch bekanntes Bild — durch die Straßen, oft im Laufschritt, denn er dehnte die Arbeit bis zur letzten Minute aus, von der Wohnung zum Kolleg, von da zur Bibliothek oder zum Seminar, von einer Arbeitsstätte zur anderen. Und Arbeit predigte auch sein Daheim. Schon in der Studentenzeit soll sein Zimmer dasselbe Bild geboten haben, das alle seine Schüler kennen. Tisch, Stühle und Fußboden dicht bedeckt von neben- und übereinanderliegenden Büchern, die teils aufgeschlagen waren, teils voller Lesezeichen und Notizzettel steckten. Dazwischen die Zettel mit wissenschaftlichem Material und die Mappen, in die er sie sammelte. Denn das erste und nächstliegende Ziel seiner Arbeit war Vermehrung des eigenen Wissens; dies Ziel verfolgte er mit der Gründlichkeit und Treue, die sein Arbeiten immer ausgezeichnet haben, nicht nur als bestes Erbteil der Bonner Philologenschule, sondern auch als der tiefste Ausdruck seiner Persönlichkeit, deren Grundzug Treue im großen wie im kleinen war. So hat er, schon früh beginnend, jede Minute ausnutzend, wohl die gesamte griechische Literatur bis tief ins byzantinische Mittelalter hinein durchgelesen, und das immer mit der Sorgfalt, die daraus das Fundament schuf, auf dem sich sein Wissen sicher aufbaute. Rhetoren und Historiker, heidnische Philosophen und christliche Theologen, antike Kunst und Fachwissenschaften, Inschriften und Papyri, die antike Religion in ihren Höhen und in den Tiefen des Volksaberglaubens wie die dunklen Spekulationen christlicher Sekten, nichts war ihm fremd. Auf dieser Grundlage konnte er die Entdeckungen machen, die zahlreich in seinen Aufsätzen und Miszellen verstreut sind, und die gerade dadurch immer wieder in Erstaunen versetzen, daß sie Material aus den entlegensten Winkeln zusammenstellen und so zu Erkenntnissen führen, die nur aus einer umfassenden Kenntnis der gesamten literarischen Produktion des Altertums geboren werden konnten.

Ebenso hielt er es für seine Pflicht, die modernen wissenschaftlichen Werke genau zu kennen und sich zu eigen zu machen. Und hier zog er als echter Schüler Useners die Grenzen ebenso weit wie sein großer Lehrer. Nicht nur die philologische Literatur im engeren Sinne, die Schrifttum und Sprache der Griechen und Römer behandelt, beherrschte er vollkommen, er war ebenso zu Hause auf dem Gebiete der Volkskunde der germanischen und der der primitiven Völker oder auf dem Gebiete der Theologie, soweit

sie sich mit der ersten Entwicklung des Christentums befaßt. Auf diesem Wege erwarb er sich auch eine bei einem Philologen nicht gewöhnliche, aber darum nicht weniger wichtige Denkmälerkenntnis, die sich von den Zeiten der Prähistorie — hier ist er ja selbst mit Ausgrabungen tätig gewesen — bis zu den byzantinischen Elfenbeinschnitzereien und Buchillustrationen erstreckte. Im Gegensatz zu der von Kekulé, der auch sein Lehrer war, inaugurierten Archäologenschule, die das Hauptgewicht auf die kunstgeschichtliche Erkenntnis und Erforschung der Stilentwicklung legt, interessierte ihn als Philologen an der bildlichen Hinterlassenschaft des Altertums in erster Linie das Antiquarische, die Realien. Dies Gebiet beherrschte er in staunenswertem Umfange, und er verstand es, diese Zeugnisse zu den literarischen und inschriftlichen zu rücken und so jene lebendigen, farbenprächtigen Ausschnitte aus dem antiken Leben zu gestalten, die seine Vorträge über Mädchenreigen, Buchwesen, Unterweltsvorstellungen usw. boten. Seine schlichte, anspruchslose, aber immer sachliche und verständliche Art zu sprechen trug dazu bei, daß diese Vorträge im Publikum weite Kreise zogen und auch vielen Laien ein lebendiges Bild antiker Kultur übermittelten. — So sah er alle Neuerscheinungen und Zeitschriften auf philologischem und verwandten Gebieten gründlich durch und ergänzte daraus ständig seine Kollegs und Kollationen, seine Material- und Abbildungsammlungen. Und nie wurde er müde, aus diesem Schatze Freunden, Kollegen und Schülern mit freigebiger Hand zu spenden, im besten Sinne und ohne jede Ironie eine *βιβλιοθήκη ἔμψυχος*.

Doch mit der Sammlung des ungeheuren Materials war es nicht getan. Sie war nur das Fundament, auf dem sich das Gebäude seines Wissens erhob, das er in sorgfältiger, kritischer Verarbeitung der Rohstoffe errichtete. Starke sprachliche Begabung und umfassende Lektüre schufen eine tiefgehende Kenntnis der griechischen Sprache, wie sie wohl kaum einer der gleichzeitigen Fachgenossen erreicht hat. Schon die einschlägigen Abschnitte seiner Dissertation zeigen sein feines Verständnis und seine systematische Arbeit in diesen Fragen; und wer einmal einen Blick in seine Sammlungen etwa zu Sprache und Stil des Dionys von Halikarnaß getan hat, der weiß, in welch mühseliger, sorgsamer Arbeit dies Material bis zuletzt ergänzt und berichtigt wurde. Was das Sprachliche anbetrifft, so konnte man sich auf sein Urteil unbedingt verlassen, ob es nun die Datierung eines Textes oder die Richtigkeit einer Konjektur galt. Das sprachliche Wissen machte er anderen nutzbar in den

griechischen Stilübungen, die er zuerst als Assistent hielt. Und als in den Kriegsjahren geeignete Kräfte fehlten, sprang er in die Bresche und hat von 1915 bis zu seinem Tode diese Übungen wieder gehalten, die vielen Studenten die beste Schule waren. Mancher hat es ihm verdacht, daß er diese Zeit nicht lieber für andere Arbeiten verwandte. Doch konnte er gerade auf diesem Gebiete seinen Schülern bieten, was ihnen sonst niemand geben konnte, und was durch literarische Produktion kaum mitgeteilt werden konnte. Wir wollen also vielmehr dankbar sein, daß er sein Licht, das gerade hier hell strahlte, hat leuchten lassen zum Nutzen seiner Schüler.

In ein Gebiet, das recht eigentlich eine Lebensarbeit Brinkmanns war, führt uns seine Dissertation: bis zu seinem Tode haben Sokrates und sein Kreis einen großen Teil seines Interesses in Anspruch genommen. Schon als Student hält er im philologischen Verein Vorträge über einzelne pseudoplatonische Dialoge, die sich nach dem Rigorosum fortsetzen; dazu gesellen sich weitere über Antisthenes und den Sokratiker Phaidon. Als Privatdozent liest er zuerst 1895 über Sokratische Literatur, die er ebenso wie den Axiochos noch öfters im Seminar behandelt. Den Gipfel dieses Teils seiner Arbeit bildet das große Kolleg über Platons Leben und Werke (zuerst 1905). Schon der Titel, die Beschränkung auf Leben und Werke Platons, ist bezeichnend. Wie die meisten Vorlesungen, war auch diese, die wir genauer charakterisieren, um einen Einblick in Brinkmanns Lehrtätigkeit zu geben, darauf angelegt, den Schülern das Material zur eigenen Arbeit an die Hand zu geben und sie so methodisch zu bilden. Der didaktische Zweck stand im Vordergrunde. Wir er z. B. im Mythologiekolleg nicht eine Geschichte der griechischen Religion gab, sondern die Entwicklung der mythologischen Forschungen und der wissenschaftlichen Anschauungen der Griechen über Religion schilderte, wie hier weniger von Zeus und Hera als von Apollodor die Rede war, so begann er im „Platon" mit einer Darlegung der bisherigen Platonforschung, aus deren Kritik der methodisch richtige Weg erschlossen wurde. Dann wurden die Quellen zu Platons Leben behandelt und daraus die Tatsachen erschlossen. Es folgte eine Besprechung der einzelnen Dialoge mit kritischer Würdigung der Echtheit, Datierungsfrage usw., alles mit gewissenhafter Darlegung sowohl der Quellen wie der modernen Literatur. Hierin tat er vielleicht des Guten zuviel und verwirrte manchen durch die Fülle der Angaben. Aus dieser Betrachtung erwuchs das Bild von Platons Leben und Per-

sönlichkeit. In klarer Disposition wurde die Vorlesung auf dies Ziel hingefürt, zugleich alles Wissenswerte, das am Wege lag, mitgenommen. Aber außerhalb der Betrachtung standen die Probleme der künstlerischen Persönlichkeit Platons, seiner philosophischen Entwicklung und seines Systems. Die Fragen des alten Platon und des Wandels seiner Anschauungen blieben ebenso unerörtert wie der philosophische Gehalt und Wert seiner Lehren. Die Ideenlehre wurde einmal dargelegt — im Zusammenhang mit der Datierungsfrage. Daß Brinkmann diese Probleme nicht angriff, zeigt die Grenzen nicht seiner Begabung, wohl aber seines Interesses, zeigt aber auch das erste Ziel seines Unterrichts, den Hörer in philologischer Methode exakt auszubilden.

Literarisch ist von all dieser Arbeit nur Weniges fixiert worden, trotzdem der Verstorbene sich lange mit dem Plane eines Buches über die Sokratiker, besonders Antisthenes, Aischines und Phaidon getragen hat. Wie sehr ihm der Stoff am Herzen lag, konnte ich eines Tages während seines letzten Aufenthaltes im Krankenhause mit Wehmut erkennen: er hatte geträumt, er habe das Werk vollendet. Diesen Plänen hat der Tod ein Ziel gesetzt. Wir halten nur wenige Aufsätze in den Händen, darunter den kurzen, aber glänzendsten über den VI. Brief Platons (unten Nr. 43), der den bündigen Beweis für die Echtheit erbringt. Dieses Werkchen hat vielleicht von der gesamten literarischen Produktion Brinkmanns die weitesten Kreise gezogen; man vergleiche, welche Erkenntnisse W. Jaeger, Aristoteles (1923) 112 ff. gerade aus diesem Brief schöpft. Es war eine der letzten Freuden, die der Verstorbene auf seinem Krankenlager hatte, als er diese Seiten las und die Anerkennung seiner Entdeckung sowie die sich ergebenden Folgerungen sah.

Ein echter Schüler Useners, beschränkte Brinkmann seine Studien zur griechischen Philosophie natürlich nicht auf Platon. Doch ist aus der eigentlichen Philosophiegeschichte nur noch Weniges fruchtbar geworden. Vielmehr waren es hier eine Reihe von Grenzgebieten, denen er größere Anteilnahme zuwandte. Da sind zunächst die Schriftsteller zu nennen, in denen die Philosophie des ausgehenden Altertums, das Christentum und die verschiedenen gnostischen und häretischen Richtungen den Kampf ausfechten, aus dem allmählich die neue Religion und Weltanschauung erwächst. Seine Hauptleistung auf diesem Gebiet ist die Ausgabe des Alexander Lycopolitanus (unten Nr. 3), in Prolegomena und Textgestaltung ein Musterbeispiel philologischer Edition. Die Entstehung auch dieses

Werkes begleiten seit 1891 Vorträge im philologischen Verein, deren letzter eine dem Kaiser Basilios gewidmete antimanichäische Schriftensammlung behandelt. Es ist die Sammlung, aus der nach Brinkmanns Nachweis in den Prolegomena zum Alexander unsere Überlieferung dieses Schriftstellers, des Serapion von Thmuis und des Titus von Bostra geflossen ist. Mit diesen hat er sich dann eingehend befaßt. Den Serapion behandelt eine Abhandlung in den Berl. Sitz.-Ber. (unten Nr. 2), von Titus plante er eine Ausgabe in Gemeinschaft mit L. Nix, der den syrischen Text und die Übersetzung übernommen hatte. Sie ist nicht zur Vollendung gediehen.

Von diesem Arbeitsfelde aus führte ein nur kurzer Weg zu dem religiösen Leben der Zeit des Übergangs vom Heidentum zum Christentum, das schon deshalb Brinkmanns besonderes Interesse finden mußte, weil Usener sich eingehend damit befaßte. Hier entstand im Geiste seines Lehrers die Habilitationsvorlesung über „Sozon, ein Gott und ein Heiliger", die leider nicht veröffentlicht ist, und hierher gehört die Herausgabe des „Heiligen Tychon", mit der er dem verstorbenen Lehrer den letzen Dienst erwies. Doch war sein Interesse für antike Religion schon eher ewacht. 1888 behandelt er im philologischen Verein zum ersten Male ein Thema, das immer zu seinen Lieblingsstoffen gehörte und zu dem er in Kolleg und Vorträgen noch oft zurückkehrte: die Vorstellungen der Alten vom Jenseits. Hier zeigte sich so recht seine Kenntnis der bildlichen Überlieferung, die er mit der literarischen zu einem umfassenden Gemälde vereinte. Aber seine Erforschung antiker Religion machte nicht an den Grenzen der griechisch-römischen Welt halt; die Volkskunde im weitesten Sinne trat in den Kreis der Betrachtung. Dafür bot ein glänzendes Beispiel die Vorlesung über die attische Komödie, in der er die schriftlichen und bildlichen Nachrichten mit Parallelen aus der Volkskunde, von indianischen Phallophorien bis zu den mittelalterlichen Schönbarttänzen, verband und so neues Licht über die Entstehung der Komödie des Aristophanes breitete. Einen besonderen Reiz erhielt dies Kolleg noch durch seinen urwüchsigen, gesunden Humor.

Der bisherige Weg der Betrachtung hat uns von Platon zu den Manichäern, von dort zur Religionsgeschichte und weiter zu Aristophanes geführt. Das ist ein Zickzackweg, aber er ist charakteristisch sowohl für das umfassende Wissen des Verstorbenen als auch für seine Art, die entferntesten Dinge zu verknüpfen, in der Vereinigung fruchtbar werden zu lassen und so zu neuen Erkenntnissen zu führen.

Zu den Grenzgebieten antiker Philosophie, die Brinkmann besonders interessierten, gehörten auch die Fachwissenschaften: Naturwissenschaft, Technik und Medizin. So widmete er z. B. dem Mechaniker Philon umfangreiche Studien und behandelte ihn mehrfach im Seminar. Auch der Vortrag über antike Türen und Schlösser (unten Nr. 12) gehört hierher. Die Verbindung dieser technischen mit seinen kulturgeschichtlichen Kenntnissen zeigen die reichen Studien über den antiken Wagen, die sich im Nachlaß fanden.

Von der antiken Medizin zog ihn am meisten die enzyklopädische Produktion Galens an, die so recht auf der Grenze zwischen Philosophie und Fachwissenschaft steht. Sprachliche und kulturgeschichtliche Neigungen des Verstorbenen fanden hier ein reiches Feld. Oft behandelte er Galen im Seminar. Die schönste Frucht dieser Studien pflückte er mit der Ausgabe von „De optimo genere docendi" (unten Nr. 51), in der er den Text, der der Kritik so schwere Aufgaben stellt, in musterhafter Weise vorlegt.

Die Erwähnung Galens führt uns auf ein Gebiet, für das viele Stellen in den Schriften des *ἰατροσοφιστής* eine Hauptquelle bilden, auf das antike Buchwesen. Es ist für die in der Methodik äußerst systematische Art Brinkmanns bezeichnend, daß er diesem Gebiet als der Grundlage aller Textkritik so eingehende Studien widmete, ein Interesse, das durch die kulturgeschichtliche Bedeutung des Buchwesens noch gehoben wurde. Schon früh (1892) können wir, wieder in den Protokollen des philologischen Vereins, seine Vorliebe für diese Dinge nachweisen. In zahlreichen Aufsätzen und Vorträgen hat er sich im Laufe der Jahre zu den einschlägigen Fragen geäußert. Seine genaue Kenntnis der literarischen Zeugnisse, der erhaltenen Papyri und der bildlichen Darstellungen gab ihm die Handhaben, mit deren Hilfe er tief in den Stoff eindrang und zu Ergebnissen gelangte, die gegenüber den letzten zusammenfassenden Bearbeitungen dieses Gebietes einen großen Fortschritt bedeuten. Eine der methodisch vollkommensten Arbeiten, die er überhaupt veröffentlicht hat, ist der Aufsatz über ein verschollenes Relief aus Neumagen (unten Nr. 24), in dem er die vermeintlichen Bücherregale als Tuchlager erkennt. — Lange erwarteten wir von ihm ein zusammenfassendes Werk über das antike Buchwesen. Es ist nicht dazu gekommen, sondern bei gelegentlichen Äußerungen und bei Arbeiten seiner Schüler geblieben. Aber der Unstern der Nichtvollendung, der über so vielen Werken des Verstorbenen schwebt, ist vielleicht nirgends mehr zu bedauern als hier, weil

kaum irgendwo der Wissenschaft durch Brinkmanns Tod so wichtige Erkenntnisse verloren gegangen sind wie beim antiken Buchwesen. Und es wird für einen anderen nicht möglich sein, aus dem hinterlassenen Material das zu schaffen, was er hätte schaffen können.

Wie der Verstorbene in der Erkenntnis des antiken Buches und des antiken Schreibgebrauches eine sichere Grundlage für die Textkritik schuf, so legte er für sich und seine Schüler mit derselben soliden Methode das Fundament für die Erforschung der griechischen Literaturgeschichte in seinen Studien zur antiken Philologie. Es wird an deutschen Universitäten wohl wenig Vorlesungen geben, die so geeignet sind, dem jungen Studenten die nötigen Kenntnisse hierfür zu schaffen, wie sein Kolleg „Einleitung in die griechische Literaturgeschichte". Er selbst pflegte das, was er hier bot, als das tägliche Brot des Philologen zu bezeichnen. Gründlich und eingehend, dabei klar und übersichtlich gegliedert, behandelte er die gesamte literargeschichtliche Forschung der Griechen von den ersten Ansätzen der Sophistenzeit bis herab zu Hesych und Suidas und gab so einen klaren Überblick über die Quellen, mit denen zu arbeiten wir ständig gezwungen sind. Aus diesen Studien ist dann auch der Aufsatz erwachsen, der neben „Ein Brief Platons" die weitgehendsten Folgerungen anregt, der Beweis für die Echtheit der Olympionikenliste des Hippias, in Systematik, Argumentation und Darstellung mit das Vollkommenste, was wir von Brinkmann besitzen (unten Nr. 57).

Von sonstigen Studiengebieten wäre noch die antike Rhetorik zu nennen. Die riesige Belesenheit und große Gewissenhaftigkeit des Verstorbenen ließen ihn auch diesem spröden Stoff gegenüber nie ermüden und ihm immer neue Ergebnisse abgewinnen, die in vielen Aufsätzen und Miszellen niedergelegt sind oder im Verlauf von Seminarübungen den Arbeiten seiner Schüler zugute kamen. Hier brachte auch die enge Freundschaft mit Hugo Rabe, dem verdienten Herausgeber antiker Rhetoren, eine Fülle von Anregungen. Die umfangreichste Korrespondenz, die sich im Nachlaß fand, war die mit Rabe, und fast jedes Stück behandelte Fragen der Rhetorik. Auch hier wandelte Brinkmann in den Bahnen Useners. Wir erhofften von ihm eine Ausgabe von Dionys' von Halikarnaß Brief an Pompejus. Umfangreiche Materialsammlungen und Vorarbeiten sind da, aber seine Kenntnisse und sein Sprachgefühl, die allein die Vollendung ermöglicht hätten, sind mit ihm dahingesunken.

Auf einen Gelehrten, der wie Brinkmann mit sicherer Methode, mit vollendeter Kenntnis der Sprache und mit unvergleichlicher Belesenheit ausgerüstet war, mußten die ergänzungsbedürftigen Reste, die die Antike in Inschriften und Papyri hinterlassen hat, einen besonderen Reiz ausüben, und oft hat er sie in Seminar und Kolleg behandelt. Seine Vorlesung über griechische Lyrik berücksichtigte gerade die auf diesem Wege uns überkommenen Reste. Auch hier zeigt sich wieder, daß er nicht die ästhetisch wertvollste oder psychologisch interessanteste, sondern die methodisch lehrreichste Seite eines Stoffes bevorzugte. Von veröffentlichten Beiträgen zu diesen Fragen nennen wir vor allem die Wiederherstellungen zum Ninosroman und zu Kallimachos' Kydippe (unten Nr. 40; 63; vgl. auch 61). Es wird immer ein Ruhmestitel des Verstorbenen bleiben, daß seine Ergänzungen sich meines Wissens immer als richtig erwiesen haben, und daß er sich nie veranlaßt gesehen hat, etwas davon zurückzunehmen.

Wir können nicht alle Gebiete aufzählen, auf denen er sonst noch gearbeitet, können seine Beschäftigung mit der römischen Satire, mit den staatlichen Theorien des Altertums, mit Thukydides u. a. m. nicht mehr genauer auseinandersetzen. Wollten wir Brinkmanns Schaffen in seiner Gesamtheit schildern, so dürfte keines von den weitverzweigten Gebieten der Philologie ungenannt bleiben. Nur die wichtigsten Ausschnitte seiner Tätigkeit konnten wir hervorheben und eingehender behandeln, ohne damit sagen zu wollen, er habe die nicht genannten Gebiete vernachlässigt. —

Im Vorhergehenden haben wir öfters der Methode Brinkmanns Erwähnung getan; es gilt nun, sie noch kurz zu charakterisieren. Ihr hervorstechendster Zug war auf umfassendem Wissen beruhende Gründlichkeit. Brinkmanns Ausbildung fällt in die Zeit, in der sich die konservative Richtung der Textkritik siegreich durchsetzte gegenüber der Konjekturfreudigkeit früherer Generationen und gegenüber der Methode, die bei jedem kleinen Widerspruch mit Athetesen, Interpolationen und Entlehnungen arbeitete. Die Achtung vor der Tradition war auch ihm eigen. Erst gilt es, die Unhaltbarkeit einer Überlieferung, die Unechtheit einer Schrift zu beweisen, dann erst hat die Besserung oder der Beweis für die Echtheit einzusetzen, war einer seiner typischen Sätze. Die Besserung aber hat auf dem Wege zu erfolgen, der die Entstehung des Fehlers am leichtesten erklärt. Und hier ist es ein für seine sorgfältige Arbeit und für den Scharfsinn, mit dem er den sicheren Weg suchte, bezeichnender Zug, wie er sich über die Entstehung der

Fehler systematisch klar wurde. In jahrelanger, fleißiger Sammeltätigkeit aller Druckfehler aus Zeitungen, Büchern, Briefen usw. schuf er ein umfangreiches Material zu dem Kapitel Verlesen und Verschreiben. Daraus erschloß er dann durch umsichtiges Ordnen ein System der Fehlerquellen, das ihn mit Sicherheit den Weg der größten Wahrscheinlichkeit zur Heilung von Textverderbnissen gehen ließ [1]). Wie manche scheinbar so scharfsinnige Konjektur konnte er einfach durch den Nachweis erledigen, daß aus ihr der Fehler unmöglich entstanden sein konnte! Kaum eine Arbeit ist für die Gewissenhaftigkeit des Verstorbenen so bezeichnend wie diese mühsame Materialsammlung. Nur dreimal (unten Nr. 13; 15; 46) hat er sich sporadisch zu diesen Fragen geäußert. Es ist für uns ein unschätzbarer Verlust, daß er nur das Material und nicht ein ausgearbeitetes System der Fehlerquellen hinterlassen hat. Dieselbe Systematik und Gesundheit zeichneten seine Methode überall aus. Nicht blendende Gedankenblitze, die im ersten Moment treffend erscheinen und bei näherem Zusehen eine Fülle von Unwahrscheinlichkeiten enthalten, schienen ihm die Wissenschaft zu fördern, sondern anspruchslose Ergebnisse, die in der Linie der geringsten Unwahrscheinlichkeit liegen. Die für ihn in diesen Dingen entscheidende Instanz bezeichnet wohl am besten das, was der Engländer „common sense" nennt, und was das deutsche „gesunder Menschenverstand" nur unvollkommen wiedergibt. Als einen Meister dieser nüchternen Klarheit stellte er gesprächsweise Wilhelm Dittenberger hin. Auch in der über die Textkritik hinausgehenden Forschung fand er — nicht so sehr original-produktiv als kritisch-sichtend — bei seiner Belesenheit durch Vergleichung und Kritik vorhandener Ergebnisse mit absoluter Sicherheit den richtigen Weg, ein Begabungstyp, wie ihn in größerem Ausmaße und auf anderem Gebiete Lessing darstellt. Wie bei diesem, gehen viele der Aufsätze Brinkmanns von der Kritik der Ergebnisse irgend eines Gelehrten aus. So ist er mehr rationalistisch denkend als künstlerisch empfindend. Keine persönliche Zuneigung oder Abneigung, keine Liebe zu einem Schriftsteller oder Forscher konnten die Objektivität seines Urteils trüben. In diesem Zusammenhang ist es mir immer typisch erschienen, daß einer der dem Verstorbenen liebsten Dichter C. F. Meyer war. Hier bestach den an der klassischen Formenschönheit der Antike gebildeten Philologen nicht nur das Äußere. Bei C. F. Meyer tritt das innere Erlebnis zurück

---

[1]) Als schöne Probe vgl. Rhein. Mus. 56 (1901), 71 ff.

gegenüber der bewußten Arbeit, in der die Empfindung durch das Medium des bildenden Verstandes in die Form gegossen wird. Ist er so bei aller Vollendung der künstlerischen Form letzten Endes ein rationalistischer Dichter, so war es wohl neben der schönen äußeren Gestalt dies Überwiegen des ganz mit Kultur durchtränkten Verstandes, das Brinkmann bei ihm besonders anzog. Bei beiden ist der Verstand — beim Dichter der künstlerisch formende, bei dem Gelehrten der kritisch-sichtende, nicht die Intuition — die letzte entscheidende Instanz. Und wie C. F. Meyer nie mit den Ergebnissen seiner Dichtung fertig war, sondern sie von Auflage zu Auflage durchfeilte zu immer höherer Schönheit, so kehrte auch Brinkmann immer wieder zu seinen Resultaten zurück und suchte sie in nie rastender Selbstkritik zu höchster Vollendung emporzuzüchten.

Aber wir wollen über dem Gelehrten nicht den Menschen vergessen. August Brinkmann war ein echter Sohn seiner niedersächsischen Heimat. Die kernige, breitschultrige Gestalt, der rotblonde Bart wie das Haar verrieten weithin, daß seine Wiege im Lande Widukinds stand. Seine Heimat hat er immer geliebt. Mit welchem Stolz und welcher Freude zeigte er seinen Söhnen bei seinem vorletzten Aufenthalt in Braunschweig (1920) die alte Welfenstadt! Aus dieser Liebe zur Heimat erwuchs auch sein tiefes Verstehen für alles Urwüchsige und Volkstümliche. Die deutschen Sagen und Märchen, die er genau kannte, interessierten ihn nicht nur als Material zur Volkskunde, er besaß auch ein rein persönliches Verhältnis und eine tiefe Liebe zu ihnen. Das zeigte sich so recht, wenn er im Freundes- und Familienkreise solche Geschichten vorlas und erzählte. Fröhlicher Geselligkeit war er nicht abhold. In jungen Jahren hat er oft, auch darin ein Sohn seiner Heimat, im Verein mit den Freunden den Humpen geschwungen oder einen tüchtigen Skat gedroschen. Und auch später war er gern mit seinen Studenten zusammen und würzte diese Zusammenkünfte durch prächtige, humorvolle Erzählungen. Denn er hatte Sinn für Humor und scheute auch gelegentlich vor Derbheiten nicht zurück.

Aber der hervorstechendste Zug an ihm war die Treue, die aufs Ganze geht: Treue der Wissenschaft und ihren Jüngern, Treue der Familie, Treue den Freunden und Treue dem Vaterlande, sie hat er immer bewiesen. Wir haben schon geschildert, wie er in rastloser Arbeit, durch nichts abgehalten, seine Berufspflichten erfüllt hat. Diesen Beruf faßte er in weitestem Sinne. In den Zeilen, die er Usener zum 70. Geburtstag widmete (unten Nr. 18), führt er aus,

daß die Tätigkeit eines Universitätslehrers nicht mit der wissenschaftlichen Forschung erfüllt ist, daß vielmehr zu seinen vornehmsten Pflichten die persönliche Einwirkung auf den Schüler gehört. Und wie er sich nie einer Aufgabe, von wo sie auch an ihn herantrat, entzogen hat, so hat er auch dieser Pflicht einen großen Teil seines arbeitsreichen Lebens geweiht. Wenn wir als junge Studenten zur Universität kamen und die unübersehbare Fülle der Wissenschaft betäubend auf uns eindrang, dann trat er uns mit Rat und Tat zur Seite und wies den rechten Weg. Mit verschwenderischer Hand streute er im Kolleg eine Fülle von Anregungen aus. Mit geradezu rührender Sorgfalt wachte er über den Arbeiten seiner Schüler und verfolgte ihre Entwicklung von der ersten Anregung an bis zum Lesen der letzten Korrektur. Und gerade in den letzten, für den Studenten so schweren Nachkriegsjahren stand er und sein gastlich geöffnetes Haus uns immer mit Rat und Tat zur Seite. Diese seine Hilfe war nicht an Raum und Zeit gebunden. Ob wir bei ihm waren, ob wir fern weilten und im Felde standen, immer waren seine Gedanken bei uns, und immer suchte er uns die Wege zu ebnen. Ja, selbst in den letzten Monaten, als schon die Krankheit an seiner Kraft zehrte, raffte er sich immer von neuem auf in dem Gedanken, uns zu helfen, und eines seiner letzten Worte galt der Sorge für einen Schüler. Ebenso treu hat er seiner Familie gedient. Er war nicht mit Glücksgütern gesegnet und hat es, besonders in den letzten Kriegs- und ersten sogenannten Friedensjahren, oft nicht leicht gehabt, für seine Angehörigen zu sorgen. Aber keine Arbeit und Mühe konnten ihn hindern, hier seine Pflicht zu tun und unter Hintansetzung eigener Bedürfnisse den Seinen ein treuer Vater zu sein. Sein Vaterland liebte er über alles. Mit Begeisterung war er Soldat, und wenn ihn auch die Sorge um die Familie abhielt, selbst noch freiwillig in den Krieg zu ziehen, so hat er doch auch hier seinen Tribut gezollt in Gestalt seines ältesten Sohnes, der aus dem Felde mit schwerer Wunde zurückkehrte. Als Leiter des Wehrbundes und Mitglied des Universitätsamtes für Leibesübungen förderte er die für das Vaterland so wichtige körperliche Ertüchtigung der Jugend. Die Niederlage Deutschlands traf ihn hart, und wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß all diese seelischen Erschütterungen beigetragen haben, seinen vorzeitigen Zusammenbruch herbeizuführen. So war Treue im großen wie im kleinen der Grundzug seines Charakters.

Oft haben wir, seine Schüler, ihn im Gespräch mit Hermann Diels verglichen, mit dem ihn freundschaftliche Beziehungen ver-

banden. Es gibt weitgehende Parallelen zwischen beiden: beide Schüler Useners, beide von ungeheurem Wissen und großer Belesenheit, beide mehr für die antike Prosa als für die Poesie interessiert. Aber auch Unterschiede sind vorhanden, der einschneidendste wohl der, daß Diels einen reichen Schatz literarischer Produktion hinterließ, während Brinkmann den größten Teil seines Wissens mit ins Grab genommen hat. Vielleicht können wir von einem Vergleich beider aus am besten zu den Gründen für diesen Unterschied vorstoßen. Ich habe seinerzeit versucht, H. Diels als typischen Vertreter der ihrem Ende sich zuneigenden historisch-analytischen Periode unserer Wissenschaft hinzustellen [1]). Diese Periode wird charakterisiert durch ihre genetische Betrachtungsweise und durch ihre Einstellung auf das rein Tatsächliche. Der Klassizismus Winckelmanns, Schillers und Humboldts sah in der Antike ein Ideal, einen verlorenen, unerreichbaren, aber erstrebenswerten Jugendzustand der Menschheit, ich möchte sagen einen metaphysischen Wert. Demgegenüber brachte der von der Romantik ausgehende Historismus eine Umstellung. Er legt das Hauptgewicht nicht auf die ruhende Erscheinung einer „klassischen“ Antike, sondern löst das gesamte menschliche Denken und Geschehen in Entwicklung auf. Zugleich bildet sich, vielleicht nicht unbeeinflußt von den auf das rein Tatsächliche orientierten Naturwissenschaften, ein neuer Wahrheitsbegriff heraus. Wahrheit im historisch-objektiven Sinne kann nur das sein, was als Tatsache feststellbar ist; eine idealistische Anschauung der Antike, die ein Werturteil, also ein subjektives Urteil enthält, ist hier unmöglich. Dazu kommt die ins Ungeheure wachsende Vermehrung des reinen Materials, das heute ein einzelner Mensch kaum mehr zu umspannen vermag. So führt die Entwicklung zur Ausbildung des Spezialistentums. Die älteren Forscher, die noch persönlich mit der Ausdehnung der Wissenschaft groß geworden sind, sind in sie hineingewachsen, haben das Material im Laufe ihres Lebens der Vermehrung entsprechend in sich aufnehmen können und sind so den Gefahren dieser Entwicklung entgangen. Zu ihnen gehört noch Hermann Diels. Aber als fast zwei Jahrzehnte nach ihm Brinkmann die Universität bezog, stand das Lehrgebäude der analytisch-historischen Altertumswissenschaft in weitläufigem Aufbau mit vielen Spezialgebieten da. Es gab nur zwei Wege, die der Gefahr der Zersplitterung und des Ertrinkens im Stoff auswichen. Entweder mußte

---

[1]) Preuß. Jahrb. 189 (1922), 188 ff.

der Gelehrte sich begnügen, auf einem oder mehreren größeren oder kleineren Gebieten Spezialist zu werden, sie gründlich anzubauen und vom übrigen nur das sich anzueignen, was möglich war und zur Abrundung des Bildes diente, und mußte so zu seinem Teil das Material zu dem umfassenden Gebäude der allgemeinen Kulturwissenschaft liefern[1]), oder er mußte sich außerhalb des Materials stellen und von dem Standpunkte einer metaphysischen Weltanschauung aus die Fülle der Tatsachen sichten und ordnen, von einem Standpunkte, wie ihn Erwin Rohde und Nietzsche in seiner philologischen Periode in Schopenhauer fanden[2]), oder wie ihn neuerdings Spengler in seiner Morphologie der Geschichte zu schaffen gesucht hat. Beide Wege ist Brinkmann nicht gegangen. Den letzteren verschloß ihm seine rationalistische Einstellung, der erstere scheiterte an seinem treuen Pflichtbewußtsein, das das Ganze wollte. Er wollte seine Aufgaben gegenüber der Wissenschaft vollständig erfüllen, wollte sich nicht mit einem Teil begnügen. So erwarb er sich das ungeheure Wissen, mit dem er tatsächlich das ganze Gebiet der Philologie in dem weiten Sinne, wie er sie ansah, umfaßte. Und dies ungeheure Material fügte sich ihm zusammen zu immer neuen Erkenntnissen und Entdeckungen. Aber nie wurde er mit einer fertig. Denn gerade in der Zeit des wissenschaftlichen Großbetriebes wächst dauernd neue Erkenntnis zu und verschiebt und vervollkommnet das Bild. Und wie seine eigene Erkenntnis sich von Tag zu Tage mehrte, erkannte er in strenger, man darf wohl sagen übertriebener Selbstkritik immer wieder die Unzulänglichkeit des gerade Erreichten. Sein Pflichtgefühl ließ es nicht zu, etwas in seinen Augen Unfertiges hinausgehen zu lassen. So ergab sich ein *πάντα ῥεῖ*, das ihn nie zum Abschluß kommen ließ. Denn bei dieser Art wissenschaftlichen Betriebes kann es zur Produktion nur dann kommen, wenn man den Mut findet, einmal Schluß zu machen. Und dieser Mut scheint Brinkmann bis zu einem gewissen Grade gefehlt zu haben. Konnten doch schon seine Freunde ihn nur mit Mühe dahin bringen, seine Dissertation drucken zu lassen. Äußere Umstände mögen zu dieser Entwicklung beigetragen haben. Manche Ämter, die treue Fürsorge für die Schüler, die Sorge um die Familie nahmen ihn stark in Anspruch. Und da er sich in einem Pflichtbewußtsein, das jede

---

[1]) Usener, Vorträge und Aufsätze (1907), 1 ff. Vgl. das anschauliche Bild vom Hausbau bei Stilgebauer, Götz Krafft II, 311.

[2]) „Philosophia facta est, quae philologia fuit." Nietzsche, Werke (Taschenausgabe) I (1906), 26.

Pflichterfüllung für gleich wertvoll ansah und einen Konflikt zwischen größeren und kleineren Pflichten eigentlich nicht kannte, keiner Aufgabe versagte, ging auf diese Weise viel kostbare Zeit verloren. Aber es wäre irrig, und es hieße ein accidens mit dem movens verwechseln, wenn wir annehmen wollten, daß diese äußeren Hemmnisse die Ursache seiner mangelnden Produktivität sind. Die eigentlichen Gründe liegen tiefer. Wohl liegt in Brinkmanns Leben ein tragischer Zug; er besteht darin, daß es seiner ungeheuren Arbeit nicht vergönnt war, in einem reichen Niederschlag literarischer Produktion weithin sichtbaren Erfolg zu ernten. Aber dies Resultat ergibt sich zwangsläufig aus seiner Persönlichkeit. Sein Pflichtgefühl hielt ihn ab, Unvollkommenes zu leisten, sich mit dem Erfassen eines Teiles der Wissenschaft zu begnügen oder seine Arbeiten nicht zur höchsten Vollendung zu führen. So bewahren ihn Veranlagung und Charakter nicht vor den Gefahren des analytischen Betriebes der Wissenschaft, sondern führen ihn mitten hinein. In viel ausgeprägterer Weise als Diels ist er der Typ des rein historisch-analytisch arbeitenden Gelehrten, ein extremer Fall, in dem diese Methode an sich selbst scheitert. Das ist seine Tragödie, eine Tragödie unserer Wissenschaft.

Aber wir wollen nicht mit dem Blick auf das Unvollkommene in Brinkmanns Leben schließen. Ist er auch nie zu umfangreicher Produktion gekommen, so hat er doch deshalb nicht weniger segensreich gewirkt durch seine Persönlichkeit. In erster Linie war er Lehrer, und in diesem Beruf ging er ganz auf. Hier gab er seinen Schülern das, was ein totes Buch nie geben kann, die Persönlichkeit und das Vorbild des lebendigen Menschen. Nicht nur in der Wissenschaft, auch in seinem Leben und seinem Charakter, in seiner Treue und Bescheidenheit war er uns ein leuchtendes Beispiel. Und so hoch das Leben über dem gedruckten Wort steht, um so viel übertrifft das, was er hier an lebendigen Menschen gewirkt hat, den Mangel einer größeren literarischen Hinterlassenschaft. Unwandelbare Treue war der Grundzug seines Wesens; aus ihr erwuchs seine edle Menschlichkeit, aus ihr ergab sich auch die Tragik in seinem Leben. So gelten von ihm, wenn von irgend jemand, die Worte der Offenbarung: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“ Wahrlich, er hat sie verdient!

Verzeichnis der Schriften August Brinkmanns.

1. Quaestionum de dialogis Platoni falso addictis specimen. Diss. Bonn 1888 (edita 1891).
2. Die Streitschrift des Serapion von Thmuis gegen die Manichäer. Berl. Sitz.-Ber. 1894, 479.
3. Alexandri Lycopolitani contra Manichaei opiniones disputatio ed. A. Brinkmann. Lipsiae 1895.
4. Über eine unbeachtete Schrift unter dem Namen Arrians. Verh. d. 43. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln 1895, S. 86.
5. Die Theosophie des Aristokritos. Rhein. Mus. 51 (1896), 273.
6. Beiträge zur Kritik und Erklärung des Dialogs Axiochos. Rhein. Mus. 51 (1896), 441.
7. Der römische Limes im Orient. Bonn. Jahrb. 99 (1896), 252.
8. Ein neues Axiochoszitat. Rhein. Mus. 52 (1897), 632.
9. Die apokryphen Fragen des Bartholomaeus. Rhein. Mus. 54 (1899), 93.
10. Funde von Terra sigillata in Ostpreußen. Sitz.-Ber. der Altertumsgesellschaft Prussia XXI (1900), 73.
11. Antike Schlösser und Schlüssel. Ebenda S. 297.
12. Gregors des Thaumaturgen Panegyricus auf Origenes. Rhein. Mus. 56 (1901), 55.
13. Ein Schreibgebrauch und seine Bedeutung für die Textkritik. Rhein. Mus. 57 (1902), 481.
14. Zum Orakel von Tralles. Rhein. Mus. 58 (1903), 639.
15. Über die gegenwärtigen Aufgaben der philologischen Textkritik. Neue Jbb. f. Pädag. XII (1903), 563.
16. *ΛΑΜΒΔΑ ΠΕΡΙΕΣΤΙΓΜΕΝΟΝ*. Rhein. Mus. 59 (1904), 159.
17. Zu Galens Streitschrift gegen die Empiriker. Rhein. Mus. 59 (1904), 317.
18. Hermann Usener. Zum 70. Geburtstag. Bonner Zeitung. XIII. Jahrg. (1904), Nr. 251.
19. Lückenbüßer 1 (Hellanikos); 2 (Plynterienfeier). Rhein. Mus. 60 (1905), 159.
20. Klassische Reminiszenzen. Rhein. Mus. 60 (1905), 630.
21. Hermann Usener. Chronik der Rhein. Fried.-Wilh.-Universität zu Bonn 1905, 7.[1])
22. Phoibammon *περὶ μιμήσεως*. Rhein. Mus. 61 (1906), 117.
23. Nachlese zum Phoibammon. Rhein. Mus. 61 (1906), 633. Von Hugo Rabe und A. B.
24. Ein verschollenes Relief aus Neumagen. Bonner Jahrb. 114/5 (1906), 461.
25. Das Alter der Buchillustration des Terenz. Bonn. Jahrb. 114/5 (1906) 476.

---

[1]) Äußere Umstände und Stil machen es sehr wahrscheinlich, daß auch der anonyme Nachruf auf Usener, Kölnische Zeitung 1905 Nr. 1108, von Brinkmann stammt.

26. Über Horaz sat. I 8. Neue Jbb. f. Pädag. XVIII (1906) 232.
27. Rhetorica. Rhein. Mus. 62 (1907), 625.
28. Simpuvium-simpulum. Arch. für lat. Lexikogr. XV (1908) 139.
29. Franz Bücheler. Rhein. Mus. 63 (1908), III.
30. Johannes des Mildtätigen Leben des heiligen Tychon. Rhein. Mus. 63 (1908), 304.
31. Die Homer-Metaphrasen des Prokopios von Gaza. Rhein. Mus. 63 (1908), 618.
32. Zu Julians IV. Rede. Rhein. Mus. 63 (1908), 631.
33. Bericht über Ausgrabungen in Ostpreußen während der Jahre 1900—1902. Sitz.-Ber. der Altertumsgesellschaft Prussia XXII (1908), 250.
34. Über eine Gußform aus Kalkstein. Ebenda 505.
35. Kosmas und Damian. Rhein. Mus. 64 (1909), 157.
36. Der älteste Briefsteller. Rhein. Mus. 64 (1909), 310.
37. Lückenbüßer 3 (Konons *Διηγήσεις*); 4 (Phlegon mirab. 1); 5 (Theodoret). Rhein. Mus. 64 (1909), 479.
38. Lückenbüßer 6 (Konstantinos Manasses); 7 (Teukros v. Kyzikos.) Rhein. Mus. 64 (1909), 637.
39. Aus dem antiken Schulunterricht. Rhein. Mus. 65 (1910), 149.
40. Lückenbüßer 8 (Ninosroman). Rhein. Mus. 65 (1910), 319.
41. Die Protheorie zur Biographie eines Neuplatonikers. Rhein. Mus. 65 (1910), 617.
42. Zur Geschichte der Schreibtafel. Rhein. Mus. 66 (1911), 149.
43. Ein Brief Platons. Rhein. Mus. 66 (1911), 226.
44. Ein Denkmal des Neupythagoreismus. Rhein. Mus. 66 (1911), 616.
45. Zu Xenophons Poroi. Rhein. Mus. 67 (1912), 135.
46. Scriptio continua und anderes. Rhein. Mus. 67 (1912), 608.
47. Nachträge 1 (Ptolemaios *π. κριτ. κ. ἡγεμ.*); 2 (Kosmas und Damian); 3 (Johannes d. Mildtätigen Leben d. heil. Tychon); 4 (Fragen d. Bartholomaeus); 5 (Philistion). Rhein. Mus. 68 (1913), 157.
48. Lückenbüßer 9 (*μέντοι* u. *καίτοι*). Rhein. Mus. 68 (1913), 320.
49. Lückenbüßer 10 (Zu Not. degl. scavi 1912, 451); 11 (*ἀρτικροτεῖν*); 12 (Isidorus von Sevilla). Rhein. Mus. 68 (1913), 639.
50. Die olympische Chronik. Verh. d. 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg 1913, S. 159.
51. Galeni de optimo docendi genere libellus ed. A. Brinkmann. Univ.-Progr. Bonn 1914.
52. Zu Dionysios Brief an Pompeius und Demetrios *περὶ ἑρμηνείας*. Rhein. Mus. 69 (1914), 255.
53. Lückenbüßer 13 (Erdfeuer auf d. lyk. Olympos); 14 (Methodios Schrift über den heil. Nikolaos). Rhein. Mus. 69 (1914), 424.
54. Lückenbüßer 15 (Erdfeuer); 16 (Zur Inschr. vom Nemrud-dagh). Rhein. Mus. 69 (1914), 585.
55. Lückenbüßer 17 (Wunder der edessenischen Bekenner); 18 Enkomion des Arethas); 19 (Miracula S. Georgii). Rhein. Mus. 70 (1915), 156.

56. Lückenbüßer 20 (Chorikios). Rhein. Mus. 70 (1915), 335.
57. Die Olympische Chronik. Rhein. Mus. 70 (1915), 622.
58. Lückenbüßer 21. 22 (Zeus Panamaros). Rhein. Mus. 71 (1916), 159.
59. Lückenbüßer 23 (Aristoxenos). Rhein. Mus. 71 (1916), 288.
60. Lückenbüßer 24 (Sprachliches). Rhein. Mus. 71 (1916), 422.
61. Lückenbüßer 25 (Florilegien). Rhein. Mus. 71 (1916), 581.
62. Lückenbüßer 26 (Phil. de aet. mund.); 27 (Eratosthenes Kataster.). Rhein. Mus. 72 (1917/18), 319.
63. Kallimachos Kydippe. Rhein. Mus. 72 (1917/18), 473.
64. Lückenbüßer 28 (Kleanthes). Rhein. Mus. 72 (1917/18), 639.
65. Lückenbüßer 29 (Plat. Symposion). Rhein. Mus. 73 (1920/24), 126.
66. Altgriechische Mädchenreigen. Wissenschaftliche Beilage der Braunschweigischen Landeszeitung 1921 Nr. 38.
67. Die Meteorologie Arrians I. Rhein. Mus. 73 (1920/24), 373.

Verzeichnis des wissenschaftlichen Nachlasses von August Brinkmann.

Der wissenschaftliche Nachlaß von August Brinkmann ist im Akademischen Kunstmuseum Bonn, Hofgartenstraße 2, niedergelegt.

A. Kollationen.

1. Claudii Ptolemaei *περὶ κριτηρίου καὶ ἡγεμονικοῦ* rec. F. Hanow. 1870. Collation des cod. Vatic. 1038 f. 342 ff.[1]) — Photographie des cod. vatic. Gr. 1594.
2. Proklos' Chrestomathie (Westphal, Metrici Graeci I 227—254). Kollation des cod. Marc. 450 s. XII f. 300 v. ff. und Marc. 451 s. XII f. 248 v. ff.
3. Westermann, *Βιογράφοι*. Collat. des cod. Ambros. B 98 s. XIV: Herodoti q. f. vita Homeri; Marc. 196 s. X: Olympiodori vita Platonis; Notizen über *βίοι*-Handschriften, meist aus vatikanischen Handschriften.
4. Alexander Lycopolitanus: Manuskript der Ausgabe; Abschrift des cod. Laur. plut. IX cod. 23; Proben aus Berolin. und Barber.
5. Didymi q. f. adversus manichaeos liber. Abschrift des cod. Laur. plut. IX cod. 23: Material über Manichäer.
6. Serapionis Thmuitensis adversus manichaeos liber. Abschrift des cod. Genuensis XXVII s. XI.

6a. Titus v. Bostra. Ausgabe von Lagarde, kollationiert mit cod. Genuensis XXVII s. XI; dass. mit vielen textkritischen Anmerkungen auf Grund des syrischen Textes; zwei Übersetzungen des Syrus von Nix.

7. Miracula S. Georgii rec. Aufhauser 1913. Viele Anmerkungen, 9 Photographien einer Handschrift ohne nähere Bezeichnung.

---

[1]) Vgl. Rhein. Mus. 68 (1913), 157.

8. Palladius de gentibus Indiae. Conlatio cod. Vindob. s. XV ex. ad edit. C. Muelleri confecta ab A. Eberhard; Manuskript: Über eine unbeachtet gebliebene Schrift unter dem Namen Arrians.
9. Vita S. Mariae Aegyptiacae. Text auf Grundlage des cod. Vatic. Pal. 37 s. X; Kollation des Pal. und des cod. Angelicanus B. 2. 2. s. XI, der versio Pauli und des Bollandistentextes, sämtlich von Useners Hand; Abschrift der versio Pauli aus dem cod. Caroliruhensis XCI s. X, von Brinkmanns Hand.
10. Nicephori philosophi encomium S. Andreae Cauleae. Abschrift aus cod. Vindob. Gr. hist. eccl. XI f. 95 v. ff.
11. Theophylacti Bulgarorum episc. *παιδεία βασιλική* ex cod. Vindob. theol. Graec. XLIII f. 116 sqs. descripta et cum cod. Laur. 59, 12 collata; Material dazu.
12. Auctor ad Herennium ed. Kayser, mit Kollationen (nicht von Brinkmanns Hand).

B. Handexemplare.

13. Thukydides erkl. von Classen-Steup I^4. 1897. Reiche Notizen zu I, 1—22.
14. Plato rec. Hermann VI. 1880. Viele Anmerkungen, besonders zu den pseudoplatonischen Dialogen.
15. Platons ausgew. Dialoge erkl. v. H. Sauppe: Protagoras.
16. Antisthenis fragmenta ed. Winckelmann. 1842. Reiche Notizen.
17. Aeschinis Socratici dialogi ed. Fischer. 1786. Reiche Notizen.
18. Xenophon, Scripta min. rec. Ruehl II. 1912. Notizen zu den *πόροι*.
19. Callimachi hymni et epigrammata ed. Wilamowitz. 3. Aufl. 1907. Notizen zu hymn. II; III.
20. Theokrit erkl. v. Fritzsche. 3. Aufl. 1881.
21. Dionysii Halicarnasei opuscula ed. Usener-Radermacher I; II. Besonders reiche Notizen zum Brief an Pompejus.
22. Strabo ed. Kramer I; II. Notizen besonders in Bd. II.
23. Heracliti quaestiones Homericae ed. societas philologica Bonnensis. 1910.
24. Onesandri de imperatoris officio rec. Koechly. 1860.
25. Demetrii et Libanii q. f. *τύποι ἐπιστολικοί* ed. Weichert. 1910.
26. *Περὶ ὕψους* ed. Jahn-Vahlen. 2. Aufl. 1887.
27. Gregorii Thaumaturgi panegyricus in Origenem ed. Bengel. 1722; dass. herausg. v. Koetschau. 1894.
28. Iulianus imperator ed. Hertlein I. 1875. Notizen besonders zu orat. VI und VII.
29. Marci Diaconi vita Porphyrii episc. Gazensis ed. Societ. philol. Bonn. 1895. — Nuth, De Marci Diac. vita Porph. Gaz. 1897.
30. C. Kempen, Procopii Gazaei in imperatorem Anastasium panegyricus. Bonn 1918.
31. Terenz, Phormio erkl. v. Dziatzko-Hauler. 4. Aufl. 1913.
32. Lucretius ed. Bernays. 1879.

33. Ciceronis epistulae ed. Mendelssohn. 1893. Viele Notizen zu B. VIII.
34. M. Odau, Quaestionum de VII et VIII Platonis epistula capita duo. 1900. Viele Notizen zu S. 89 ff.
35. Pohlenz, Rez. v. Arnim, Platons Jugenddialoge und Immisch, Neue Wege der Platoforschung (Göttinger Gel. Anzeigen 1916, 241 ff.).
36. C. F. Hermann, De Aeschinis Socratici reliquiis. 1860.
37. P. Lang, De Speusippi Academici scriptis. 1911.
38. E. Bethe, Proklos und der epische Kyklos (Hermes 26, 593 ff.).
39. Bonwetsch, Die apokryphen Fragen des Bartholomäus (Nachr. Gött. Ges. 1897, 1 ff.).
40. Usener, Der heilige Theodosius. 1890. Viele Notizen im Kommentar.
41. A. Dieterich, Die Grabschrift des Aberkios. 1896.
42. Kroehnert, Canonesne poetarum, scriptorum, artificum per antiquitatem fuerunt? 1897. Reiche Notizen zu S. 5—10.
43. Handexemplare eigener Werke und Aufsätze.

C. Kollegs, Vorträge usw.

44. Thukydides. Darin: Die Archäologie des Thukydides; Entwicklung des Schiffswesens bis zu den Perserkriegen.
45. Thukydides' Reden.
46. Platons Leben und Schriften; darin Materialsammlung zum Nachleben Platons.
47. Demosthenes.
48. Philon v. Alexandreia.
49. Einleitung in die griechische Literaturgeschichte.
50. Geschichte der griechischen Prosaliteratur; Material, besonders zu Prosarhythmus und Hiat.
51. Griechische Lyrik. Material zu Arbeits- und Volksliedern.
52. Attische Komödie.
53. Geschichte der attischen Beredsamkeit.
54. Alexandrinische Dichtung.
55. Eine literarische Renaissance in Byzanz; Material zur byzantinischen Literatur, besonders über Sammelhandschriften, byz. Kalender, Photios.
56. Griechische Kulturgeschichte.
57. Soziale und politische Theorien des Altertums.
58. Religion der Griechen; Material, besonders über Heraklestaten, Aretalogie, Gebet für andere, orientalische Gottheiten, allegorische Interpretation; Manuskript: Vergötterung der hellenistischen Könige.
59. Jenseitsvorstellungen der Griechen und Römer.
60. Antikes Buchwesen; reiches Material, besonders zur Handschriftenkunde, Diptychon, Kalamosbehälter, Rolle, Buchtitel, Stichoi, Kopistenfehler, Edition, Kodex, Bibliotheken; bildliche Darstellungen zum Buchwesen.

61. Römische Geschichte.
62. Römische Geschichtsschreibung.
63. Die römische Glasindustrie und ihr Export nach Ostpreußen. Der römische Grenzwall und seine Erforschung durch das Reich. Das Römerkastell Saalburg. Der Limes im Orient.
64. Material zu Seminarübungen: Xenoph. Poroi; Musaeus, Hero und Leander; Apul. Apol.; Cic. ad Cael.

D. Materialsammlungen, Manuskripte usw.

65. Verlesen und Verschreiben, z. T. geordnet; Kolleg: Methodik der Textkritik; Handexempl. v. Zur Gesch. der Schreibtafel.
66. 67. Dass. ungeordnet.
68. Zur Geschichte des Wortes καμάρα = Kammer.
69. Zur philosophischen Terminologie.
70. Zum Axiochos; dabei Buresch, Leipz. Stud. IX 3; Immisch, Philologische Studien zu Platon I; Wilamowitz, Rezens. des Vor. (Gött. Gel. Anz. 1895); Zwei Manuskripte aus der Studentenzeit. Sprachliches Material.
71. Zu den Socratici, besonders zu Phaidon v. Elis (Zopyros und das Erziehungsproblem), Fragmentsammlung des Phaidon; Manuskript: De Phaedonis Elei dialogis.
72. Zu Dionys v. Halikarnass, besonders zum Brief an Pompejus.
73. Zu Gregorios Thaumaturgos Panegyrikus auf Origenes.
74. Zu Marci Diac. Vita Porphyrii Gazensis. Meist sprachliches Material.
75. Material und Vorträge zur Rhetorik aus der Studentenzeit.
76. Der Rhetor Romanos und Chorikios; unvollendetes Manuskript, reiches Material.
77. Nikolaos v. Myra und der Anonymus Seguerianus περὶ ῥητορικῆς, unvollendetes Manuskript, Material.
78. Zum Atticismus; Manuskr. über Eustathios v. Antiocheia.
79. Zum Aberglauben, darunter: Alter Volksbrauch, Volkstümliches aus Märtyrerakten und Heiligenleben.
80. Artemis.
81. Sozon; unvollständiges Manuskript, Material.
82. Zu altchristlichen Legenden.
83. Excerpte aus Kirchenvätern.
84. Zur Epigraphik.
85. Zu Papyri.
86. Der Erfinder der griechischen Tachygraphie; unvollständiges Manuskript, wenig Material.
87. Zu Türen und Schlössern und sonstigen Privataltertümern.
88. Zum Wagen im Altertum.
89. Zu Technik und Archäologie.
90. Kleinere Sammlungen zu griech. und röm. Schriftstellern.
91. Verm. Notizen zur griechischen und römischen Literatur.
92. Verm. Notizen zur griechischen und lateinischen Sprache.
93—98. Ungeordnete Notizen verm. Inhalts.

99. Manuskripte eigener gedruckter Aufsätze.
100. Brinkmanns Seminararbeiten.
101. Nachlaß Herm. Deiters: Manuskript einer Ausgabe d. Aristides Quintilianus mit vollständigem Material dazu.

Außerdem sind in Privatbesitz von Freunden und Schülern übergegangen Handexemplare von Platons Symposion, Dion v. Prusa und Philo Mechanicus, sowie ein Kolleg über die römische Satura.

Nachtrag.

Es besteht die Absicht, aus dem Nachlaß außer Schriftenverzeichnis Nr. 67 die Fortsetzungen zu Nr. 67 und den Vortrag über Altgriechische Mädchenreigen (vgl. Nr. 66) herauszugeben. Da es unsicher ist, ob Nachlaß Nr. 76 sich für die Herausgabe wird fertigstellen lassen, sei hier wenigstens das Resultat Brinkmanns mitgeteilt. Hugo Rabe, der die Durchsicht des Materials übernommen hat, formuliert es folgendermaßen: „Camphausens Ergebnis (S. V ff. seiner Ausgabe des Romanos, Leipzig 1922), die Schrift *περὶ ἀνειμένου* gehöre dem Ausgange des Altertums an, wird bestätigt durch das nahe Verhältnis zwischen der Theorie des Romanos und der Praxis des Chorikios; dieser hat seine *διαλέξεις* bewußt (vgl. auch Philol. 54 [1895], 119, 11 ff.) im *ἀνειμένος χαρακτῆρ* gehalten."

Weitere Nekrologe auf Brinkmann s. A. Elter, Chronik der Rhein. Friedr. Wilhelms-Univ. zu Bonn 1922/3 S. 5.

Thomas Stangl.

Geb. 21. Dezember 1854, gest. 4. August 1922.

Von

J. Karl Schönberger in Nördlingen.

Th. Stangl ist am 4. August 1922 an einer Herzlähmung gestorben, als er eben nach vierwöchiger schwerer Krankheit (Rippenfell- und Lungenentzündung) zur Kräftigung in den Garten der Würzburger Theresienklinik, in der er lag, gebracht werden sollte.

Eine eingehendere Schilderung seines Lebens und Wirkens, die des verdienten Gelehrten und von seinen Schülern hochverehrten Lehrers würdig wäre, kann ich aus mehreren, hier nicht weiter zu erörternden Gründen nicht geben; nur einen unvollkommenen Umriß kann ich bieten und eine Aufzählung seiner wichtigsten Schriften, die übrigens größtenteils noch auf eine Zusammenstellung des Verstorbenen zurückgeht. —

Th. Stangl, ein geborener Bayer — er stammte aus Aufhausen bei Regensburg — war aus dem Gymnasiallehrerberufe in die akademische Laufbahn übergetreten. Schon in München hatte er sich im Juni 1883 mit seinen Boethiana und einem Vortrage über Cassiodorius Senator, den letzten römischen Staatsmann, habilitiert, war aber aus der akademischen Lehrtätigkeit wieder ausgeschieden, bis er nach 20jährigem Gymnasiallehrerdienste vom 1. Oktober 1900 ab als außerordentlicher Professor nach Würzburg berufen wurde, wo er seit 1908 Titel und Rang, seit 1919 auch die Rechte eines ordentlichen Professors inne hatte.

Der Würzburger Latinist war eine weit über die Grenzen Deutschlands hinaus anerkannte Autorität. Seine Schriften, überwiegend der Textkritik und Grammatik gewidmet, umspannen das ganze Gebiet des Lateins; die Inschriften behandelte er wenigstens im Seminar. Eine Reihe von grundlegenden Ausgaben wird ihm verdankt, vor allem das Hauptwerk, Ciceronis orationum scholiastae, das von der Kritik des In- und Auslandes freudigst aufgenommen wurde. Eine Unzahl kleinerer und größerer Veröffentlichungen ging diesen Ausgaben voraus oder brachte verbessernde Nachträge. Besonders die beiden Berliner philologischen Wochenschriften

brachten Hunderte von Artikeln und Miszellen aus Stangls Feder. Diese Parerga behaupten ihren selbständigen Wert; abgesehen davon, daß sie einen Blick in die Arbeitsweise Stangls werfen lassen, der mit unermüdlichem Fleiße und echt philologischer Treue bestimmte Gebiete der Textkritik immer wieder anbaute und erweiterte, sind sie die besten Erläuterungen zu den Hauptschriften. Wären sie nur gesammelt! Diese Sammlung gäbe ein anschauliches Bild von dem vielseitigen Interesse des Gelehrten, seinem überragenden Wissen, seinem Scharfsinn, seiner Bedeutung als Textkritiker.

Es ist ein schwerer Verlust, daß es ihm nicht vergönnt war, die noch fehlenden zwei Bände seiner Scholiastenausgabe — sie sollten die Textgeschichte und die Indices bringen — und die seit Jahren vorbereitete große Ausgabe des Curtius zu vollenden. Die Größe dieses Verlustes kann nur ermessen, wer einen Blick in die letzten Arbeiten des Verstorbenen, besonders in die zu Curtius, werfen durfte. Der handschriftliche Nachlaß befindet sich in der Münchener Staatsbibliothek.

Als Lehrer hat Stangl eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit entfaltet. Seine Vorlesungen — anfänglich nicht auf das Latein beschränkt, vgl. das Verzeichnis unten — umfaßten neben der Theorie des lateinischen Stils hauptsächlich Plautus, Cicero, Horaz und Tacitus. Besonders die vorzüglichen Einleitungen zu den genannten Autoren waren bei seinen Schülern hoch geschätzt.

Beliebt und stark besucht wie die Vorlesungen war auch sein Seminar; hier darf vielleicht daran erinnert werden, daß Stangl, der einen sehr feinen Kunstsinn und nicht gewöhnliche Kenntnisse auf dem Gebiet der Kunstgeschichte besaß, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seine Hörer auf die neuesten archäologischen Funde aufmerksam zu machen.

Groß war die Zahl der Themen zu wissenschaftlichen Arbeiten und Dissertationen, die er seinen Schülern stellte, und unglaublich die Geduld, mit der er dem Anfänger den Weg wies, stets hilfsbereit, auch wenn er unter der eigenen Arbeitslast fast zusammenbrach. Gerade da, im persönlichsten Verkehr, lernte man sein gutes Herz ahnen, das er gern unter einer rauhen Außenseite versteckte. Denn nicht leicht gestattete er einen Einblick in sein Inneres; nur zweimal hörte ich ihn klagen und mehr aus sich herausgehen: beim Hinscheiden seiner hochbetagten, erblindeten Mutter, der allein er sich ganz öffnete, und beim Heldentod seines Sohnes Theodor. —

Bibliographie.

I. Die Hauptschriften:

1. Ciceronis orationum scholiastae. Vol. II: Commentarios continens. Lipsiae (Tempsky-Freytag) 1912.

Vgl. P. Weßner in BphW 32 (1912) Nr. 51, J. H. Schmalz in WklPh 29 (1912) Nr. 51, Fr. Luterbacher in Jahresb. d. philol. Ver. Berlin 38 (1912) 365 f., Ed. Ströbel in Bayr. Blätt. f. d. Gymn. 49 (1913) 57 f., C. Brakman in Rev. de l'instr. publ. en Belg. 1913, Heft 1, Rem. Sabbadini in Boll. di filol. class. 19 (1913) 173 f., Edg. Martini im Lit. Zentralbl. 64 (1913) 144 f., Ein. Löfstedt in Deutsche Lit. Zeitg. 1913, 679 f., Em. Thomas in Rev. crit. 47 (1913) 248 f.

2. Cicero-Ausgaben (alles bei Freytag in Leipzig):

a) de oratore libri tres rec., 1893; b) Brutus de claris oratoribus rec. 1886 [durch die Einleitung und den krit. Apparat die Grundlage aller späteren Ausgaben]; c) Orator ad Brutum rec. 1885. Handschriftliche und textkritische Vorarbeiten dazu in Bayer. Blätt. f. d. Gymn. 1882 ff. (Band 18, 19, 21, 23). — Besprochen in Burs. JB. 80, 166 f. und 319 f.

3. Q. Curti Rufi historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt. Für den Schulgebrauch her. Leipzig (Freytag) 1902. „Une édition vraiment scientifique" E. Thomas in Rev. crit. 1912, Nr. 11. „Wissenschaftlich hochbedeutsam" J. Golling in Z. f. ö. G. 1912, 1075. „Die Textänderungen sämtlich wohl erwogen" Lit. Zentralbl. 1902, Nr. 44. „Die bedeutendste neue Ausgabe" A. Weinhold in seiner Curtiusausgabe 1906, p. III. „Als Unterlage für den Text galt die Ausgabe von Th. Stangl" Menge-Fried in der Curtiusausgabe 1911, p. III.

4. Virgiliana. Die grammatischen Schriften des Galliers Virgilius Maro auf Grund einer erstmaligen Vergleichung der Handschrift von Amiens und einer erneuten der Handschriften von Paris und Neapel untersucht 1891. (Festschrift zur 41. Philol.-Versammlung.) — Rez. Lit. Zentralbl. 1891 Nr. 34, WklPh. 1891 Nr. 49, BphW. Nr. 52, Neue phil. Rundschau 1892 Nr. 1, Deutsche Lit. Zeitg. 1892 Nr. 29.

II. Sonstige Veröffentlichungen:

1. Tulliana. Der Text des Thes. l. L. zu Cic. de or. in ausgewählten Stellen besprochen. Progr. Luitpoldgymn. München 1897/8. — Dieses Progr. bezieht sich auf eine Arbeit Stangls für den Thesaurus, „Text, Erklärungen und handschriftliche Varianten zu Cic. de orat. l. I—III" (1895). — Rez. BphW. 18 (1898 Nr. 17, DLZ. 1898 Nr. 7, Bayer. Bl. f. d. Gymn. 34 (1898) 315 f., Z. f. ö. G. 1899, 22, Cultura VII Bd. 9, 652 f., Rev. de l'instr. publ. en Belg. 41, 332 f., Rev. crit. 32, 124. — Einen vollständ. Index zu Cic. de orat. fertigte auf Stangls Anregung und Textunterlage hin sein früherer Hörer W. Werner.

2. Tulliana. Progr. München 1887/8. Zu Ciceros Reden. — Rez. Burs. JB. 1889, Z. f. ö. G. 40, 734 f., WklPh 1890, 265 f.

3. Vorarbeiten zur Scholiastenausgabe:

a) Asconiana, WklPh 1906, Nr. 40 und 41, 1909, Nr. 4 und 6. Philol. 69 (1910) 489—550. — Darüber schrieb die Rev. crit. 69 (1911) Nr. 19: On n' eût pas cru qu'un article de revue pût contenire autant d' excellentes choses.

b) Zu den Bobienser Scholien: Rhein. Mus. 39 (1884) 231 f. (Ergebnisse der Neuvergleichung des Mailänder Palimpsests). Bobiensia. Progr. München 1893/4. Rez. BphW 1894, 1421, DLZ 1895, 364 f., Rev. crit. 1894, 259 f.

Neue Bobiensia: Philol. 68 (1909) 71—87 und Rhein. Mus. 65 (1910), 88 ff., 249 ff., 420 ff. Vgl. bes. Luterbacher in JB. d. philol. Ver. Berlin 36 (1910) 248.

c) Zu Pseudasconius: Rhein. Mus. 39 (1884) 579 f. (Handschriftliches aus Florenz und Neapel).

Pseudoasconiana. Textgestaltung und Sprache der anonym. Schol. zu Ciceros vier ersten Verrinen auf Grund der erstmals verwerteten ältesten Handschriften untersucht. Paderborn (Schöningh) 1909. — Rez. Lit. Zentralbl. 1910 Nr. 21, BphW 29 (1909) Nr. 52, WklPh 26 (1909) Nr. 41, JB. d. philol. Ver. Berl. 36 (1910) 244 ff., Rev. crit. 67 (1909) Nr. 19, The Class. Review 24 (1910) Nr. 6, Riv. di filol. 39 (1911) fasc. 3, Holländ. Museum 17 (1910) Nr. 8.

d) Zu den Gronovscholien: „Der sog. Gronovscholiast zu 11 Ciceron. Reden. Überlieferung, Text und Sprache auf Grund einer Neuvergleichung der Leydener Handschrift dargestellt." — Prag-Leipzig (Tempsky-Freytag) 1884. — Weitere textkrit. und sprachliche Untersuchungen in WklPh 1905 Nr. 16, 1906 Nr. 13, 14, 17; BphW 1906 Nr. 38, 39, 40, 41. — Außerdem hat Stangl für den Thes. l. L. 800 Zettel aus den schol. Bob. und Gronov. bearbeitet. Lexika zu Ascon. und den schol. Bob., Pseudasc. und Gronov. fertigten auf Stangls Anregung hin vier bayerische Gymnasiallehrer, die in Cic. orat. schol. II p. 4 genannt sind. Als bester Kenner der Ciceroscholien und größte Autorität auf diesem Gebiet wurde Stangl anerkannt von P. Weßner, Burs. JB. 1908 (Bd. 139) 143, E. Thomas, Rev. crit. 67 (1909) Nr. 19 und ebenda 69 (1911) Nr. 19, A. C. Clark, The Class. Review 24 (1910) Nr. 6.

4. Zu Caesar: Im Aufsatze „Die Bibliothek Ashburnham", Philol. 45 (1886) 201—236 gab Stangl die erste genaue Beschreibung des cod. Ashburnh. mit Kollationsprobe. — Vgl. JB. d. philol. Ver. Berlin 13, 347.

5. Zu Valerius Maximus: Philol. 45 (1886) 225—236. — Vgl. K. Kempf in dessen Ausgabe des Val. Max. (1888), p. XX sq. „Zur Textkritik des Val. Max. und Julius Paris", BphW 32 (1912) Nr. 39, 40, 42 f.

6. Zu Curtius Rufus: Stangl hat erstmals den cod. Vatic. Reginensis 971 saec. XII vollständig verglichen. S. hierüber JB. d. philol. Ver. Berlin 14, 223 f. „Der präpositionslose Richtungsakkusativ bei Curtius Rufus", BphW 25 (1905) Nr. 39, 40, 41.

Ein alle Wörter und Stellen umfassendes Lexikon zu Curtius fertigte auf Stangls Kosten Dr. Isidor Oblinger, ein früherer Hörer († 1914); auch Oblingers Dissertation Curtiana (Würzburg 1910), ferner die Quaestiones Curtianae von O. Büttner (1903) und die Curtiana von G. Dostler (1904) sowie des letzteren Programm von Kempten (1907) beruhen auf Anregungen Stangls.

7. Zu Seneca d. J.: 'Th. Stangl ... novam me parare dialogorum editionem cum audivisset, multa atque utilia perscripsit et ad explicandum et ad emendandum Senecae sermonem', Senecae dialogi ed. Hermes (1905), praef. p. XVIII.

8. Zu Tacitus: „Zur Textkritik der Annalen des Tacitus", WklPh 1905, 327, Nr. 27 und 28. — Anerkannt von G. Andresen, JB. d. philol. Ver. Berlin 1905, 327.

9. Zu Plinius d. J.: Im Philol. 45 (1886), 220 f. die erste genauere Nachricht über den von Louis Havet wiedergefundenen cod. Riccardianus (= Ashburnham.). Philol. 45, 642—79 Stammbaum, allgemeine Wertbestimmung und Einzelverwertung für die Textgestaltung. Vgl. Burs. JB. 63, 245 und R. C. Kukula in seiner Pliniusausgabe (1908), praef. p. IV, VIII und IX, sowie p. III der Ausgabe von 1912.

10. Zu P. Annius Florus: Sprachgeschichtliches im Philol. 64 (1905), 307 ff.

11. Zu Marius Victorinus: Erste kritische Ausgabe von 'De definitionibus' auf Grund von zwei Münchener Hss. und einer Berner (Programm München 1887/8.)

12. Zu Boethius: Boethiana vel Boethii commentariorum in Ciceronis topica emendationes ex VIII codicibus haustas et auctas observationibus grammaticis composuit Th. Stangl. Gotha (Perthes) 1882 (davon S. 1—62 gesondert als Münchener Dissertation ausgegeben). — Die 8 Hss. erstmals verglichen! — Pseudoboethiana, Fleckeis. Jahrb. 127 (1883), 193—208 und 285 bis 301.

13. Zu Cassiodorius Senator: Für die Wiener Akademie hat Stangl die zu den betr. Schriften einzig erhaltene Veroneser Hs. (saec. VI/VII) neu verglichen. Näheres s. Wien. Sitz.-Ber. 1887 (Band 114), 405 f. und Bayer. Blätt. f. d. Gymn. 34 (1898) 249 bis 283 und 545—591.

Der letztere Aufsatz als sehr ergiebig für die Eigentümlichkeiten des Spätlateins sehr oft zitiert von Schmalz in dessen Lat. Synt. und Stilist. und im Antibarbarus.

14. Varia: Zu Arnobius: BphW 30 (1910) Nr. 4 und 5. — Zu Lucifer Calaritanus: Philol. 50 (1891) 74 f. — Zu den Rhet. Lat. min.: Progr. München 1887/8, S. 48 f. u. Philol. 54 (1895) 355 f. Zu den Grammat. Lat. V: Münchener Xenien 1891, S. 29 f.

Die vorstehende Zusammenstellung ist, wie bemerkt, durchaus nicht vollständig; es kam hier nur darauf an, die Hauptgebiete zu nennen, auf denen Stangl gearbeitet hat. Nicht berücksichtigt sind die vielen Aufsätze und Miszellen, die er besonders seit 1912 in den beiden Berliner philol. Wochenschriften und sonst veröffent-

licht hat, darunter wichtige Arbeiten zu der handschriftlichen Überlieferung der rhetorischen Werke Ciceros.

Es sei noch gestattet, die (vierstündigen) Vorlesungen Stangls aufzuzählen:

1. Sophokles Aias mit Einleitung über die Entwicklung des Dramas.

2. Demosthenes' Staatsreden und Einleitung über die Entwicklung der Beredsamkeit. Übersetzung und Interpretation der Kranzrede.

3. Entwicklung des vorklassischen Lateins und Erklärung von Plautus' Trinummus.

4. Ciceros Orator mit Einführung ins klassische Latein und in die Entwicklung der rhythmischen Prosa seit dem 5. Jahrh. v. Chr.

5. Horatius' Briefe mit Einleitung über die Entwicklung der von ihm gepflegten Literaturgattungen.

6. Tacitus' Annalen [abwechselnd Historien] mit Überblick über die Entwicklung der römischen Geschichtschreibung und des nachklassischen Lateins.

7. Theorie des lateinischen Stils oder über die lexikalische, grammatische, logische und ästhetische Korrektheit als die wesentlichen Merkzeichen der Kunstsprache. Mit Einleitung über die lateinische Stillehre seit der Renaissance.

In seinem stark besuchten Seminar behandelte Stangl vor allem altlateinische Inschriften, dann die Corneliabriefe, Briefe Ciceros und Plinius', ferner Cic. de orat. I, die Reden aus Sallusts historiae, die Appendix Vergiliana, die Dirae des Valerius Cato, Satiren und Oden des Horaz, Quintil. inst. X 1, Sueton. de gramm. et rhet. [hiervon hatte Stangl für Seminarzwecke eine hübsche Ausgabe veranstaltet], ausgewählte Partien von Bergks Lyrikern usw. Sehr beliebt waren seine griechischen und lateinischen Stilübungen sowie seine feinsinnigen Übersetzungen der Klassiker.

Friedrich Vollmer.

Geb. 14. November 1867, gest. 21. September 1923.

Von

Hans Rubenbauer in München.

Bei Abfassung des Lebensbildes meines unvergeßlichen Lehrers konnte ich in ausgiebiger Weise V.s erhaltene Korrespondenz benützen; außerdem ließen mir Verwandte und Freunde des Verewigten mündlich und schriftlich viele wertvolle Mitteilungen zukommen. Insbesondere erteilte Frau Professor Vollmer auf all meine Anfragen bereitwilligst jede gewünschte Auskunft.

Friedrich Karl Vollmer wurde geb. am 14. November 1867 zu Fingscheidt, einem Flecken der Rheinprovinz bei Langenberg im Regierungsbezirk Düsseldorf. Sein Vater Valentin V. war Volksschullehrer, ein Mann, der das Amt eines preußischen Schulmeisters so ernst wie nur irgend einer auffaßte. Eine Fülle reicher Tätigkeit, die seine Gesundheit allerdings vor der Zeit untergrub, leistete er vor allem in seiner Stellung als Rektor des Lehrerinnenseminars und des damit verbundenen Lyzeums in Kaiserswerth, wohin er im Jahre 1869 berufen wurde. Wie ein Nekrolog eines Kollegen bezeugt, „war er ein Anhänger jener guten alten Schule, die noch nicht den Wert und die Wirkung der ganzen, in sich geschlossenen Persönlichkeit gegen die aus allerlei Regeln und Mittelchen zusammengestoppelte pädagogische Strohpuppe eingetauscht hatte.... Schlicht, wie er dastand, rührte er alle durch die Größe und Schönheit seiner Seele. Seine pädagogische Kunst lag in der Sammlung, in dem Werte seines eigenen Wesens.“ Peinliche Gewissenhaftigkeit und unermüdlicher Schaffensdrang ging von ihm auf Friedrich V. über. Die Heiterkeit des rheinischen Temperaments war ihm nicht fremd; auf Schulausflügen, in den Erholungsstunden war er der Fröhlichsten einer. Aber nie verlor er das Ziel aus den Augen, seine Söhne — neben Friedrich wuchsen zwei jüngere Brüder heran — zu tüchtigen Menschen zu erziehen. Mit wohlbedachtem Ernst, in früheren Jahren sogar mit einer gewissen Strenge zügelte er das Temperament der Kinder.

In schöner Harmonie ergänzte sein Wesen die Gattin, die er

im Jahre 1866 heimführte, Marie geb. Hilverkus aus Elberfeld. Unerschütterliches Gottvertrauen, echte Seelengüte und nie rastende Sorge für die Ihren bildeten die Grundzüge ihres Charakters. Das Übermaß an Arbeit, die insbesondere in Kaiserswerth, wo Seminaristinnen als Pensionärinnen den Hausstand vermehrten, auf ihren Schultern ruhte, vermochte ihr reiches Seelenleben nicht zu unterdrücken. Für fremde Sprachen, für Musik und Zeichnen hatte sie weit über den Durchschnitt hinausgehende Fähigkeiten, die sich in den besonderen Anlagen des Sohnes widerspiegelten. V. brachte ihr bis zu seinem Tode innigste Liebe und Dankbarkeit entgegen. So beglückte ihn bei der Mitteilung, daß seine akademische Laufbahn gesichert sei, vor allem der Gedanke, daß es seiner Mutter vergönnt war, diesen Erfolg des Sohnes zu erleben (Sudhaus, 2. April 1905). Der allzufrühe Hingang ihres Ältesten war der härteste Schlag, der die Mutter in ihren alten Tagen traf.

Ein selten harmonisches Familienleben verschönte V.s Jugendjahre. Ein inniges Verhältnis zur Natur bekundete sich in der sorglichen Pflege des eigenen Gärtchens und in täglichen gemeinsamen Spaziergängen. Die Abende waren gemeinschaftlicher Lektüre oder noch lieber der Pflege guter Musik gewidmet. Zeitlebens hat V. daran festgehalten, seine Erholung, deren er sich leider nur allzuwenig gönnte, in diesen Beschäftigungen zu suchen.

Ein gewisses romantisches Element wurde in das tägliche Leben durch die Besuche des Großvaters, eines einfachen Zollbeamten, gebracht. Kinder und Erwachsene wurden es nicht müde, den Erinnerungen aus seinem bewegten Berufsleben, besonders den Erzählungen von dem ewigen Kampfe mit verschlagenen Schmugglerbanden, zu lauschen. Noch als Student in Bonn empfand es V. jedesmal als große Freude, wenn den alten Herrn der Weg aus Hohenlimburg, wo er im Ruhestand lebte, zur Musenstadt herüberführte.

Den ersten Unterricht erhielt V. in der mit der Diakonissenanstalt verbundenen Waisenhausschule in Kaiserswerth. Daneben wurde er von dem Vater und Privatlehrern in Latein, Griechisch und Mathematik privatim bis zur Obertertia vorbereitet. Er faßte alles schnell auf mit einer Leichtigkeit, die Staunen erregte. Mit 12 Jahren schon konnte er seinen Vater, der auch das Organistenamt in der Diakonissengemeinde zu versehen hatte, im Orgelspiel vertreten. Sein Vater hoffte, ihn auf der Fürstenschule zu Pforta unterbringen zu können; allein die Organistenfreistelle, auf die er reflektierte, war schon vergeben, und so kam der junge V., mit

tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, an das Lippesche Leopoldgymnasium in Detmold, das damals unter der energischen Leitung des Direktors Dr. Thiele stand. Er bezog im Jahre 1880 die O III des Gymnasiums; in Pension war er bei einem Freunde seines Vaters, dem Lehrer Müller in Remmighausen, untergebracht. Die erste längere Trennung von einem so liebevollen Elternhause machte den Knaben todunglücklich. Rührend sind die kindlichen Briefe aus dieser Zeit, in denen sich immer wieder brennendes Heimweh ausspricht. Als im Jahre 1882 sein Bruder Emil ihm zugesellt wurde, fühlte er sich weniger verlassen. Später bildete ihm auch sein Aufenthalt in Detmold eine liebe Erinnerung. Das verklärende Gedenken macht ihm den Ort zu einem „allerliebsten Fleck Erde" (Peters, 15. 7. 86.).

Den nicht geringen Anforderungen, die von der Schule gestellt wurden, zeigte er sich leicht gewachsen. Insbesondere glänzte er in lateinischen Exerzitien. Mit zähem Fleiß bewältigte er schon damals neben den Schulautoren ein stattliches Maß von Privatlektüre. Da sein Vater ihn für seine Klasse noch zu jung glaubte — V. war damals ein etwas zarter Junge —, nahm er die Söhne Ostern 1883 von der Anstalt weg, um ihnen ein halbes Jahr im Elternhaus Ruhe zu gönnen; zugleich sollten sie in Kaiserswerth zur Konfirmation vorbereitet werden. Im Herbst 1883 nahmen sie den Unterricht in den Klassen wieder auf, die sie zuletzt durchlaufen hatten; doch kehrten sie jetzt nicht nach Detmold zurück, sondern sie sollten den Rest der Schule am königlichen Gymnasium im benachbarten Düsseldorf erledigen. Nun konnte V. wenigstens die Sonntage regelmäßig zu Hause verbringen. Montags geleitete die Knaben gern der Vater, wenn es ihm die Zeit erlaubte, ein tüchtiges Stück Wegs zur Stadt; dieser Schulweg blieb auch dem Manne in lieber Erinnerung. Von den Lehrern machte besonders der Direktor Uppenkamp auf ihn großen Eindruck. Noch bei der Ausarbeitung seiner Horazausgabe denkt er gerne an die Zeit, da er bei ihm in der Schule den Schriftsteller gelesen.

Ostern 1886 erhielt V. das Maturitätszeugnis und verließ als unbestrittener Primus des Jahrgangs die Anstalt. Bei der Entscheidung für einen Lebensberuf kam ihm wohl der Gedanke, ob er sich nicht ganz dem Studium der Musik, worin er schon nicht gewöhnliche Fortschritte gemacht hatte, widmen sollte. Er war schon damals ein vorzüglicher Klavierspieler und auch in theoretischen Musikkenntnissen wohl beschlagen; auch in kleineren

Kompositionen versuchte er sich gelegentlich, so daß die Künstlerlaufbahn ihm wohl Aussichten auf Erfolg hätte bieten können. Doch gab V. dieser Neigung nicht nach, sondern widmete sich gleich nach seinem Übertritt zur Hochschule mit Feuereifer dem Studium der Philologie, die damals ja gerade an der von ihm zunächst bezogenen Universität Bonn besonders in Blüte stand. Klassische und germanische Philologie betrieb er mit gleicher Liebe, nicht zum Schaden der Wissenschaft, der er sich schließlich mit allen Kräften zuwandte. Die rheinische Universität hat ihn während seiner ganzen Studienzeit festgehalten; nur das Wintersemester 1887/88 studierte er an der Berliner Universität, wo ihn besonders Diels, Kirchhoff und Vahlen anzogen. In Bonn wurde er Schüler von Bücheler, Lübbert und Usener. Besonders Bücheler hat auf V. den stärksten Eindruck ausgeübt. Bei ihm reichte er im Dezember 1888 seine erste Seminararbeit ein, die sich, bezeichnend für seine späteren Neigungen, mit metrischen Dingen beschäftigte. Auch im germanistischen Seminar, das damals unter der Leitung von Francke und Wilmanns stand, wurde er ordentliches Mitglied. Es gab Wochen, in denen er in beiden Seminarien zugleich Vortrag zu halten hatte.

Das Universitätsstudium faßte er als ernste Sache auf. Schon in seinem ersten Semester ereiferte er sich gegen „das Studentenleben in seiner prägnanten Bedeutung, das ganz von schalen Vergnügungen ausgefüllt ist, für ernstes Streben aber keinen Platz hat" (Peters, 7. 7. 86.). Außer in den Vorlesungen suchte V. auch in Privatlesekränzchen sein Wissen nach allen Richtungen zu erweitern. Besonders eifrig betrieb er englische Studien, um für die Reise nach London, die er in den ersten Ferien zu Verwandten unternehmen durfte, wohl gerüstet zu sein. Später konzentrierte sich, von Bücheler entscheidend beeinflußt, sein Hauptinteresse auf die Römer, insbesondere auf das Altlatein. Seine Erstlingsarbeiten geben hiervon Kunde. Mehrere Semester hindurch (seit 1887) war er als Amanuensis an der Universitätsbibliothek tätig, wo er die Gelegenheit, wissenschaftliche Werke aus erster Hand kennen zu lernen, eifrig ausnützte.

Die anstrengenden Studien verursachten ihm schon damals häufig nervöse Kopfschmerzen, über die er in Briefen an das Elternhaus wiederholt klagt. Sein Vater, der ja die Folgen von Überanstrengung selbst gründlich hatte kennen lernen müssen, schreibt ihm (1890): „Fritz, du darfst das nicht übertreiben; denk' an mich und halte das rechte Maß zwischen Arbeit und Erholung!"

Sauere Wochen, frohe Feste! Noch im Jahre 1886 wurde V.

Mitglied des Bonner klassisch-philologischen Vereins — später war er mehrere Semester lang sein Vorsitzender —, der damals einen auserlesenen Kreis junger Männer umfaßte. Viele Anregungen verdankte er einem älteren Freunde, Ernst Müllenbach, der sich als Erzähler und Lyriker einen Namen machte. Im philologischen Verein lernte er auch jene Feuerköpfe kennen, die ihm bis zum Tode treue Freunde waren, Sudhaus vor allem, dann Skutsch, Albrecht Dieterich u. a. Ein tragisches Geschick wollte es, daß alle diese Frühvollendeten verhältnismäßig jung hinweggerafft wurden. Als hätten sie hiervon Ahnung gehabt, nützten sie mit doppeltem Eifer ihre Jugendzeit. Auch die Feste, die sie feierten, gaben Kunde ihres Geistes. Die Samstagkneipabende waren geistsprühender Fröhlichkeit gewidmet. V. beteiligte sich auch hieran mit dem ganzen Schwung seines Naturells. Gerne steuerte er für festliche Veranstaltungen des Vereins ernste und launige Beiträge bei in Wort und Ton, die er beide weit über das Durchschnittsmaß hinaus beherrschte.

Vielleicht noch lieber waren ihm die Erholungsstunden in kleinerem Kreise, die der Pflege der edlen Musica gewidmet waren. Die Tage, an denen das Quartett zusammentrat, in dem er als Tenor mitwirkte, bedeuteten ihm jedesmal ein Fest. Am liebsten suchte er Ausspannung von seinen Arbeiten in der freien Gottesnatur. Im Winter huldigte er mit großem Eifer und schönem Erfolg dem Eissport; in der schönen Jahreszeit unternahm er gern weite Spaziergänge im anmutigen Rheintal. Gerne sah er es, wenn ihn auf diesen Wanderungen die Brüder oder gleichgestimmte Freunde begleiteten. Da wurde denn mit Lust fabuliert und philosophiert; auch die Philologie kam nicht zu kurz dabei. Das *συμφιλολογεῖν* hat V. auch späterhin gerne betätigt; des ist Zeuge sein Zusammenarbeiten mit Sudhaus und mit Skutsch, in München der innige wissenschaftliche Verkehr, den er mit Traube unterhielt. Die Lauterkeit und Ehrlichkeit seines Wesens zeigte sich in seiner Stellungnahme den Forschungen der Freunde gegenüber im schönsten Licht: rückhaltlos und ohne Neid erkannte er ihre Ergebnisse an, wenn sie ihm richtig schienen; aber ebenso offen und unbestechlich äußerte er seine Zweifel und Bedenken, wenn er glaubte, daß sie in die Irre gingen (Sudhaus in der Behandlung der Plautinischen Cantica, Skutsch in der Cirisfrage). Für die wissenschaftlichen Anregungen, die er im Kreise seiner Vereinsbrüder fand, zeigte er sich immer dankbar. Wenn er am Schluß seiner Dissertation gesteht: „*sodalitati philologae Bonnensi quae vocatur* '*Klassisch-philo-*

logischer Verein' debeo quod aliquatenus homo factus sum philologus", so bedeutet das mehr als eine bloße Phrase.

Zu der gesteigerten Arbeitslast, die der Abschluß der Studienzeit bedingte, stellten sich mehr und mehr auch äußere Sorgen ein. V.s jüngere Brüder hatten unterdes ebenfalls die Universität bezogen, und die Beischüsse, die das wenn auch bescheidene Studentenleben der drei Hochschüler erforderte, waren für die schmalen Einkünfte eines mittleren Beamten eine bedenkliche Belastung. V. wollte nicht, daß sich die Eltern Entbehrungen auferlegten, oder daß der Vater sein Einkommen weiterhin durch Nebenarbeiten zu vermehren trachtete. Lieber suchte er zu Mitteln zu gelangen, um wenigstens für seine Person den Eltern nicht länger mehr auf der Tasche liegen zu müssen. Wie glücklich war er daher, als sich ihm im Herbst 1889 eine lohnende und außerdem recht zusagende Verdienstmöglichkeit ergab. „Ein Neues gibt es zu melden," berichtet er am 25. Oktober 1889 nach Hause, „doch ist die Nachricht nur für Euch (Redaktionsgeheimnis). Ich bin zum Musikrezensenten für die Bonner Zeitung ernannt. Daß das etwas ist, was ich nicht ungern tue, könnt Ihr Euch denken. Aber davon ganz abgesehen freue ich mich, etwas verdienen zu können. Und wenn ich den Vergleich ziehe zwischen dieser Tätigkeit und Privatstunden geben, so steht die Wage doch sehr zu gunsten der ersteren."

Mehr als drei Jahre hat V. des Amtes eines Musikrezensenten mit Gewissenhaftigkeit und Umsicht gewaltet; ein Jahr lang (Okt. 1889—1890) gehörte er als solcher auch der Redaktion der Bonner Zeitung an. Natürlich verleugnete er auch in seinen Besprechungen die Vorliebe nicht, die er für die großen deutschen Klassiker der Musik, Beethoven vor allem, dann Mozart, Schubert, Schumann, Brahms und andere hegte. Auch neueren Erscheinungen, wenn sie künstlerische Werte zu bieten schienen, stand er durchaus verständnisvoll gegenüber. So erkannte er schon in den ersten Werken von Rich. Strauß das große musikalische Genie. Die Werke Rich. Wagners schienen ihm von unterschiedlichem Werte; völlig ablehnend stand er den technischen Künsteleien Liszts gegenüber, die ihm anspruchsvoller aufzutreten schienen, als ihrem künstlerischen Gehalt entsprach.

Während der letzten Universitätsjahre V.s hatte sich das Befinden seines Vaters bedeutend verschlimmert. Der abgearbeitete Mann konnte sich von einem Schlaganfalle, der ihn im Frühjahr 1889 betroffen hatte, nicht mehr erholen. Ostern 1891 sah er sich gezwungen, den Schuldienst aufzugeben, was seine Angehörigen in-

sofern freudig begrüßen zu dürfen glaubten, als sie hofften, daß er sich nun endlich die wohlverdiente Ruhe gönnen würde. Für seine Söhne hatte die Pensionierung die erfreuliche Folge, daß ihre Eltern sich entschlossen, gleichfalls nach Bonn zu übersiedeln, so daß die Familie wieder vereinigt war, freilich nur mehr für kurze Zeit. Im Januar 1893 wurde der Vater durch eine tückische Lungenentzündung weggerafft, nachdem er zu seiner Freude noch den ehrenvollen Studienabschluß seiner Söhne hatte erleben können.

Friedrich V. bestand im Jahre 1891 das philologische Staatsexamen mit Auszeichnung. Im Frühjahr 1892 promovierte er bei Bücheler und Usener mit einer Arbeit über die römische Sitte, verdienten Männern von der Gemeinde aus das Begräbnis auszurichten (De funere publico Romanorum). Die Arbeit bewegte sich in den gleichen Bahnen, die er schon im vorhergehenden Jahre mit der Lösung einer Welcker-Preisaufgabe eingeschlagen hatte in der Untersuchung über die von Beamten römischer Städte gehaltenen Leichenreden (Laudationum Romanorum funebrium historia et relliquiarum editio). Die Kritik spendete dem Verfasser der Arbeit die Anerkennung, daß er das nicht geringe literarische und inschriftliche Material vollständig gesammelt und richtig gewertet und gedeutet habe. Noch heute beruht das, was wir von jenen bis dahin wenig beachteten Erscheinungen des öffentlichen Lebens der Römer wissen, im wesentlichen auf den Ergebnissen der Forschung V.s.

1892/93 nahm V. am pädagogischen Seminar am Gymnasium in Koblenz teil; anregende Stunden brachte ihm hier insbesondere der Verkehr im Hause des Provinzialschulrats Deiters, in dem namentlich gute Musik eifrig gepflegt wurde. Das Probejahr legte er am königlichen Gymnasium in Düsseldorf ab, wieder unter der Leitung Uppenkamps, in dessen Haus er viel verkehrte. Seit 1. April 1894 war er als Hilfslehrer am königlichen Gymnasium in Bonn tätig; er begrüßte es freudig, gerade hier eine Anstellung gefunden zu haben, wo auch Sudhaus am städtischen Gymnasium wirkte und die Universitätsbibliothek die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten erleichterte. Die Universitätskarriere, die ihm wohl schon damals vorschwebte, zu ergreifen, war ihm zunächst aus äußeren Gründen noch nicht möglich. Später schien es ihm ein Vorzug in seiner Tätigkeit als akademischer Lehrer, daß er den Schulbetrieb am Gymnasium aus eigener Praxis kennen gelernt hatte.

V. unterrichtete gern und mit Geschick; nur der Umstand, daß durch seine Tätigkeit an der Schule mehr Zeit, als ihm lieb

war — hatte er doch bis zu 36 Wochenstunden zu geben —, seinen wissenschaftlichen Arbeiten entzogen wurde, machte ihm Unbehagen. Im Unmut darüber entschlüpft ihm auch gelegentlich das Wort von der „Tretmühle“, an die er gekettet ist. Im übrigen zeigte sich seine erstaunliche Arbeitskraft auch damals von neuem. Durch die Tätigkeit an der Schule wurden seine Schulausgaben aus der deutschen Literatur veranlaßt. 1894 erschien seine Ausgabe des Nibelungenliedes, 1895 die des Egmont. Noch 1897/98 ließ er neben den anderen Arbeiten, die auf seinen Schultern lasteten, Goethes Götz von Berlichingen und Tasso in der Bredtschen Sammlung „die deutschen Klassiker“ erscheinen. Auch diese Parerga zeigen das Einfühlen in die Gedankenwelt des Schriftstellers, das V. in besonderer Weise zu eigen war, seine Ehrfurcht gegenüber der Überlieferung, seine peinliche Gewissenhaftigkeit auch im Kleinen und scheinbar Nebensächlichen. Die Fachkritik bestätigte dem Verfasser, daß diese Werke weit über dem Niveau der landläufigen kommentierten Schulausgaben stehen. Wie beliebt sie in den Kreisen waren, an die sie sich hauptsächlich wandten, geht daraus hervor, daß ihre zweite und dritte Auflage nötig wurde; die Ausgabe des Götz kam noch 1917 in vierter Auflage heraus.

Aber auch die Arbeit auf seinem engeren Studiengebiet ruhte in jenen Jahren nicht. V. selbst gibt in dem Nekrolog auf Sudhaus ein frisches Bild von den gemeinsamen Arbeiten, die er mit dem Freund und Hausnachbar damals unternahm (S. 72): „Das waren die schönen Jahre, wo wir nach schwerer Tagesarbeit fast Abend für Abend zusammen lasen, was bald der eine, bald der andere vorschlug, bis sich dann gemeinschaftliches Interesse um das Aetnagedicht zusammenschloß.“ Im Nachlasse V.s findet sich noch der Entwurf der Ausgabe, wie sie (unter dem Titel: Aetna carmen incerti auctoris editum et commentario critico ornatum a S. Sudhaus et F. V.) ursprünglich erscheinen sollte. Wenn auch die Ausgabe schließlich den Namen von Sudhaus allein trug, so hat doch der Herausgeber selbst ausdrücklich bezeugt, daß sie trotzdem in gewissem Sinn als gemeinsame Arbeit der beiden Freunde zu betrachten sei.

Zu gleicher Zeit nahm V. die Arbeit an den Silven des Statius auf, die sich mit der Zeit zu der großen kommentierten Ausgabe des Schriftstellers verdichten sollte. Das Interesse, das er diesem schwierigen, aber anziehenden Dichter schon früh entgegenbrachte, zeigt sich auch darin, daß er schon bei seinem Doktorexamen unter die Thesen, die er verteidigen wollte, einige Emendationen

zu den Werken dieses Schrifstellers aufnahm. Seit 1892 bespricht er in einem eifrigen Briefwechsel mit Skutsch — von diesem war der Plan dazu ausgegangen — alle schwierigen Stellen der Silvae, prüft die Vorschläge des Freundes und anderer Gelehrter, gibt selbst Besserungsversuche oder beleuchtet die Überlieferung von neuen Seiten. Frucht dieser Tätigkeit waren einige kleinere Veröffentlichungen der nächsten Jahre. Gemeinsam mit Skutsch schrieb er 1893 „ad Statii silvas symbolae", 1895 veröffentlichte er im Rheinischen Museum „Textkritisches zu Statius".

Die Einleitung zur Ausgabe selbst konnte er noch 1895 seinem Lehrer Bücheler zur Feier seiner 25jährigen Lehrtätigkeit an der Bonner Universität vorlegen. Der Abschluß des Druckes verzögerte sich allerdings bis zum Jahr 1898. Für die Einstellung V.s zu Statius ist ein Brief, den er am 20. Februar 1895 an seine Braut richtet, so kennzeichnend, daß ich ihn hier wenigstens auszugsweise mitteilen möchte: „Es handelt sich dabei ... um historische Forschung im edelsten und weitesten Sinne. Für mich ist es ein Genuß, aus den kleinsten Dokumenten durch richtige Auslegung von Gedichten und Inschriften die treibenden Kräfte und Gedanken eines ganzen Zeitalters und die maßgebenden Persönlichkeiten in möglichst lebensvollen Bildern zu erfassen. Das erfordert natürlich eine Summe von Detailarbeit ... Wie aus kleinen Pinselstrichen das Gemälde, so setzt sich hier aus unzähligen kleinen Beobachtungen der Fortschritt des Erkennens zusammen. Nun konzentriert sich meine Arbeit vorläufig um den Statius, eine liebenswürdige neapolitanische Dichternatur, der uns in einer Reihe von Gelegenheitsgedichten zu Festen seiner Freunde und des Kaisers, Beschreibungen von Volksfesten, neuerbauten Villen und Tempeln, Totenklagen um geliebte Menschen die anschaulichsten Bilder aus dem Leben der gebildeten Menschen in Rom c. 100 n. Chr. gewährt. Diese Dichtungen sind von unschätzbarem Wert für die Kulturgeschichte des ganzen römischen Volkes. Nun sind sie aber auch riesig schwer zu verstehen, und es gibt eine ganze Anzahl von Stellen, über die man dicke Bücher geschrieben, weil man sie nicht übersetzen konnte. ... Vom 9.—15. Jahrhundert waren diese Gedichte verschollen; da tauchen sie auf einmal wieder auf, und bemühen sich gleich die größten Gelehrten der Zeit, sie zu verstehen und zu erklären. Man hatte aber damals die leidige Unsitte, das, was man nicht verstand, als einen Schreibfehler in den alten, gewiß auch oft verderbten Handschriften, die ja vor der Erfindung der Buchdruckerkunst die einzige Quelle für die Gelehrten waren, zu

betrachten und zu „verbessern“, d. h. Eigenes für die Überlieferung einzusetzen. Nun bleibt es unsere Aufgabe, das Alte richtig zu erklären und zu verstehen. Das ist die Statiusarbeit. Aber diese ist für mich auch wieder nur Vorarbeit. Dahinter steht mein Lebensplan: „eine Geschichte der Zeit des Kaisers Domitian, der Zeit, wo die Kultur auf ihrer Höhe steht und doch schon den Keim des Verfalls in sich trägt. . . .“

Eine neue Ausgabe der Silven des Statius entsprach damals einem lebhaft gefühlten Bedürfnis. Seit längerer Zeit hatten gerade diese kleinen Gelegenheitsgedichte aus der Domitianischen Zeit bei den Philologen weitgehendes Interesse gefunden. Durch die V.sche Ausgabe wurde diesen ausgedehnten Studien über die Silven ein gewisser Abschluß gegeben. Der Herausgeber hatte in umfangreichen Vorarbeiten die wichtigsten Handschriften entweder selbst verglichen oder sich neue Kollationen von Freunden und anderen Gelehrten (Krohn) verschafft und sich damit für seinen Text die denkbar sicherste Grundlage geschaffen. Ein durchaus verlässiger kritischer Apparat gibt über die hauptsächlichsten Abweichungen der Handschriften Auskunft. In der Textgestaltung schließt sich V. mit gutem Grund enger als die früheren Herausgeber an die im allgemeinen doch recht gute handschriftliche Tradition an. Ein besonnenes Urteil und gründliche Kenntnis der Eigentümlichkeiten der römischen Dichtersprache leiten ihn bei der Aufnahme von Konjekturen. Dabei war er sich wohl bewußt, daß über manche Fragen der recensio auch in seiner Ausgabe das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Das geht schon daraus hervor, daß er selbst im Laufe der Jahre zweifelhaften Stellen gegenüber eine verschiedene Stellung einnahm. Daß er für die Herstellung seines Kommentars die umfangreiche Literatur über die Silven in ausgiebiger Weise durchstudiert hat, versteht sich bei der Gewissenhaftigkeit V.s von selbst. Seine Erklärungen geben nicht nur über grammatische, lexikalische und metrische Probleme reiche Auskunft, auch über einschlägige Fragen auf dem Gebiete der Geschichte, Archäologie und Kulturgeschichte orientiert der Kommentar in zwar knapper, aber durchaus treffender und verlässiger Weise. So bildet die V.sche Ausgabe auch heute noch die Grundlage für alle weiteren Forschungen in bezug auf die Silven des Statius.

Das Jahr 1895 brachte V. eine Stellung in einem beträchtlich erweiterten Wirkungskreis: er wurde als Direktor an die erst seit dem Jahre 1892 bestehende deutsche Auslandschule in Brüssel berufen. V. trat die neue Stellung an mit dem festen Willen, alles

zu tun, um auch für seinen Teil an der Erhaltung des Ansehens deutschen Volkstums im Ausland mitzuwirken. Diesen seinen Vorsatz hat er in der Folge redlich gehalten. Unter seiner energischen Führung nahm das Institut, mit dessen Leitung er betraut war, einen höchst erfreulichen Aufschwung. Die Zahl der Schüler, von denen über die Hälfte nichtdeutscher Nationalität war, verdoppelte sich in kurzer Zeit, so daß ein eigenes größeres Heim für die Schule bezogen werden mußte. Auch außerhalb seiner Berufstätigkeit nahm V. an dem kulturellen Leben der deutschen Kolonie regen Anteil. Gerne stellte er sich als Vortragsredner zur Verfügung, um weiteren Kreisen die Ergebnisse deutschen Denkens auf dem Gebiet der Wissenschaft bekannt zu machen; die Schulfeiern, die er veranstaltete, sollten in erster Linie das patriotische Empfinden für das große deutsche Mutterland lebendig erhalten. Kein Wunder, daß die Brüsseler Auslandsdeutschen sein baldiges Scheiden von dem Direktorposten lebhaft bedauerten und ihm auch späterhin treues Gedenken bewahrten. Noch während des Krieges hörte ich aus dem Munde alter Bekannter V.s in Brüssel, denen ich gelegentlich seine Grüße übermitteln konnte, Worte dankbarer Erinnerung und warmherziger Anerkennung für sein damaliges Wirken.

Bald nach seiner Berufung nach Brüssel schloß V. mit seiner rheinischen Landsmännin Ella Lücker den Bund für das Leben, der in den folgenden Jahren mit drei Kindern gesegnet wurde, von denen allerdings ein Knabe den Eltern in zartem Kindheitsalter wieder entrissen wurde. Das häusliche Leben V.s stand nach seiner Verheiratung erst recht unter dem Zeichen der Göttin der Musik. Wohl jedem Besucher werden die Stunden unvergeßlich sein, die sie in V.s gastfreundlicher Häuslichkeit verbringen konnten, besonders wenn die Wirte dem Gaste zu Ehren miteinander vierhändig Klavier spielten oder in schönem Zusammenspiel an Flügel und Harmonium musizierten. Wahre Weihestunden aber waren es, wenn V. in der Stimmung war, am Instrument zu phantasieren, ob er nun eine kurze Melodie von einem seiner geliebten Klassiker in immer neuer Folge abwandelte oder einen bunten Strauß von Volks- und Heimatliedern unter seinen kunstfertigen Händen emporsprießen ließ und die gemütvoll trauten Weisen mit einem schier unerschöpflichen Rankenwerk anmutigster musikalischer Einfälle umkleidete.

Trotz der reichen Arbeit, die die Schule verlangte — außer der Führung der Direktorialgeschäfte gab V. noch 16 Wochenstunden Unterricht —, fand der Unermüdliche auch damals noch

Zeit zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten. In Brüssel entstanden die schon erwähnten Goetheausgaben für die Schule, außerdem verschiedene kleinere philologische Aufsätze für Zeitschriften. Mit dem Artikel Claudian, den er in letzter Stunde für seinen verhinderten Freund Skutsch übernahm, begann seine Mitarbeit für die Realenzyklopädie, für die er in der Folgezeit noch mehrere wichtige Beiträge (insbesondere aus dem Gebiet der römischen Literaturgeschichte) lieferte.

Nach vierjähriger segensreicher Tätigkeit in Brüssel wurde V. im Jahre 1899 auf Büchelers Vorschlag von den vereinigten deutschen Akademien als Generalredaktor des Thesaurus linguae latinae bestellt, der nach langen Vorbereitungen jetzt zu erscheinen beginnen sollte. V.s Name ist mit diesem Monumentalwerk deutscher Wissenschaft für alle Zeiten unlösbar verknüpft. Gerade die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen in der Folge entgegentraten, bewirkten es, daß ihm die Sorge um seinen Fortbestand und seine Weiterentwicklung ganz besonders am Herzen lag. Es ist kaum zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß zu Zeiten fast allein durch V.s tatkräftiges Eingreifen das Unternehmen über Wasser gehalten wurde.

Am 14. Oktober 1899 wurde der erste Redaktor des Thesaurus in sein neues Amt eingeführt. Bescheiden waren die Anfänge, aus denen das grosse Werk sich entwickelte: vier Zimmer, die die bayerische Akademie d. W. dem jungen Unternehmen zur Verfügung stellte, beherbergten den Stab von engeren Mitarbeitern, an deren Spitze V. trat. Der neue Leiter verstand es vom ersten Augenblick an, ein vertrauensvolles Verhältnis zu seinen Gehilfen herzustellen. Seine überragende wissenschaftliche Bedeutung fand vollste Anerkennung; seine umfassende Kenntnis der Latinität und seine in Büchelers Schule erworbene Kunst zu interpretieren befähigte ihn dazu, auch verzwickte Stellen, die allen Versuchen einer plausiblen Deutung zu spotten schienen, einleuchtend zu erklären, so daß kaum jemals ein Artikelbearbeiter das Redaktionszimmer ohne hilfreichen Rat verließ. Die Art, wie er die leitende Stellung behauptete, war frei von jedem Gelehrtendünkel. Wohl stellte er an seine Mitarbeiter hohe Anforderungen; doch wurde diesen willig entsprochen, da feststand, daß der Leiter selbst sich noch viel mehr an Arbeit für das Unternehmen zumutete. Er war im Verkehr mit seinen Mitarbeitern konziliant, wie er denn überhaupt die Geschäfte führte nach dem Grundsatze: fortiter in re, suaviter in modo.

Die neue Stellung beanspruchte nicht nur in hohem Grade wissenschaftliche Kenntnisse, sondern auch ein beträchtliches Maß organisatorischer Fähigkeiten. Auch diesen Anforderungen zeigte sich V. durchaus gewachsen. Das Jahr, in dem er nach Vollendung seiner Studien als Redakteur einer Tageszeitung tätig war, erwies sich als gute Vorschule für die neue, um vieles schwierigere Arbeit. Das Material war bei Beginn der Ausarbeitung bei weitem noch nicht vollständig beigeschafft. Nicht einmal die Verzettelung der Schriftsteller war restlos abgeschlossen; viele Autoren mußten erst noch exzerpiert oder wenigstens nach den Indices der Ausgaben ausgeschrieben werden. Diese Lücke zu schließen war V.s erste Sorge.

Für die Ausarbeitung der Artikel in dem Umfang, wie es für den Thesaurus vorgesehen war, gab es, abgesehen von einigen kleinen Proben in Wölfflins Archiv, kein Vorbild. Wenn auch der Individualität der Bearbeiter der einzelnen Lemmata keine zu engen Grenzen gezogen werden sollten, erforderte doch die Rücksicht auf die Benutzer die Durchführung von allgemeinen Richtlinien, die allzu große Abweichungen in Anlage und Form der einzelnen Artikel hintanhalten sollte. Die Ausarbeitung solcher methodischer Winke war natürlich zunächst Sache des Redaktors. Da waren schon rein formelle Dinge (Verwendung von Typen, Interpunktion, Absätze usw.) bis ins einzelnste genau anzuordnen, aber auch für die sachliche Ausarbeitung einheitliche Gesichtspunkte festzulegen. Manche Änderungen, die sich als praktisch erwiesen, wurden noch während der Drucklegung getroffen. V. versäumte es jedenfalls nicht, alle Anregungen, die eine Besserung zu bedeuten schienen, für die Vervollkommnung des Werkes fruchtbar zu machen. So wurde noch unter seiner Leitung eine immer weiter fortschreitende Verfeinerung der Methode in der descriptio des usus erreicht. Natürlich brachte die spätere Fortsetzung des Thesaurus noch manche Fortschritte gegenüber den Anfängen; es ist aber ein beredtes Zeichen für den Weitblick des ersten Redaktors, daß die Grundsätze, die für die Ausarbeitung der Artikel vom ersten Band an galten, im wesentlichen aufrecht erhalten werden konnten. Wenn neben der Solidität der Arbeit sich allmählich jene äußere und innere Gleichmäßigkeit herausbildete, die die Thesaurusbände heute auszeichnet, so ist das nicht zum wenigsten das Verdienst V.s.

Über die bei Abfassung der Artikel befolgte Methode hat V. selbst anläßlich der 47. Versammlung deutscher Philologen und

Schulmänner am 7. Oktober 1903 zu Halle ausführlich referiert (N.Jhb. 1904 I. Abt., S. 47); der Vortrag diente aber nicht nur dem Zwecke, eine größere Zuhörerschaft über die Entstehung eines Thesaurusartikels aufzuklären, sondern noch mehr dem, das wohlwollende Interesse der Kreise, für die das Werk naturgemäß in erster Linie bestimmt war, zu wecken und dem Unternehmen die Unterstützung breiterer Gelehrtenschichten zu gewinnen.

Nicht gering ist die Anzahl der von V. selbst verfaßten Artikel. Manche davon können in bezug auf Zuverlässigkeit, Anordnung und Erklärung als wahre Meisterwerke einer wissenschaftlichen Lexikographie bezeichnet werden. Wie gewissenhaft V. bei ihrer Abfassung verfuhr, geht beispielsweise daraus hervor, daß er wegen der Fassung des Wortlautes zum Lemma accipetrina mit Skutsch wochenlang brieflich verhandelte. Von größeren Artikeln, die V. für die ersten beiden Bände des Thesaurus beisteuerte, seien genannt die Gruppen abeo, aequalis, aequor, afficio, aliquis, amo, an, ardeo, aut. Die Zahl der von ihm bearbeiteten Lemmata beträgt über 300 (auf ca. 150 Folioseiten). Außerdem überwachte er als Redaktor den Druck des ganzen ersten und eines großen Teils des zweiten Bandes, zu dessen Abschluß seit 1. April 1902 Dr. Ihm als 2. Redaktor berufen wurde. V. selbst behielt die Funktion des Generalredaktors bei bis zum 1. Oktober 1905. Während seiner Oberleitung wurden ca. 250 Bogen fertiggestellt, eine gewaltige Leistung, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten in den ersten Jahren der Drucklegung zu überwinden waren.

Im Laufe der Jahre war auch der äußere Rahmen des Thesaurus weiter gespannt worden; die Zahl der Mitarbeiter hatte sich bedeutend erhöht. Dadurch wurde eine Verlegung des Bureaus notwendig. Wieder war es in erster Linie V.s Verdienst, daß das Unternehmen ein würdiges, neues Heim erhielt mit freundlichen, hellen Räumen, das für die Erweiterung des Betriebes genügend Platz bot.

V. brachte dem Thesaurus auch nach seinem Ausscheiden aus der Redaktion fortgesetzt wärmstes Interesse entgegen. Bis zu seinem Tode war er als Fahnenmitleser tätig und bot hierbei für für die Gestaltung der Artikel manche nützliche Winke und Bemerkungen, die stets in hohem Grade belehrend und anregend waren. Die bayerische Akademie der Wissenschaften entsandte ihn als Delegierten in die interakademische Thesauruskommission; nach Leos Tod wurde er deren Vorsitzender. Als solcher wurde er nicht müde, für die Lebensbedingungen des Unternehmens und seiner

Mitarbeiter bei den deutschen Landesregierungen einzutreten. Die Unterhandlungen waren nicht immer leicht und forderten von dem Vertreter der Akademien außer zäher Ausdauer Takt und Geschicklichkeit. V. wußte sie mit unverdrossener Hingabe stets zu einem gedeihlichen Erfolge des Unternehmens zu führen.

Um die hauptsächlichsten Ergebnisse der großen Thesaurusarbeit auch weiteren Interessentenkreisen zugänglich zu machen, entschloß sich V., dem Ansuchen des Verlages entgegenzukommen und die Leitung eines aus dem Thesaurus herzustellenden wissenschaftlich angelegten Handwörterbuches zu übernehmen. Die Gestaltung des 1. Faszikels dieser 'Epitome Thesauri latini' durch V. (a—accedentia, ad—admodulor) und Bickel war vielversprechend; meisterhaft sind beispielsweise die knappen, die wesentlichen Entwicklungslinien klar hervortreten lassenden Extrakte der Präpositionen ab und ad. Das Unternehmen zeitigte jedoch buchhändlerisch nicht den erhofften, großen Erfolg und wurde daher nach Erscheinen der ersten Lieferung (1912) abgebrochen.

Der Ausbruch des Krieges brachte auch den Thesaurus l. l. in eine schwierige Lage. Gleich nach Kriegsbeginn eilten 5 Mitarbeiter an die Front; der Ausfall dieser Kräfte mußte die Fertigstellung des Werkes wesentlich verzögern. V. entschloß sich, selbst wieder an der Ausarbeitung von Artikeln teilzunehmen, eine wertvolle Hilfe für den ungehinderten Weitergang des Werkes. Trotz vieler anderweitiger Verpflichtungen widmete er bis in sein letztes Lebensjahr hinein fast tagtäglich viele kostbare Stunden im Bureau dieser entsagungsvollen Arbeit; er bearbeitete in dieser Zeit wiederum ca. 175 Lemmata auf etlichen 85 Folioseiten, darunter an größeren Wortgruppen filius, figo, foedus, forum, frater; der letzte Artikel von größerer Ausdehnung war funus, das Wort, dessen Bedeutung im römischen Leben er einst in seinen wissenschaftlichen Erstlingsarbeiten aufgehellt hatte. Am meisten reizten ihn Artikel, die in grammatischer und prosodischer Beziehung wichtig und schwer zu bearbeiten waren, wie die noch ungedruckte Gruppe edo und der gerade in bezug auf die prosodischen Erscheinungen mit besonderer Liebe gearbeitete, leider unvollendet zurückgelassene Artikel ego beweisen.

Als die finanzielle Basis des Unternehmens, die an sich schon schmal genug war, durch den Verfall der deutschen Währung gänzlich untergraben wurde, wurde der Thesaurus erst recht das Sorgenkind V.s, für dessen Erhaltung er sich mit seiner ganzen Energie einsetzte. Durch seine persönlichen Beziehungen zu ausländischen

Gelehrten (besonders Hollands und Amerikas) konnte er für das Unternehmen, das er in gewisser Hinsicht als sein Lebenswerk ansehen durfte, vom Ausland wenigstens insoweit Unterstützung erreichen, daß es zur Not aufrechterhalten werden konnte. Dem Werk wieder eine solide Grundlage zu geben, war seine letzte Sorge. Die Stockung im Erscheinen der Lieferungen, die durch die Umstände veranlaßt war, bekümmerte ihn tief. Noch in seinem Testament brachte er das Wohlwollen, das er dem Thesaurus gegenüber hegte, dadurch zum Ausdruck, daß er ihm einen Teil seiner reichhaltigen Bibliothek letztwillig zuwandte.

Die Berufung nach München ermöglichte es Vollmer, auch seinen langgehegten Wunsch zu verwirklichen und die akademische Laufbahn zu beschreiten. Sein cursus honorum verläuft geradlinig und ohne Stockung: am 17. Dezember 1899 habilitiert er sich an der Ludovica-Maximilianea, der er bis zu seinem Tode treu blieb; schon nach einem knappen Jahre, am 7. Oktober 1900, wird er mit dem Titel und Rang eines außerordentlichen Professors ausgestattet; am 1. April 1905 nach dem Ausscheiden Wölfflins wird er zum Ordinarius f. klass. Philologie ernannt. Nur einmal faßte er den Gedanken, München wieder zu verlassen, ernsthaft ins Auge; als er im Jahre 1906 einen Ruf nach Kiel erhielt, schien ihm die Aussicht, an die Seite von Sudhaus zu treten und mit dem alten Freunde, wie einst in Bonn, wieder gemeinsam arbeiten zu können, lockend, zumal ihm seine neue Stellung in München auch manche Bitternis einbrachte; am schmerzlichsten empfand er den Zwang, nach einer, seiner Meinung nach unbrauchbaren, veralteten Prüfungsordnung examinieren zu müssen. Für V.s Art ist es bezeichnend, daß er trotzdem der Lockung widerstand und auf dem schwierigeren Posten ausharrte; die Rücksicht auf den Thesaurus linguae latinae, dessen spiritus rector er auch weiterhin bleiben wollte, bestimmte ihn in erster Linie dazu; auch glaubte er jetzt gerade in München bei der Umgestaltung des philologischen Lehrbetriebes sich nützlich machen zu können; schon 1902 (13. Oktober), als Sudhaus die Möglichkeit seines Vorrückens in das Münchner Ordinariat erwähnte, hatte er ihm zurückgeschrieben: „Das Feld ist groß, und es gibt viel zu reformieren; das lockt mich. . . .“ Er gab auch selbst wertvolle Winke für die Umgestaltung des Studienplans beim Ministerium. Der von ihm eingereichte Entwurf einer neuen Prüfungsordnung fand vollste Anerkennung des zuständigen Referenten, der meinte (3. April 1907): „Das wäre allerdings eine ideale Prüfungsordnung,

die Sie vorschlagen.“ Wenn schießlich die Neuordnung auch nicht allen Wünschen Rechnung trug, beseitigte sie doch wenigstens die hauptsächlichsten Mängel der früheren.

Über 20 Jahre war V. als akademischer Lehrer tätig. Wie ernst er dieses Amt auffaßte, geht aus seinen nachgelassenen Papieren hervor, die von der außerordentlichen Gewissenhaftigkeit zeugen, mit der er sich auf die einzelnen Vorlesungen vorbereitete. Seine Kollegien umfassten die verschiedensten Gebiete der lateinischen Philologie: in seinen Vorlesungen über die römische Literatur arbeitete er musterhaft die Hauptzüge der Entwicklung in knappen, aber klaren Strichen heraus; lieber war es ihm, wenn er die Eigenart einer großen Schriftstellerpersönlichkeit in einem eigenen Kolleg erschöpfend zur Darstellung bringen konnte: unvergeßlichen Eindruck hinterließ vor allem seine Einführung in das Studium des Plautus; ebenso packend wußte er Catull und die Elegiker, Vergil und Horaz den Hörern nahezubringen. Selbst solche Vorlesungen, die rein sprachliche und formale Probleme behandelten, wie die über lateinische Formenlehre oder über Prosodie und Metrik oder sein Epigraphikkolleg, wußte er lebendig und anziehend zu gestalten; der Hörer hatte den Eindruck, daß der Dozent den schwierigen Stoff absolut souverän beherrschte, daß die vorgetragenen Ansichten nicht nur die gesicherten Ergebnisse fremder Forschung gewissenhaft verwerteten, sondern ebensosehr auf tiefschürfender eigener Kleinarbeit fußten. Was vor allem für den Lehrer V. einnahm, war der bestimmte Eindruck, daß er nicht nur in seinem engeren Fachgebiet Meister, sondern im ganzen Bereich der Altertumskunde wohl bewandert war. Wer ihm näher treten durfte, mußte darüber staunen, mit welch regem Interesse er auch die Entwicklung der griechischen Philologie verfolgte, und wie er die Neuerscheinungen in Graecis nicht minder durchstudierte als die in Latinis.

Eine stattliche Zahl von Hörern — gelegentlich bis zu 200 — aus allen Teilen Deutschlands saß in seinen Hauptkollegien zu seinen Füßen. Freilich stellte er an die Zuhörenden keine geringen Anforderungen: jüngere Semester wurden wohl dann und wann schier entmutigt durch die Fülle von Einzelheiten, die in einem rein sachlichen, auf äußere Reizmittel bewußt verzichtenden Vortrag vor ihnen entrollt und erörtert wurden; allein wer in gewissenhafter häuslicher Nacharbeit die Dinge sich recht zu Faden schlug, dem blieb die große Linie der Darlegungen nicht wohl verborgen und mit Staunen erkannte er, wie auch ein scheinbar geringer und

nebensächlicher Baustein in dem großen Gebäude seinen wohlberechneten Sinn und Zweck hatte. V. selbst wurde es nicht müde, an seinen Vorlesungen ständig weiter zu feilen, vor allem auch von dem Gesichtspunkt aus, dem Verständnis der Hörer entgegenzukommen; er begnügte sich nicht damit, die neu erschienene Literatur hineinzuarbeiten; manche Kollegien, die er öfter las, — sein Catullkolleg z. B. — hat er später unter Verwertung der früher gemachten Erfahrungen von Grund aus umgestaltet. Auch den Kreis seiner Vorlesungen hat er ständig erweitert. Die Beschäftigung mit den bayerischen Inschriften gab ihm Anlaß, die Germania des Tacitus mit einzubeziehen. Andere Vorlesungen, deren Ausarbeitung er sich nach hinterlassenen Notizen vorgenommen hatte (Ciceros Briefe, Lucrez, Ovid, latein. Paläographie und Rhetorik) blieben unter dem Drange der vielen anderen Arbeiten unerledigt.

V. selbst fühlte sich nach seinen eigenen Worten mehr zu der Lehrtätigkeit im Seminar hingezogen. Gemeinsam mit Crusius (und Rehm nach dessen Eintritt in den Lehrkörper der Universität) hat er den Seminarbetrieb an der Münchener Universität neu ausgestaltet. Als Leiter der Übungen hatte er das glänzende Vorbild Büchelers vor Augen, wie er es selbst in dem kurzen Nachruf auf seinen Lehrer (Archiv für Lat. Lex. XV [1908], S. 601) dargestellt hat: „. . er führte hinein ins tiefste Dunkel des Zweifels, ein Hoffnungsstrahl nach dem anderen erlosch, wie er aufgeblitzt, dann auf einmal brach der Meister den Riegel, und das Licht der Wahrheit umflutete alle.“ Das war auch die große Kunst V.s: durch sorgfältige Abwägung der Überlieferung aus einer umfassenden Kenntnis der Sprachdenkmäler heraus mit Hilfe einer glücklichen Divinationsgabe das Richtige auch da zu finden, wo kein einziger brauchbarer Anhaltspunkt vorhanden zu sein schien.

Immer neue Schriftwerke hat er so im Seminar behandelt. Mit Petrons cena knüpft er auch äußerlich an Bücheler an; seine Beschäftigung mit der Epigraphik führt ihn zur Behandlung altlateinischer und Pompejanischer Inschriften, aber auch des Monumentum Ancyranum.

Am liebsten wählt er lateinische Dichtwerke; seine eminente Kenntnis der lateinischen Dichtersprache und der antiken Versform ließ ihn die Interpretation jedes Autors fruchtbar gestalten: es gibt kaum einen Abschnitt der römischen Dichtung, den er nicht gelegentlich in den Übungen gestreift hätte. Plautus und Terenz, Ennius und Lucilius wechseln mit Properz und Ovid; Manilius

und Phaedrus, Martial und Juvenal, die Octavia und Ausons Mosella werden je und je einmal vorgenommen. Am ergiebigsten sind natürlich die Übungen, die an V.s eigene Editionsarbeiten anknüpfen: ob es nun Horaz oder die Appendix Vergiliana, die Ilias Latina oder des Statius Silvae, Grattius oder Dracontius war, hier schöpfte V. aus dem vollen wie kaum ein zweiter und konnte darum den Anfänger besonders gut auf die wesentlichen Gesichtspunkte hinweisen. Von dem jeweiligen Interpreten forderte V. schon in den Unterkursen des Seminars gewissenhafte schriftliche Vorbereitung; er scheute nicht die Arbeit, diese Aufzeichnungen jedesmal bis ins einzelnste genau durchzukorrigieren, um damit einen gänzlichen Mißerfolg nach Möglichkeit hintanzuhalten. Immer und immer wieder drang er auf eine saubere Textrecensio. Daß das Interesse für die Kunst der Textkritik bei der jüngeren Generation mehr und mehr abnahm, bereitete ihm oft Sorge. Er war darin einer Ansicht mit seinem Freund Skutsch, der ihm über diesen Punkt schrieb (31. Oktober 1909): „Was nützen uns die Wolkenkratzer von wissenschaftlicher Rekonstruktion, wenn der Grund darunter morsch ist? wenn die Kunst im einzelnen zu kritisieren und zu interpretieren verloren geht, die doch der Philologie wichtigste ist?“ Gerade diese Kunst die jüngeren Mitstrebenden zu lehren, war seine Hauptsorge. Imponierend war die unbedingte wissenschaftliche Ehrlichkeit, mit der er es ablehnte, korrupte Stellen mit Konjekturen heilen zu wollen, für die sich nicht eine absolut verlässige Grundlage bot. Fruchtbare Anregungen auch von Jüngeren nahm er bereitwillig auf. — Im Oberkurs des Seminars hielt er an der Übung des Lateinsprechens fest. V. selbst sprach und schrieb einen gewandten lateinischen Stil, ohne auf streng klassizistische Nachahmung allzu ängstlich bedacht zu sein. (Ein gutes Bild hiervon geben vor allem die vielen lateinischen Adressen, die er für die Münchener Universität verfaßte). Durch jene Übungen wollte er auch seine Schüler dazu befähigen, über wissenschaftliche Probleme in einer dem Geist der lateinischen Sprache angemessenen Ausdrucksweise zu schreiben, weshalb er insbesondere auf korrekte Wiedergabe der grammatikalischen Terminologie drang.

Die Art, wie er den Studierenden gegenübertrat, zeigte am deutlichsten, daß er für die akademische Jugend wirklich ein warmes Herz hatte. Gern hielt er sich im Kreis der jungen Leute auch bei geselligen Zusammenkünften auf, z. B. bei den festlichen Veranstaltungen des philologischen Vereins oder bei der Rektorats-

antrittskneipe des akademischen Gesangvereins. Bei Leitung der Übungen kam ihm die pädagogische Praxis, die er als Mittelschullehrer gesammelt, trefflich zustatten. Wo er redliches Streben und wirkliche Neigung für die Wissenschaft sah, ließ er es an Ermunterung und Anerkennung nicht fehlen. Den Arbeiten seiner Schüler ließ er sein regstes Interesse und warme Förderung angedeihen; dem Vielbeschäftigten mangelte es nie an Zeit, wenn sie ihn um Rat und Auskunft angingen; seinen eigenen Arbeiten mußten dann eben noch einige Nachtstunden mehr geopfert werden. Wo Doktoranden für ihre Arbeiten schwer zu beschaffendes Material z. B. Photographien von Handschriften benötigten, lieh er bereitwilligst seine Unterstützung. Die Elemente allerdings, die das Studium seiner Wissenschaft nur als Mittel zur Erlangung einer gesicherten Versorgung betrachteten, waren ihm in der Seele zuwider. Halbheit und Lauheit fand vor seinen Augen keine Gnade. Unbarmherzig zerpflückte er auch im Examen ein aus Kompendien rasch angelerntes Scheinwissen und stellte es in seiner ganzen Nichtigkeit und Erbärmlichkeit bloß. Auch nach Abschluß der Universitätsstudien konnten seine Schüler auf das wohlwollende Interesse ihres Lehrers rechnen. Nicht wenigen verschaffte er eine geeignete Stellung, die ihnen bis zur Anstellung im Staatsdienst das Fortkommen ermöglichte. Insbesondere wählte er geeignete Kräfte für die Mitarbeit am Thesaurus; war ihm doch bei seiner Ernennung zum Ordinarius von seiten der interakademischen Thesauruskommission eigens die Weisung geworden, sich die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses für das Unternehmen besonders angelegen sein zu lassen; gerade aus seiner Schule sind denn auch mit die treuesten und eifrigsten Helfer am Werk hervorgegangen. Immer wieder legte er es seinen Schülern ans Herz auch im praktischen Beruf den Anschluß an die große Wissenschaft nicht ganz aufzugeben. Bereitwillig gab er jedem, der ihn darum anging, praktische Winke, wie er das unter den jeweils gegebenen Umständen am besten machen könne. Das Banausentum derer, die glaubten, mit der Hochschulreife von der Verpflichtung einer weiteren Fortbildung auf wissenschaftlichem Gebiet enthoben zu sein, verfolgte er mit ätzender Ironie.

Als schwerste Last empfand V. auch weiterhin die Verpflichtung zur Teilnahme an den philologischen Prüfungen; die Zahl der Examinanden war gerade damals in Bayern auch besonders groß; in der ersten Zeit nach seiner Ernennung zum Ordinarius wurde er auch öfters als „Ministerialkommissar für reifende Jünglinge“

zur Inspektion von Mittelschulen abgesandt, was gleichermaßen seinen eigenen Arbeiten mehr Zeit wegnahm, als er entbehren zu können glaubte.

Die doppelte Aufgabe, die V. in München übernommen hatte — Generalredaktion des Thesaurus und akademische Lehrtätigkeit —, erforderte schon jede für sich eine Unsumme von Zeit und Arbeitskraft. Daß V. außerdem auch der Wissenschaft fast Jahr für Jahr mindestens ein wertvolles Werk schenkte, zeugt von einer Energie des Gelehrten, die tiefste Bewunderung erwecken muß.

An erster Stelle sind hierbei V.s Schriftstellerausgaben zu nennen. Noch während seines Aufenthalts in Brüssel hatte auf Vorschlag Mommsens (der von Bücheler auf den jungen Gelehrten aufmerksam gemacht worden war) die Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica beschlossen (6. April 1899), V. mit der Herausgabe eines Bandes von Carmina selecta aetatis Romanae extremae zu betrauen, die im tomus XIV. der Auctores antiquissimi erscheinen sollten; vor allem waren geschichtlich interessante Gedichte aus der Zeit der vandalischen Herrschaft in Spanien und Afrika ins Auge gefaßt; insbesondere sollten die Fragmente des Merobaudes und einiges von Dracontius aufgenommen werden. Traube, der die Gesamtleitung dieses Bandes übernehmen sollte, setzte sich sofort mit V. in Verbindung; seit dieser Zeit datiert die warme Freundschaft, die beide Gelehrte bis zu Traubes allzufrühem Tode verband und für beide Teile eine Quelle wertvoller Anregungen und glücklicher Stunden wurde. V. konnte im regen Verkehr mit dem Freunde seine paläographischen Kenntnisse vervollkommnen, wodurch er jene Sicherheit in der Beurteilung und Lesung von Handschriften erhielt, die für seine Herausgebertätigkeit von größtem Vorteil war. Traube hinwiederum zog für seine Arbeiten aus V.s umfassenden Kenntnissen der lateinischen Sprache und der antiken Dichtformen reichen Gewinn. Seit dem ersten Brief Traubes an V. — datiert vom 12. April 1899 — blieben die Gelehrten in lebhaftem Gedankenaustausch, der durch einen regen Briefverkehr aufrecht erhalten wurde, der auch dann nicht einschlief, als V. selbst nach München übersiedelte. Die noch erhaltene Korrespondenz Traubes weist zuweilen 3 Schreiben an einem Tage auf, die sich auf alle möglichen Fragen wissenschaftlichen Interesses bezogen, wie sie eben den Gelehrten gerade bewegten. An den Abenden trieben sie gerne gemeinsame Lektüre in dem stillen Gelehrtenheim in Schwabing, die durch die großartige Sammlung

Traubes von Photographien und Faksimiles von Handschriften der meisten Schriftsteller besonders anregend und fruchtbar gestaltet wurde. Durch V. wurde auch Traube als Fahnenleser für den Thesaurus gewonnen, eine Arbeit, der er sich mit der gleichen Gewissenhaftigkeit unterzog, mit der er an alle ihm anvertrauten Aufgaben herantrat.

V. wurde sich bald klar darüber, daß es notwendig sein werde, außer dem Merobaudes alle Gedichte des Dracontius (samt der recensio der Laudes dei des Eugenius Toletanus) zu edieren, nicht nur, wie ursprünglich geplant war, die Ausgabe des Arevalus durch eine neue zu ersetzen. Die nächsten Jahre waren den Vorarbeiten zur Edition des schwierigen Schriftstellers gewidmet, die V. mit der ihm eigenen Sorgfalt und Umsicht durchführte. Noch in Brüssel kollationierte er die für die Laudes dei wichtigste Handschrift, den Bruxellensis 10 723. Die Hauptarbeit nahm er nach seiner Übersiedlung nach München in Angriff. Mit Feuereifer ging er daran, sich auf Grund der neuesten Vergleichungen ein exaktes Bild von der Lagerung des handschriftlichen Materials zu verschaffen; die meisten der in Betracht kommenden Handschriften kollationierte er selbst; von solchen codices, die nicht verschickt wurden, suchte er sich wenigstens Proben in photographischen Abzügen zu verschaffen oder durch andere Gelehrte authentische Mitteilung zu erhalten. In letzterer Hinsicht war ihm vor allem die Überlassung der für Peiper angefertigten Kollationen wertvoll. Verschiedene schweizerische und italienische Bibliotheken suchte V. im Herbst 1900 persönlich auf, um die für seine Zwecke nötigen Bücher an Ort und Stelle nachzuprüfen: in St. Gallen (Merobaudes) und Bern (Orestes trag.) machte er für einige Tage Station; 14 Tage blieb er in Verona, 8 weitere in Rom. Natürlich tat es auch ihm das Wunderland an; mit regen Sinnen heimste er für sich ein, was nur durch die Fahrt in Dichters Land lebendig werden kann. Hauptsächlich aber saß er fleißig in den Bibliotheken und ließ sich die saure Arbeit des Kollationierens, die freilich nach den Vorstellungen, die er von einer exakten Ausgabe hegte, unumgänglich notwendig war, nicht verdrießen.

Noch im Oktober 1902, da der Druck des Werkes schon im Gang war, suchte er auf die Nachricht hin, daß in Bamberg wichtige Alcuin-Exzerpte aus den Laudes dei aufgestöbert worden seien, sofort die dortige Bibliothek auf, um die Entdeckung für seine Ausgabe zu verwerten, wenn auch der Druck der ersten Bogen deshalb noch einmal geändert werden mußte.

Durch diese umfassenden Studien wurde es V. möglich, die handschriftliche Überlieferung richtig einzuschätzen. Er konnte die bis dahin herrschenden Ansichten von dem Verhältnis der einzelnen Handschriften zueinander in wesentlichen Punkten verbessern — insbesondere bezüglich der Gedichte des Eugenius Toletanus, deren Überlieferung er in einer eigenen Abhandlung ausführlich klarlegte (Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 26 [1901] 393—409).

Die gleiche Sorgfalt, die V. auf die Aufhellung der Überlieferung verwendet hatte, widmete er auch der Textgestaltung. Wieder war es seine Vertrautheit mit der Ausdrucksweise der römischen Poesie, die ihn fast immer das Richtige erkennen ließ. Die recensio weist den gleichen vernünftig konservativen Zug auf, wodurch sich schon die Statiusausgabe empfohlen hatte.

Im Sommer 1902 wurde mit dem Druck begonnen, der sich durch 2 Jahre hinzog; denn erst im Oktober 1904 ging die praefatio zur Druckerei ab. Die Korrektur las, wie sich von selbst verstand, Traube mit; der Briefwechsel mit dem Freunde beweist, wie sehr der Herausgeber sich abmühte, den üblen cruces des Textes beizukommen, wie gewissenhaft er die Möglichkeiten der verschiedenen Überlieferungen gegeneinander abwog. Traubes unbestechlicher Scharfsinn hielt mit den Bedenken, die ihm da und dort aufstießen, nicht zurück. Da wurde dann der Text wieder und wieder geprüft, und fast immer hatte V. die Freude, seine Gründe schließlich als durchschlagend anerkannt zu sehen. Um seiner Gewissenhaftigkeit genugzutun, ging V. auch Skutsch um Unterstützung bei der Korrektur an; wie dieser kompetente Beurteiler die Arbeit des Herausgebers einschätzte, geht aus einem Brief an den Freund hervor, in dem er schreibt (29. September 1902): „Amüsant ist der Dracontius übrigens bis jetzt nicht, auch kritisch nicht, denn Du läßt einem wenig zu tun."

Endlich im Frühjahr 1905 erschien die erste Gesamtausgabe des Dracontius mitsamt den Fragmenten des Merobaudes und den Gedichten des Eugenius Toletanus. Durch Umsicht in der Textgestaltung, Zuverlässigkeit des kritischen Apparats, reiche Beigabe von exempla und testimonia und nicht zuletzt durch die sorgfältig gearbeiteten, die Benutzung wesentlich erleichternden Indices nimmt sie unter den glänzenden Bänden der Monumenta Germaniae historica einen hervorragenden Platz ein.

Die Arbeit am Dracontius war noch nicht abgeschlossen, und schon wandte sich V. neuen wissenschaftlichen Plänen zu, und zwar

war es eine neue Horazausgabe, die er für die Teubneriana anfertigen sollte. Die Vorarbeiten reichen bis ins Jahr 1904 zurück. In der Frage nach der Lagerung des handschriftlichen Materials glaubt er ebenso wie Leo (Gött. gel. Anz. 1904, 849) von der von Keller-Holder vorgenommenen Teilung der Handschriften in 3 Klassen abweichen zu müssen. In einem Aufsatz im Philologus Supplement X (1905), S. 259 ff. versucht er die Masse von Horazhandschriften auf einen einheitlichen Ursprung zurückzuführen, nämlich auf die recensio des Mavortius, die in der Karolingerzeit in 2 verschiedenen Abschriften weitergegeben worden sei, so daß die ganze Masse unserer Codices in 2 Gruppen zerfalle. Wenn wir auch heute über die Möglichkeit der Aufstellung eines einheitlichen Stammbaumes der Horazhandschriften weniger zuversichtlich urteilen, müssen wir doch V.s Aufsatz das Verdienst zuschreiben, die Bedenken, die gegen Kellers Ansicht vom Aussehen des Archetypus geltend gemacht werden müssen, neuerdings energisch betont zu haben.

Die Ausgabe selbst (1. Auflage 1909, 2. Auflage 1912) stellt sich nicht als so revolutionär dar, wie wohl manche nach jenem Aufsatz erwartet hatten. V. beschränkt sich im wesentlichen darauf, den Wert der Lesarten der verschiedenen Handschriftenklassen gewissenhaft abzuschätzen. Konjekturen (fremden wie eigenen) gönnt er nur spärlich Raum, obwohl er überzeugt ist, daß die Worte des Dichters selbst durch die Überlieferung vielfach verdunkelt sind. (Eine Probe hierfür gibt er in einem kleinen Aufsatz im Archiv f. Lat. Lex. XV [1908], S. 30—33). Die Beschränkung des Apparates auf die ältesten Handschriften erleichtert die Übersicht und ist wohlberechtigt. Ein eingehender Abschnitt über Metrik und grammatische Eigentümlichkeiten des Dichters verleiht der Ausgabe ihren besonderen Wert.

Nach Vollendung der Dracontius- und Horazausgaben konnte V. endlich beginnen, einen Plan auszuführen, den er gleichfalls schon in Brüssel gefaßt hatte, nämlich den, die Bährenssche Ausgabe der P.L.M. durch eine neue zu ersetzen. Daß dieses Werk V.s infolge der ungünstigen Zeitumstände ein Torso blieb, ist im Interesse unserer Wissenschaft tief zu beklagen. V. wußte wohl, daß er zur Ausführung dieses Unternehmens eine gewaltige Last mühevollster Kleinarbeit auf sich nehmen mußte, die nicht einmal in Philologenkreisen überall richtig eingeschätzt wurde. Aber er war der Ansicht, daß die Herstellung verlässiger Texte zu allen Zeiten die Grundlage unserer Wissenschaft bilden müsse, und daher unterzog er sich gern der heiklen, entsagungsvollen Arbeit. Die

Arbeit gibt sich schon in der Anordnung als völlig geänderte Neubearbeitung; ebenso zeigt sie in der Gestaltung der recensio ein von der älteren durchaus verschiedenes Gepräge. Das war schon dadurch bedingt, daß V.s Auffassung von den Aufgaben eines Herausgebers antiker Schriftwerke dem Subjektivismus Bährens' diametral entgegenstand.

Den ersten Band bildet in der Neuausgabe die Appendix Vergiliana, die Sammlung jener kleinen Werke, die seit Jahren das Interesse der wissenschaftlichen Kreise besonders auf sich zog. Die Vorarbeiten gehen bis ins Jahr 1906 zurück. Wie genau er den Fragen nach Entstehung und Überlieferung dieser Kunstwerke nachging, beweisen die prolusiones, die er nach seiner Gewohnheit zur Entlastung der Ausgabe dieser vorausschickte. Sie erschienen in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie, in denen er seit seiner Aufnahme in diese Körperschaft — 1906 war er außerordentliches, 1908 ordentliches Mitglied geworden — gerne seine wissenschaftlichen Parerga niederlegte. Der erste Aufsatz „die kleineren Gedichte Vergils (1907)“ tritt für die Echtheit der von Sueton dem Vergil zugeschriebenen kleineren Dichtungen (einschließlich der am meisten umstrittenen Ciris) ein; der zweite, betitelt „P. Virgilii Maronis iuvenalis ludi libellus (1908)“, beschäftigt sich in erster Linie mit der Entstehung und Überlieferung einer in Karolingischer Zeit veranstalteten Sammlung kleinerer, dem Vergil zugeschriebener Gedichte; dadurch aber, daß diese Gruppe der sonstigen handschriftlichen Überlieferung der jetzt in der Appendix Vergiliana zusammengebrachten Gedichte im einzelnen gegenübergestellt wird, ergibt sich ein klares, anschauliches Bild von den Schicksalen dieser Werke seit Ausgang des Altertums.

Die Durcharbeitung der handschriftlichen Tradition betrieb V. wieder mit der ihn auszeichnenden peinlichen Gewissenhaftigkeit. Von allen irgend bedeutsamen codices verschaffte er sich Photographien; die zahlreichen wichtigen Pariser Handschriften verglich er im März 1908 an Ort und Stelle. Noch während des Druckes unterzog er alle Angaben über Lesarten auf Grund seiner photographischen Reproduktionen einer erneuten gründlichen Revision. Die Korrektur las Sudhaus mit; kritische Bemerkungen des Freundes, der sich ja selbst um diese Werke viel bemüht hatte (Aetna!), gaben Anregungen dazu, alle die tausendfältigen Einzelheiten wieder und wieder zu durchdenken. So war die Ausgabe, als sie im Jahre 1909 fertiggestellt war, wirklich, wie V. es gehofft hatte (Sudhaus 19. November 1908), „ein Muster von Klarheit und Fehlerlosigkeit“.

Die letzten Ausgaben von Curcio (1905/08) und Ellis (1907), deren spezielle Verdienste durch Verwertung bis dahin unbekannter Handschriften V. nicht verkleinert, wurden durch sie bedeutend überholt: insbesondere stehen jene gegenüber der methodisch konsequenten Wertung der Handschriften und der Sauberkeit und Klarheit des Apparats hinter V.s Ausgabe weit zurück.

Das erste Bändchen der neuen Ausgabe der P.L.M. wurde denn auch von allen Seiten als hoffnungsvoller Auftakt rückhaltlos anerkannt. V. freute besonders die unumwundene Zustimmung seines kritischen Freundes Skutsch (31. Oktober 1909), der früher selbst einmal daran gedacht hatte, einen Teil der Neubearbeitung zu übernehmen, was allerdings später zu V.s Leidwesen infolge anderer Aufgaben nicht zur Ausführung kam. V. selbst arbeitete an der Erneuerung der Sammlung unverdrossen weiter. Im Jahre 1911 erschien vol. II 1 Ovidi Halieuticon, Gratti Cynegeticon fragmenta. Für die Echtheit des ersteren Gedichtes war er schon 1900 in einer Sammlung von Coniectanea (Rhein. Museum 55, 528) eingetreten. Die Ausgabe des Grattius ist durch einen in knappste Form gegossenen, aber sehr inhaltreichen Kommentar (im Apparat) ausgezeichnet. Kurze Worterklärungen und Verweise auf Parallelen aus Vergil und Ovid, die für die Textgestaltung von Wichtigkeit sind, gibt er auch zu dem im Jahre 1913 als vol. II 3 erschienenen Homerus latinus id est Baebii Italici Ilias latina. (Die Angabe des Vindobonensis lat. 3509 über den Namen des Autors, auf die zuerst Schenkl aufmerksam gemacht hatte, hält V. für vertrauenswürdig). Musterhaft ist wieder die Art, wie er den gesamten krititischen Apparat aus den weitverstreuten Handschriften zusammenträgt und die literarische Überlieferung in einem προπεμπτικόν bespricht (Sitzungsber. Münch. Akad. 1913).

Der Liber medicinalis des Quintus Serenus, der in der Bährensschen Ausgabe im 3. Teil der P.L.M. enthalten war, wurde von V. dem neuerscheinenden Corpus medicorum Latinorum (vol. II 3) einverleibt (Leipzig 1916). Der Schriftsteller bietet weniger sprachliche als sachliche Schwierigkeiten wegen des ungewohnten Stoffes, den er zur Darstellung bringt. Die Art, wie V. diese bewältigt, wie er den Quellen der medizinischen Rezepte nachspürt (in einem Anhang: remediorum fontes vel testes), zeugt von seiner geistigen Elastizität, mit der er sich rasch und gründlich auch in weiter entfernt liegende Wissensgebiete einzuarbeiten verstand. Eine inhaltsreiche praefatio, die über die Streitfrage betreffs Namen des Autors und Entstehungszeit sowie Überlieferungsgeschichte des Werkes

gründlich orientiert, und ausführliche Indices, die die sachlichen und sprachlichen Eigentümlichkeiten der Dichtung erschließen, erleichtern die Benützung der Ausgabe in besonderer Weise.

Die weitere Fortführung der Editionstätigkeit V.s wurde durch den entbrannten Weltkrieg zunächst sistiert. Durch die eingetretene Unterbrechung der internationalen Beziehungen der Wissenschaft, die V. aufs tiefste beklagte, war es nicht mehr möglich, über die verschiedenen im Ausland lagernden Handschriften antiker Autoren unbedingt zuverlässige Auskunft zu erhalten, ohne die ein klares Bild der textgeschichtlichen Überlieferung nicht gegeben werden konnte. Eine Ausgabe zu machen, die nicht auf gründlicher Durcharbeitung der gesamten handschriftlichen Tradition und auf neuen Vergleichungen, wenigstens der wichtigsten codices, beruhen konnte, war aber nicht V.s Sache. Lieber beschränkte er sich wie in der Behandlung der Remedia Ovids darauf, einen vorläufigen kritischen Apparat zu geben, die Textherstellung selbst aber, so dringend wünschenswert sie ihm auch schien, auf bessere Zeiten zu verschieben. Anlaß zu dieser Arbeit (erschienen in Hermes 52 [1917], S. 453—469) war der Umstand, daß er glaubte, die Textesbesserungen durch den von seinem Schüler Tafel zuerst vollständig erschlossenen Etonensis der Wissenschaft nicht vorenthalten zu sollen, nachdem der junge Gelehrte selbst durch einen frühen Heldentod gehindert worden war, seine Kollationen für eine Neuausgabe der Liebespoesie Ovids systematisch zu verwerten.

Erst 1923 konnte vol. II 2 der P.L.M. erscheinen, worin Ovids Nux, Consolatio ad Liviam und die Priapea in neuem Gewand geboten wurden. Die Ausgabe leidet noch unter der Ungunst der Verhältnisse. Bemerkenswert daran ist, wie V.s scharfes Auge selbst die neuesten Lesungen von Handschriften auf Grund seiner photographischen Reproduktionen noch in manchen Einzelheiten richtig zu stellen vermag.

Die Beteiligung V.s an der Herausgabe des römischen Kochbuches von Apicius (Apicii librorum X qui dicuntur de re coquinaria, quae extant ediderunt C. Giarratano et Fr. Vollmer, Leipzig 1922) beruhte auf einer äußeren Veranlassung. In einem kleinen Aufsatz, Studien zu dem römischen Kochbuch von Apicius (Sitzungsber. der bayer. Akad. 1920), ordnet V. das gesamte erhaltene Material und gibt eine anschauliche Geschichte der Überlieferung. Die Textgestaltung des Werkchens ist besonders schwierig wegen der vielen technischen, sonst kaum belegten Ausdrücke und der stark vulgären Färbung der Sprache, die durch den späteren Epi-

tomator verursacht ist. V. hat auch dieser Seite der Schrift in seinen Studien eingehende Untersuchungen gewidmet; das von den Herausgebern eingeschlagene Verfahren bei Herstellung der recensio muß im allgemeinen gebilligt werden. Beide waren sich wohl bewußt, daß eine Vollendung jetzt noch nicht erreicht werden kann, daß vor allem erst die griechischen und lateinischen Quellen gründlich durchforscht werden müßten. V. versäumte denn auch nicht, einen seiner Schüler, E. Brandt, auf diese Aufgabe hinzuweisen, der schon für die Ausgabe wertvolle Hilfe leistete und die Ergebnisse seiner langjährigen, mühevollen Untersuchungen demnächst vorlegen wird.

Den lateinischen Schriftstellerausgaben V.s stellt sich die Sammlung der Inschriften des römischen Bayerns (Inscriptiones Baiuariae Romanae sive Inscriptiones prov. Raetiae adiectis aliquot Noricis Italicisque, München 1915) würdig zur Seite. V.s Beschäftigung mit diesen ehrwürdigen Zeugen der Römerzeit auf heimischem Boden war zunächst durch seine akademische Lehrtätigkeit veranlaßt. Mit seinem Kolleg über die römischen Inschriften Bayerns verband er praktische Übungen an den Römersteinen des Münchener Nationalmuseums; die Art, wie er diese Denkmäler wieder zum Reden brachte, wie er auf Grund seiner umfassenden Kenntnis der gesamten literarischen und inschriftlichen Quellen ein anschauliches Bild von der Römerherrschaft in Bayern vor den geistigen Augen der Hörer entwickelte, war höchst reizvoll und anregend. Als mißlich erwies sich nur der Umstand, daß gerade von den bedeutungsvollsten Steinen viele nicht in München, sondern in Provinzmuseen (Regensburg, Augsburg) aufbewahrt sind; die Inschriften sind, soweit sie im Druck veröffentlicht sind, nicht immer bequem zugänglich; daher wollte V. eine Sylloge der wichtigsten Inscriptiones Raeticae veranstalten, die den Studierenden als Hilfsbüchlein zu den epigraphischen Übungen dienen sollte. Je länger er sich aber mit diesem Gedanken trug, umsomehr erkannte er, daß auf diesem Gebiete ganze Arbeit not tue. Sobald V. diese Notwendigkeit erkannt hatte, ging er auch mit aller Energie daran, die Aufgabe endgültig zu lösen. Mit der ihm eigenen Tatkraft wußte er die bayerische Akademie für das Unternehmen zu interessieren, die tatsächlich den rüstig fortschreitenden Arbeiten wertvollste Unterstützung angedeihen ließ. Da kamen denn für V. jene fröhlichen Ferienwanderungen die alten Römerstraßen entlang, hinein in die bayerischen und tirolischen Alpentäler, zurück in die Städte uralter Kultur von Augsburg bis Passau und an jene heute noch

erhaltene Grenzwehr der römischen Provinz im Norden. Mit sichtlichem Behagen erzählte der Gelehrte noch kurz vor seinem Tode von diesen Tagen, die zwar voll der mühevollsten Arbeit, aber auch des reichsten Ertrages waren. Mit Hilfe von jüngeren Kräften und seiner Gattin wurden fast sämtliche Steine photographiert, von den wichtigsten Abklatsche genommen und wieder und wieder an Ort und Stelle nachgeprüft.

Nach getaner Arbeit zeigte sich dann V. auch umgänglich und mitteilsam, wie nicht leicht bei anderen Gelegenheiten. Wo auch immer ein Fund gemacht wurde, niemals unterließ er es, persönlich Erhaltungszustand, Lesart, Fundumstände bis ins einzelnste nachzuprüfen. Nachrichten älterer Forschung über nicht mehr auffindbare Römersteine auf bayerischem Boden wog er aufs vorsichtigste und scharfsinnigste ab, um sich über die fides der jeweiligen Gewährsmänner ein zuverlässiges Urteil zu bilden. Überraschend war die Intensität, mit der er die reiche Spezialliteratur seit Aventins und Peutingers Zeiten aufarbeitete. An den gleichgerichteten Bestrebungen seiner Mitforscher nahm er mit Wärme Anteil; er versäumte es nie, diese Veteranen der bayerischen Altertumsforschung — Ohlenschlager, Reinecke, Steinmetz, Winkelmann — um Aufklärung anzugehen auf solchen Gebieten, denen sie ihre besonderen Studien gewidmet hatten. Was seine Leistungen vor allem fruchtbar werden ließ, war seine zur Vollkommenheit ausgebildete epigraphische Technik und seine in Büchelers Schule erworbene Kenntnis der römischen Inschriften überhaupt. Er war sich wohl bewußt, wie recht Mommsen damit gehabt hatte, daß er die römischen Inschriften der einzelnen Provinzen aus ihrer Isoliertheit befreit hatte; dadurch, daß er stets und stets die Inschriften des ganzen imperium Romanum zum Vergleich heranzog, gelang ihm nicht selten die richtige Deutung auch da, wo andere jede Hoffnung aufgegeben hatten. So ist seine Ausgabe ein wahres standard work der bayerischen Inschriftenforschung geworden, ausgezeichet durch größte Zuverlässigkeit des Textes, besonnene Fassung des Kommentars und übersichtliche Anordnung des ganzen Stoffes. Ein Riesenfleiß steckt in den beigegebenen Indices, die allein schon 73 Folioseiten füllen und alle sachlichen und sprachlichen Merkwürdigkeiten sorgfältig und ausführlich zusammenstellen. Die Inscriptiones Baiuariae Romanae könnten als Lebenswerk eines einzelnen unsere volle Anerkennung erringen: für V. bedeutete die Arbeit eine Leistung neben vielen gleichwertigen; er stattete damit

Bayern, das seine zweite Heimat geworden, ein ἀντίδωρον ab, wie es schöner nicht gedacht werden kann.

Durch die Beschäftigung mit den römischen Inschriften in Bayern wurden wieder verschiedene kleine Aufsätze angeregt, die zeigen, wie gründlich er in allen einschlägigen Fragen Klarheit zu finden suchte. Ergötzlich und historisch interessant ist die Umdeutung eines Römersteines, über die er in den Sitz.-Ber. des Jahres 1910 und 1911 eingehend berichtet. In der Sitzung vom 2. Dezember 1911 machte er Mitteilung über Gründung und staatsrechtliche Stellung des römischen Augsburg (der Aufsatz erschien in d. Zeitschr. d. hist. Vereins v. Schwaben und Neuburg 37 [1911], 140). Unbekannte Inschriften aus Trient veröffentlichte er im Hermes 49 (1914), 311—314. Als V. am 15. November 1913 die Festrede in der öffentlichen Sitzung der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu halten hatte, wählte er das Thema auch aus dem Gebiet der Inschriftenforschung, indem er 'über Fürsorge und Verständnis für römische Inschriften in Bayern' sprach; der Vortrag hallte aus in den nachdrücklichen Appell, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und die aus römischer Vorzeit erhalten gebliebenen Denkmäler fürderhin sorglich zu pflegen.

Neben den erwähnten Arbeiten erschienen fast Jahr für Jahr aus V.s Feder Gelegenheitsaufsätze über literarhistorische und sprachliche Probleme mannigfaltigster Art (Coniectanea, Lesungen und Deutungen I. II. III. usw.). Auch bei diesen Veröffentlichungen machte es sich V. zum Prinzip, nichts in Druck geben zu lassen, was nicht bis ins einzelnste durchdacht und ausgefeilt war. In den letzten Jahren konzentrierte sich sein Interesse hauptsächlich auf metrische und prosodische Fragen; doch fand er nicht mehr Zeit und Kraft, eine ausführliche Darstellung der altrömischen Metrik und Prosodie auszuarbeiten, die er im Geiste schon konzipiert hatte. Er wollte sich auch auf diesem Gebiete nur auf eigene Sammlungen und Beobachtungen stützen; für die römische Prosodie hatte er solche schon in nicht geringem Umfang angelegt; aber die in seinem Nachlaß erhaltenen Notizen gehen über eine rein zusammenhanglose Materialiensammlung nicht hinaus, in der Vollständigkeit natürlich keineswegs erreicht ist. Die Anlage des ganzen Werkes stand ihm schon klar vor Augen: er hatte das Konzept, wie er seinem Verleger berichtet, schon dreimal umgearbeitet, ehe er an die endgültige Ausführung schreiten wollte — ein Zeichen dafür, wie gewissenhaft er darnach strebte, seine Schriften möglichst vollkommen herauszubringen. Als Ersatz für die geplante größere

Zusammenfassung muß uns nunmehr die Neubearbeitung des Abschnitts 'Römische Metrik' in der Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke-Norden I 8 dienen.

Der Druck der übernommenen Arbeiten ließ V. lange Jahre hindurch keine Zeit zu gründlicher Ausspannung. Wohl bezog er seit seiner Münchener Zeit während der Ferien mit seiner Familie regelmäßig die Sommerfrische an einem der oberbayerischen Seen oder in einem reizenden Orte der Voralpen; aber eine kleine Handbücherei begleitete ihn auch dahin; 4—5 Stunden blieben der täglichen Arbeit gewidmet, und nicht selten machten Konferenzen, Beratungen oder Redaktionsgeschäfte ein vorzeitiges Abbrechen des Sommeraufenthaltes notwendig. Dabei hatte er sich das ihm von Jugend auf eingepflanzte innige Verhältnis zur Natur treulich bewahrt: an schönen Frühlingstagen oder im farbenglühenden Herbst, der ihm immer die liebste Jahreszeit war, unternahm er gerne weite Wanderungen ins schöne Isartal, am liebsten allein, den Problemen, die ihn eben beschäftigten, in der freien Natur nachsinnend. Besondere Freude machte es ihm, wenn er mit solchen Wanderungen einen wissenschaftlichen Zweck verbinden konnte. Eben daher waren ihm die Vorarbeiten zur Herausgabe der bayerischen Inschriften so lieb, weil sie ihn in immer neuen Studienfahrten weit in bayerischen, schwäbischen und tirolischen Landschaften herumführten.

Am meisten behagten ihm die von München aus leicht zu unternehmenden Ausflüge ins Gebirge; die Höhenluft sagte seinen während des Semesters über Gebühr angespannten Nerven besonders zu. Er war ein geschickter und ausdauernder Bergsteiger; Wanderungen bis zu 11 Stunden im Tage über 2000 m waren ihm nichts Ungewohntes; 2 Jahre vor seinem Tode bestieg er nochmals die Zugspitze vom Höllental aus. Wenn er einmal während der Ferien nicht ins Gebirge kam, fühlte er sich das ganze Semester hindurch matt und abgespannt.

So bedeutete es ihm eine besondere Freude, daß sich ihm die Gelegenheit bot, zu Füßen seiner Bergriesen im romantischen Loisachtal ein eigenes Landhaus zu bauen. Er war überglücklich, als er es Pfingsten 1906 beziehen konnte. Zu jeder Jahreszeit unternahm er seitdem dorthin seine Urlaubsfahrten. Das Landleben, an das er von Jugend auf gewöhnt war, verlor für ihn nie an Reiz; während der Ferien ging er ganz in Sorgen für sein kleines Besitztum auf. Launig schreibt er am 18. April 1910 an Sudhaus: „Ich

habe heute Holzschläge besichtigt, Holz gesteigert, Holz gehackt, einen Holzsägebock gemacht, Holz gesägt, junge Fichten gepflanzt, Bäume von Moos gereinigt; Du siehst, ich verholze ganz, aber es bekommt mir gut." So betrachtete er es später als besonders glückliche Fügung, nach München verschlagen zu sein, wo die Nähe der Alpen so köstliche Erholung bot. Am liebsten sah er es, wenn er seine Verwandten und Freunde in seinem „Felseck" beherbergen konnte, und schwer verdroß es ihn, wenn sie an seinem Tuskulum vorbei gleich in den „verfluchten Süden" fuhren.

Allerdings lichtete sich sein Freundeskreis im Lauf der Jahre immer mehr; um den Alternden wurde es zusehends einsamer. Da V. mit seltener Treue an seinen Jugendgefährten hing und in späteren Jahren nicht leicht mehr sich neuen Bekannten erschloß, traf ihn der Verlust um so schmerzlicher. L. Traube, sein erster und vertrautester Münchener Freund, wurde zuerst hinweggerafft; V. widmete ihm einen tief empfundenen Nachruf in der Chronik der Universität; ein Jahr darauf fand Albrecht Dieterich einen frühen Tod; nicht lange darnach starb ebenfalls in der Blüte seiner Jahre Franz Skutsch. Am tiefsten berührte V. der Heldentod seines ältesten Freundes S. Sudhaus, der bald nach Kriegsbeginn an der Spitze seiner Kompagnie in Flandern fiel. Die Biographie, die er dem Freunde schrieb, gibt dem innigen Verhältnis, das ihn mit dem Gelehrten ungetrübt bis zu seinem Tod verband, einen warmen Ausdruck.

Die schweren Zeiten, die Deutschland seit Kriegsbeginn durchzumachen hatte, legten sich drückend auf sein Gemüt. Das harte Ringen um den Bestand des Reiches begleitete er mit lebhaftestem patriotischen Empfinden; er hegte die bestimmte Überzeugung, daß doch alles zu einem gutem Ende kommen müsse. Jedes Kärtchen, das er mir mit seiner zierlichen, klaren Handschrift ins Feld sandte, gab dieser felsenfesten Zuversicht Ausdruck und ließ seine warme Teilnahme für seine Schüler erkennen, die da draußen „das Buch contra omnes" schreiben sollten.

Um so härter traf ihn der endgültige Zusammenbruch. Die seelische Depression, die die unerfreuliche Entwicklung der Dinge in Deutschland ihm verursachte, untergrub seine Gesundheit, zumal die Entbehrungen, die während der langen Kriegszeit auch die Heimat in reichem Maße zu tragen hatte, seinen Körper schon geschwächt hatten. Die Arbeit allein hielt ihn noch aufrecht; aber schon mußte er zuweilen mit ihr ganz aussetzen; wohl erholte er

sich wieder, aber, wie er an J. B. Hofmann schrieb (1916), „viel zu langsam seinen Arbeitsplänen“.

Seit 1920 mußte er gelegentlich seine Vorlesungen unterbrechen; im Juni 1923 versagten ihm plötzlich während einer Seminarübung die Augen den Dienst, und er mußte für den Rest des Semesters seine Vorlesungen einstellen, auch die Arbeit am Thesaurus, die er bis dahin mit gewohnter Energie fortgesetzt hatte. Die weiter fortschreitende Krankheit zwang ihn, sein Landhaus in Farchant aufzusuchen, wo er nochmals Heilung zu finden hoffte. Auch als todkranker Mann zeigte er ungemindertes Interesse für seine Wissenschaft: noch im Juli 1923 übersandte er mir einen Aufsatz ‘über eine verschollene Inschrift von Trier’, die er einer Nichte in die Feder diktiert hatte; als ich ihn im August darauf besuchte, sprach er noch von Plänen bezüglich Thesaurus und Universität und von Arbeiten seiner Schüler, die weiter gefördert werden müßten. Es war ihm nicht mehr vergönnt, sie ausreifen zu sehen. In den folgenden Wochen nahmen seine Kräfte zusehends ab und als am 21. September der Tod ihm nahte, kam er als Erlöser. Auf dem Friedhof von Farchant fand er seine letzte Ruhestätte, auf die seine geliebten Berge ernst und gewaltig niederschauen.

Friedrich V. hatte von Jugend an einen Zug zum Genialen, verbunden mit tiefstem Arbeitseifer; er haßte nichts so sehr, als satte Selbstzufriedenheit; nur durch strengste Arbeit, meinte er, und Selbstzucht und Selbstkritik ist der Mensch befähigt, das Beste zu leisten. Nach diesem Grundsatz lebte er; daraus entsprang die ihm eigene starke Schaffenskraft, die auch auf andere in hohem Grad anregend und aneifernd wirkte. Dieses sein Wesen ist auch seinen Arbeiten aufgeprägt, durch die er fortleben wird weit über Tod und Grab hinaus.

Schriftenverzeichnis.

(Nicht aufgeführt sind die Artikel der Bonner Zeitung, des Bonner Generalanzeigers, Rezensionen, Thesaurus-Artikel; von Artikeln der Realenzyklopädie sind nur die wichtigsten aufgenommen.)

1891: Laudationum Romanorum funebrium historia et reliquiarum editio. Leipzig Teubner. (Fleckeisen Jahrb. Suppl. XVIII 447—528). Welcker-Preisaufgabe der Bonner Universität.

Die Abfassungszeit der Schriften Quintilians. Rhein. Mus. 46, 343—348.

1892: De funere publico Romanorum. Leipzig Teubner. (Fleckeisen Jahrb. Suppl. XIX 321—364). Dissertation.
1893: Ad Statii silvas symbolae (mit Fr. Skutsch). Fleckeisen Jahrb. 147, 825—843.
1894: Das Nibelungenlied erläutert. Leipzig Bredt (2. und 3. Aufl. von Lic. H. Vollmer 1902. 1906).
1895: Goethes Egmont erläutert. Leipzig Bredt (2. Aufl. 1903).
1896: Textkritisches zu Statius. Rhein. Mus. 51, 27—44.
1897: Goethes Götz von Berlichingen erläutert. Leipzig Bredt (2. Aufl. 1903, 3. Aufl. 1909, 4. Aufl. 1921).
1898: Goethes Tasso erläutert. Leipzig Bredt (2. Aufl. 1909).
P. Papinii Statii silvae herausgegeben und erklärt. Leipzig Teubner.
Ad Gratti Cynegeticon symbolae. Le Musée belge II 1—8.
Artikel „Claudianus" P.-W. III 2652—2660.
Zum Homerus latinus. Rhein. Mus. 53, 165.
Epigraphica. Rhein. Mus. 53, 636—638.
1900: De recensendo Homero Latino. Festschrift für Vahlen 465—489.
Coniectanea. Rhein. Mus. 55, 520—530.
1901: Die Gedichtsammlung des Eugenius von Toledo. N. Archiv f. ält. d. Geschichtskunde 26, 393—409.
1903: Zur Überlieferung von Statius' Silvae. Hermes 38, 134—139.
1904: Vom Thesaurus linguae latinae. Ein Bericht. Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. 13, 46—56.
Artikel „Dracontius" P.-W. V 1635—1644.
1905: Fl. Merobaudis reliquiae, Blossii Aemilii Dracontii carmina, Eugenii Toletani episcopi carmina et epistulae. Mon. Germ. auct. antiquiss. XIV. Berlin Weidmann.
Die Überlieferungsgeschichte des Horaz. Philol. Suppl. X 259—322.
1906: Vergils 6. Ekloge. Rhein. Mus. 61, 481—490.
1907: Q. Horatii Flacci carmina. Ed. maior. Leipzig Teubner (2. Aufl. 1912).
Nekrolog auf L. Traube. Chronik d. Münch. Univers.
Die kleineren Gedichte Vergils. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 335—374.
1908: Lexikalisches aus Horaz. Arch. f. lat. Lexikogr. XV 30—33.
Nekrolog auf F. Bücheler, ebenda 599—602.
P. Virgilii Maronis iuvenalis ludi libellus. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 11. Abh. 1—82.
1909: Poetae lat. minores. Vol. I: Appendix Vergiliana. Leipzig Teubner.
Lesungen und Deutungen. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 9. Abh. 1—20.
Zur lat. Konjugation. Glotta 1, 113—116.
Nekrolog auf E. von Wölfflin. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 28*—31*.

1910: Zu Horaz carm. 1, 8, 1. Hermes 45, 469—474.
Die Umdeutung eines Römersteines. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 14. Abh. 1—24.

1911: Poetae lat. min. II 1: Ovidi halieuticon, Gratti Cynegeticon fragm. Leipzig Teubner.
Das älteste Zeugnis für die Gründung der civitas Augusta Vindelicorum. (Zeitschrift d. histor. Vereins f. Schwaben und Neuburg 37, 140).
Die Umdeutung eines Römersteins II. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 13. Abh. 1—23.

1912: Das alte absque. aviare? Glotta 3, 46—49.
Epitome Thesauri latini vol. I fasc. I. Leipzig Teubner.

1913: Poetae lat. min. II 3: Homerus Latinus id est Baebii Italici Ilias Latina. Leipzig Teubner.
Zum Homerus latinus. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 3. Abh. 1—151.
Über Fürsorge und Verständnis für römische Inschriften in Bayern. Festrede d. bayer. Akad. d. W.

1914: Unbekannte Inschriften aus Trient. Hermes 49, 311—314.
Poetae lat. min. V: Dracontii carmina. Aegritudo Perdicae. Leipzig Teubner.

1915: Inscriptiones Baiuariae Romanae sive inscriptiones prov. Raetiae adiectis aliquot Noricis Italicisque. München Akademie-verlag.

1916: Artikel „Iuvenalis". P.-W. X 1041—1050.
Quinti Sereni liber medicinalis. Corp. med. lat. II 3. Leipzig Teubner.

1917: Jambenkürzung in Hexametern. Glotta 8, 130—137.
Nekrolog auf Siegfried Sudhaus. Jahresber. f. Altertumswiss. 173 B. IV 65—81.
Kritischer Apparat zu Ovids Remedia. Hermes 52, 453—469.
Zur Geschichte des lateinischen Hexameters (Kurze Endsilben *in arsi*). Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 3. Abh. 1—59.
Kürzung durch Tonanschluß im alten Latein, ebenda 9. Abh. 1—32.

1918. Nachträge zur Ausgabe von: Sereni liber medicinalis. Philol. 75, 128—133.
Nekrolog auf W. Meyer. Jahrb. d. bayr. Akad. 20—23.
Lesungen und Deutungen II. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 4. Abh. 1—28.

1919: Lesungen und Deutungen III. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 5. Abh. 1—24.

1920: Studien zu dem römischen Kochbuche von Apicius. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 6. Abh. 1—47.
Apicii librorum X qui dicuntur de re coquinaria quae extant ediderunt C. Giarratano et F. V. Leipzig Teubner.

1921: Noch einmal ĕst und êst. Glotta 11, 221—224.

1922: Die Prosodie der lateinischen Komposita mit *pro-* und *re-*. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 4. Abh. 1—24.

1923: Poetae lat. min. II 2: Ovidi Nux, Consolatio ad Liviam, Priapea. Leipzig Teubner.
Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke-Norden I 8: Römische Metrik.

Ein 1921 gehaltener Akademievortrag „über Jambenkürzung" befindet sich im Druck (Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 1924); V.s letzter Aufsatz über „eine verschollene Inschrift von Trier" wird demnächst erscheinen.

Otto Hirschfeld.

Geb. 16. März 1843, gest. 27. März 1922 [1]).

Von

Ernst Kornemann in Breslau.

Otto Hirschfeld wurde am 16. März 1843 zu Königsberg i./Pr. geboren. Sein Vater war Kaufmann, später Mitbegründer der Königsberger Teekompagnie. Der junge Otto besuchte mit seinem Bruder zuerst die Castellsche Vorschule, darnach das Kneiphöfische Gymnasium der Vaterstadt. Der geistvollste und anregendste Lehrer der Anstalt war wohl Dr. Wichert, ein Onkel des Dichters. Spielend hat der geweckte Knabe das Gymnasium durchlaufen. Mit 16 Jahren bereits bezog er die Universität, zunächst diejenige seiner Heimatprovinz zum Studium der klassischen Philologie und fand in Karl Lehrs und Ludwig Friedländer Lehrer, die, insonderheit der letztere, seiner Forschung die Richtung gewiesen haben und ihm Freunde fürs Leben geworden sind [2]), wie alle großen Menschen, die später mit ihm in Berührung gekommen sind. Außer in Königsberg studierte er in Bonn, wo er als Mitglied der Arminia auch auf der Mensur als scharfer Schläger seinen Mann gestellt hat; Einfluß gewannen hier auf ihn Friedrich Ritschl und Otto Jahn. Wertvolle Freundschaften fürs Leben schloß er auch hier, so mit Johannes Schmidt, Ernst und Konrad Küster. Schließlich kam er auch nach Berlin zu August Boeckh, Moritz Haupt, Johann Gustav Droysen, endlich zu Theodor Mommsen, der seinem wissenschaftlichen Streben das große Ziel auf die lateinische Inschriftenforschung gegeben hat. Damit ist der seither vorzugsweise philologisch gerichtete junge Mann definitiv

---

[1]) Vgl. Ulrich Wilcken, Gedächtnisrede auf Otto Hirschfeld, S.Ber. Berl. Ak. 1922, 29. Juni; Hermann Dessau, Rede, gehalten am 1. Juli 1922 im Institut für Altertumskunde der Universität Berlin (maschinenschriftlich mir zugänglich); Friedrich Münzer, Otto Hirschfeld und Otto Seeck, NJahrbb. für das klass. Altertum 1923; Ernst Kornemann, Klio XIX, 1922, S. 209.

[2]) Man lese das kurze Briefchen am Kopfe von Friedländers Beitrag zur Festschrift für Otto Hirschfeld 1903, S. 8 und Hirschfelds Nachruf für Fr., abgedruckt Kl. Schriften, S. 923.

für die Geschichte gewonnen worden. Zwanzig Jahre alt (1863), veröffentlichte der Frühreife seine Friedländer und Lehrs gewidmete Doktordissertation über den Liebeszauber bei den Griechen und Römern[1]), womit er seine wissenschaftliche Laufbahn begann und seine philologischen Studien abschloß.

Die erste Arbeit auf dem neuen Arbeitsgebiet, die der nun auf die wissenschaftliche Wanderung sich begebende junge Gelehrte in Angriff nahm, bezog sich auf die römischen Priestertümer der Provinz Afrika. Das erhaltene Reisetagebuch beginnt unter dem 4. September 1865 (Berlin) mit dem Vermerk über einen Besuch bei Mommsen[2]) vor der Fahrt nach dem Süden: „Priesterarbeit durchgenommen, riet mir auch Municipalia zu geben, vielleicht als Anhang zu seinen cirtensischen Kolonien“ [3]). Diese Arbeit, damals also schon im Entwurfe fertig, hat ihn dann nach Italien begleitet, ist hier Henzen vorgelegt und von ihm ins Italienische übersetzt worden. Es ist die Erstlingsarbeit[4]) des jungen Althistorikers, gewissermaßen seine historische Doktordissertation. Hier zeigen sich schon alle Vorzüge der Hirschfeldschen Arbeitsweise, auf die wir nachher zu sprechen kommen werden.

Entscheidend für H. wie für die meisten Altertumsforscher war dieser italienische Aufenthalt in den Jahren 1865/6. Die Reise ging über die Schweiz zunächst nach Südfrankreich. Hier betrat der junge Doktor das Land, dem dann zehn Jahre später seine Lebensarbeit gewidmet zu werden begann. Hier sieht er zum erstenmal die Bäume des Südens, die Zypresse und die Olive. Hier fühlt er im Theater von Orange sich zum erstenmal durch die lebendige Erinnerung an die große Römerzeit ergriffen, wie er umgekehrt beim Besuch des Papstpalastes von Avignon merkt, daß er keine Liebe zum Mittelalter hat, sondern ganz dem Altertum gehört. In Rom gerät er in die Hände von Wilhelm Henzen und Wolfgang Helbig, die beide ihn sehr freundlich aufnehmen. Von dem erstgenannten wird er in die Epigraphik, von dem zweiten in die Archäologie und die Topographie von Rom eingeführt.

---

[1]) De incantamentis et devinctionibus amatoriis apud Graecos Romanosque, Königsberg 1863.

[2]) Der erste Eintrag bezüglich Mommsens enthält außerdem die persönliche Notiz: „War recht freundlich, wenn auch mit Mommsenscher Kälte.“

[3]) Die Stadtverfassung Cirtas und der Cirtensischen Kolonien. Hermes I, 1866, S. 47—68 = Ges. Schr. V, S. 470—492.

[4]) I sacerdozi dei municipj Romani nell' Africa, Annali dell' Instituto de corrispondenza archeologica 38, 1866, S. 28—77.

Henzen vor allem verdankt er sehr viel, da dieser ihm den Einblick in die Scheden des Corpus für seine Arbeiten gestattet. Aber nicht nur dadurch, daß er jetzt auf seinem Arbeitsgebiet angekommen ist, das ihm zum Lebensberuf werden sollte, sondern auch durch die Freundschaften, die er im Süden geschlossen hat, ist die römische Zeit grundlegend für sein ferneres Dasein geworden. Treu, Benndorf, Kekulé, v. Hertling, Schöne, Wilmanns, Nissen, Bormann, Studemund, Reifferscheid treten von neuem bzw. zum erstenmal in seinen Gesichtskreis und werden ihm zum Teil Freunde fürs Leben. Namentlich mit Benndorf und Bormann hat ihn seitdem zeit seines Lebens engste Freundschaft verbunden. Mit Nissen spielt er in Rom gar manchen Abend eifrig Schach. Nur langsam faßt er Fuß auf dem historisch so stark belasteten Boden Roms. Von dem heiteren Florenz, das er sehr schnell lieb gewonnen und von dem er sich, nach seinen Aufzeichnungen zu urteilen, nur schwer hatte trennen können, betritt er am 16. Oktober 1865 zum erstenmal die ewige Stadt und kann, von der Fülle der Gesichte überwältigt, nur langsam warm werden, zumal das päpstliche Rom dem Eindringenden doch ganz andere Schwierigkeiten in jeder Beziehung entgegenstellte, wie die moderne Stadt von heute. Einmal notiert er im Tagebuch, daß er ganz müde geworden ist vom vielen Sehen und Umherwandern, und es drängt ihn, den Unermüdlichen, wieder zum systematischen Arbeiten. Aber nach 10 Tagen schon heißt es an derselben Stelle: „Ich fange an, allmählich bewußt mich glücklich zu fühlen.“ Es setzen die Vorarbeiten ein zu seinem großen Lebenswerk über die Verwaltungsgeschichte des römischen Kaiserreiches, dem wohl vor allem die Exzerpte aus Henzens Scheden gelten, die immer wieder im Tagebuch als seine Zeit stark in Anspruch nehmend gemeldet werden. Daneben her gehen die Giri, die Teilnahme an den Adunanzen, italienische Sprachstudien, die Ausflüge und Gespräche mit den Freunden. Wie alle ihn schnell lieb gewonnen haben, geht aus dem Bericht über seine römische Geburtstagsfeier am 16. März 1866 hervor, wo abends große Versammlung der Freunde bei ihm stattfindet, auch Henzen erschienen ist. Unter den Geburtstagsbriefen werden diejenigen von Lehrs und Friedländer besonders hervorgehoben. Man erkennt hier schon einen Zug im Wesen Hirschfelds, der sein ganzes Leben hindurch ihn auszeichnet. Er bedarf der Menschen, der Freunde. Er hat schon damals viel ihnen gegeben, dafür aber auch reichlich empfangen. Er ist mitteilsam, aufgeschlossen, rührig, nur glücklich im großen Kreise, kein Einsamer, kein Abgeschlossener. So hat

er, wie soviele Berufsgenossen, als römischer ragazzo seine glücklichste Zeit verlebt, von der er nach dem Zeugnis der Gattin später noch viel und gern erzählt hat. Sowohl allgemein-menschlich wie wissenschaftlich hat er damals die Grundlagen für sein Leben gelegt.

1867 zurückgekehrt, hat er dann die ersten Studien veröffentlicht, die später in seine „Untersuchungen" übergegangen sind, über das aerarium militare [1]) und über die Getreideverwaltung der römischen Kaiserzeit [2]). Die zweite Arbeit hat er offenbar benutzt, um sich 1869 in Göttingen als Privatdozent für alte Geschichte zu habilitieren. Dem Eintritt in die akademische Laufbahn folgte 1870 die Verlobung und zwei Jahre später (1872) die Verheiratung mit Adelheid Wyneken, die ihm in langer glücklichster Ehe sechs Töchter und zwei Söhne geschenkt hat.

1872 schon bekam er den ersten Ruf als Ordinarius, und zwar an die damals noch ungeteilte Universität in Prag. Damit begann die österreichische Zeit in seinem Leben, an die er mit viel Stolz zurückdenken konnte. Die Prager Jahre sind neben angestrengter Lehrtätigkeit angefüllt mit ausgedehnter Forscherarbeit. Denn Mommsen hatte ihn frühzeitig für das Corpus inscriptionum latinarum gewonnen, und in dieser Eigenschaft ward ihm 1873 die Herausgabe der lateinischen Inschriften Galliens übertragen und damit sein Arbeitsgebiet für lange Zeit abgesteckt. Frisch ging er an die Arbeit des Sammelns, der sogar ein Prager Semester geopfert werden mußte. Den Winter 1874/75 verbringt er in Paris, mit Bibliotheks- und Museumsarbeiten beschäftigt, dann, im Frühjahr 1875, folgt eine erste kurze Reise nach der Provence, „um die dort befindlichen Inschriften und Sammlungen aus eigner Anschauung kennenzulernen" [3]). Gleichzeitig wird seitens des preußischen Staates der Versuch gemacht, ihn in die Heimat zurückzurufen, 1873 wird ihm Kiel, 1875 Halle angeboten. Beide Rufe lehnt er ab. Dafür siedelt er 1876 nach Wien über und steht nun im Mittelpunkt der österreichischen Altertumsforschung. In Wien erscheinen 1877 die „Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte", und damit wird der erste Höhepunkt in seinem Leben erreicht. Der Meister bezeichnete gelegentlich der Wahl Hirschfelds in die Berliner Akademie (1883) dieses Werk als „die bestfundierte, bestgedachte und

---

[1]) Das aerarium militare und die Verwaltung der Heeresgelder in der römischen Kaiserzeit, Jahns Jahrbb. für klass. Philologie 97, 1868, S. 683 bis 697.

[2]) Philologus 29, 1870, S. 1—90 (vgl. Verwaltungsbeamte [2], S. 235 Anm. 1).

[3]) Kl. Schr., S. 920.

bestgeschriebene Monographie, welche in den letzten zehn Jahren auf diesem Gebiet geschrieben ist". Kein Wunder, daß seine wissenschaftliche Geburtsstätte Göttingen ihn 1878 als Ordinarius des Faches zurückhaben wollte; aber auch diesen Ruf, ebenso wie einen solchen nach Straßburg (1884), hat er gleichfalls abgelehnt. Er blieb in Wien, und seine intensive Beschäftigung mit den gallischen und germanischen Inschriften begann ihre Früchte zu tragen, wie die 1877 erschienene Abhandlung über die Verwaltung der Rheingrenze [1]), die kleine Monographie [2]) über Lyon in der Römerzeit (1878) und die 1883/4 erschienenen ausgezeichneten „Gallischen Studien" [3]) beweisen. Das Wohnen auf dem Boden des römischen Imperium in der Wiener Zeit hat H. wie alle Althistoriker höchst wohltätig empfunden. Es wuchsen ihm auch gewissermaßen vom Boden her die Probleme zu. Schon seit der Übersiedlung nach Prag beteiligte er sich aufs energischste an der Erforschung und wissenschaftlichen Fruchtbarmachung des österreichischen Denkmälerbestandes, wie sein vorläufiger Bericht über eine archäologisch-epigraphische Reise in Dacien [4]) und die epigraphische Nachlese zum Corpus inscr. lat. III [5]) beweisen. Er stand somit, solange er in Österreich gewirkt hat, gewissermaßen auf zwei Beinen. Das eine hatte er hinübergesetzt in seine von der Corpus-Leitung ihm zugewiesene gallisch-germanische Domäne, das andere stand fest auf dem Boden seiner neuen Heimat. Die alte Geschichte, damals in erster Linie Epigraphik, und die Archäologie gingen jetzt zum erstenmal durch seine Initiative jenes enge Bündnis ein, das seitdem für beide Disziplinen so fruchtbringend geworden ist. In der Forschung zeigt sich diese so ungemein glückliche Verbindung sehr bald in der Herausgabe der „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich", der Vorläufer der stolzen Jahreshefte des K. K. archäologischen Institutes zu Wien, und, was die Lehrtätigkeit betrifft, in der Schöpfung des Wiener Archäologisch-epigraphischen Seminars gemeinsam mit Alexander Conze, in welchem er seit dieser Zusammenarbeit einen besonders hochgeschätzten Freund sein eigen genannt hat,

---

[1]) Commentationes phil. in honorem Theodori Mommseni. Berlin 1877, S. 433—447 = Kl. Schr., S. 369—386.

[2]) Kl. Schr., S. 133—153.

[3]) I. Sitz.-Ber. der Wien. Akad. philol.-hist. Klasse 103, 1883, S. 271 bis 328 = Kl. Schr., S. 47—95, II. ebda. 107, 1884, S. 221—238, III. ebda. S. 239—257 = Kl. Schr. 96—111.

[4]) Mitt. der K. K. Zentral-Kommission vom Jahr 1873 (Wien 1874), S. 328—333.

[5]) Sitz.-Ber. der Wien. Akad. 1874, S. 363—429.

dann mit Otto Benndorf, der ihm schon seit der Göttinger Dozentenzeit wissenschaftlich und menschlich sehr nahe gestanden hatte. Neben dem Erscheinen der „Untersuchungen“ sind diese Schöpfungen, an denen H. hervorragend beteiligt war, der Ausdruck davon, daß sein Wirken die erste Höhe erklommen hat. Denn nun hatte er eine Stätte sich geschaffen, wo auch der in ihm steckende akademische Lehrer sich auswirken konnte. Im Wiener archäologisch-epigraphischen Seminar, dem Vorbild der bald auch an den übrigen österreichischen Universitäten errichteten Anstalten gleichen Namens, hat H. Schule zu machen begonnen. Aus ihm ist eine ganze Reihe von Gelehrten und Lehrern hervorgegangen, die seine Wissenschaft nicht nur in den deutschen Ländern Österreichs, sondern weit darüber hinaus, in Südosteuropa, ihren Schülern weitergegeben haben. Man versteht es, daß es H. unendlich schwer geworden ist, aus dem gastlichen Österreich und speziell aus dem heiteren Wien, wo er, umgeben von einem Kreise hervorragender, um das Altertum verdienter Männer, so Großes zu leisten imstande gewesen war, zu scheiden. Es mußte sein, als ihn, den 42jährigen, im Jahre 1885 der ehrenvollste Ruf erreichte, den sein Heimatland zu versenden hatte: die Berufung an die Universität Berlin auf den seither von Mommsen, der freiwillig vom Lehramt zurücktrat, innegehabten Lehrstuhl und die Wahl zum ordentl. Mitglied der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften: suo anno consul.

Noch 32 Jahre lang, von 1885—1917, hat er dem preußischen Staat und der Berliner Universität seine wertvollen Dienste geliehen, bis zum Tode Mommsens (1. November 1903) neben dem Altmeister, der ihn, den viel jüngeren Amtsgenossen, frühzeitig seinen „Freund“ genannt hat [1]), dann noch 14 Jahre lang allein, bis ihn das Alter und schweres Leid zwangen, die Entbindung von seinen Amtspflichten zu beantragen. Sowohl den Forscher wie den Lehrer sieht die Berliner Zeit zunächst noch auf der alten Höhe. Der große Inschriftenforscher konnte nun die Frucht in seine Scheuern bringen. Das lateinische Corpus der gallischen und germanischen Inschriften [2]) hat er uns in der Berliner Zeit geschenkt, dazu mehrere Supplementbände zum dritten Bande [3]), die nach den Mommsenschen Bänden

[1]) Vgl. die Widmung vor dem Abriß des Staatsrechtes.

[2]) Vol. XII Inscriptiones Galliae Narbonensis 1888. Vol. XIII Inscriptiones trium Galliarum et duarum Germaniarum 1, fasc. 1, 1899, fasc. 2, 1904, 4, Addenda 1906.

[3]) Vol. III Inscriptiones Asiae, provinciarum Europae graecarum, Illyrici. Suppl. I u. II (1899—1902) zusammen mit Th. Mommsen und A. v. Domaszewski.

zu den wertvollsten des ganzen Corpus gehören[1]). Daneben erschien die zweite Auflage seiner Verwaltungsgeschichte, vollkommen neu durch- und umgearbeitet unter dem Titel „Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diokletian“ (1905), sowie viele Einzeluntersuchungen in den Sitzungsberichten der Berl. Akademie und anderswo, die 1913 von ihm selber in den „Kleinen Schriften“ zusammengefaßt worden sind. Die Produktion im größeren Stil auf diesem zweiten Höhepunkt ist gehemmt worden durch dreierlei, einmal durch die umfangreiche Lehrtätigkeit, die H. auch hier wie in Wien entfaltete, dann durch eine schwere Erkrankung im Winter 1899, die ihn zwang, in der rastlosen Arbeit etwas Einhalt zu tun, endlich seit dem Tode Mommsens durch die Fürsorge für die Sammlung und Herausgabe der Gesammelten Schriften des Meisters. Dieser von großer Selbstverleugnung zeugenden Arbeit hat er viele kostbare Jahre (1904—1910) seines späteren Lebens gewidmet. Was die Lehrtätigkeit betrifft, so hatte H. sich auch vom preußischen Staat als Ersatz für das von ihm in Wien verlassene archäologisch-epigraphische Seminar die Errichtung eines Instituts für Altertumskunde ausbedungen, dessen erster Direktor er mit Ulrich Koehler geworden ist. Hier hat die Hirschfeldsche Schule ihre Fortsetzung erfahren und für die preußischen und darüber hinaus die deutschen Universitäten und Gymnasien die Lehrer der Altertumswissenschaft im Geiste Mommsens erzogen.

So steht H. vom ersten Tage seines Schaffens als Historiker im Schatten Mommsens. Die größte Schöpfung des Meisters, das lateinische Inschriftenwerk, hat ihm die wissenschaftliche Richtung gegeben. Auf diese Weise ist er einer unserer besten Epigraphiker geworden; aber den Weg zur Geschichte, den er immer wieder zu gehen gesucht hat[2]), den hat er, wenn man darunter die Geschichtsschreibung im großen Stile versteht, nicht gefunden. Was Mommsens Genialität und unvergleichliche Arbeitskraft gleichzeitig zu leisten vermocht hat, wissenschaftliche Kärrnerarbeit und große zusammenfassende Darstellung, das war dem Manne zweiten Ranges versagt. So ist er wie sein treuer Freund und Nachfolger auf dem Wiener Lehrstuhl, Eugen Bormann, so recht der Repräsentant der epigraphischen Epoche unserer Wissenschaft, die Mommsen heraufgeführt hat, geworden. Es ist dies ein Durchgangsstadium der Altertumswissenschaft, dem zuliebe die besten Vertreter des Faches aus der

---

[1]) Dies ist auch das Urteil von H. Dessau, Gedächtnisrede, S. 14.

[2]) Vgl. die Antrittsrede vor der Berliner Akademie, Sitz.-Ber. 1885, S. 626.

letzten Gelehrtengeneration sozusagen bei der Bausteinbeschaffung auf der Strecke geblieben sind, ähnlich wie heute bei der zweiten Hilfsdisziplin, der Papyrologie, ein tragisches Schicksal, das diese Opfer der Wissenschaft getroffen hat und noch trifft. Wie in der mittelalterlichen Forschung die Monumentisten, sind in der alten Geschichte die Epigraphiker die Wegebereiter der heutigen Generation, die in eine glücklichere Zeit ihrer Wissenschaft hineingeboren sind, da durch die verfeinerten Methoden der Ausgrabungstätigkeit und durch die mächtig emporblühende Papyruskunde ganz neue Perspektiven für die Altertumswissenschaft sich eröffnen und dabei auf dem Gesamtgebiet dieser Disziplin im großen Stile wirklich geerntet werden kann. Gerade deshalb aber dürfen wir glücklicheren Nachfahren die Männer, die mit der größten Entsagung und bewundernswertem Pflichtgefühl die mühselige Arbeit der inschriftlichen Materialzusammenstellung und kritischen Reinigung vollführt haben, nicht gering achten, sondern müssen uns im Gegenteil immer bewußt bleiben, daß ohne ihre pflichttreue, hingebende Kleinarbeit die heutige Generation nicht zu arbeiten imstande wäre. Wenn wir dies im Auge behalten, müssen wir auch Otto Hirschfelds umfangreicher Arbeit auf dem Gebiete der Inschriftenedition die höchste Anerkennung nicht versagen, zumal, wie gesagt, seine Corpus-Bände zu den besten gehören, die wir besitzen.

An den Inschriften hat sich auch die Methode seiner darstellenden Arbeiten gebildet, wie gleich die Erstlingsarbeiten aus den Jahren 1866—1870 deutlich zeigen. Alle seine Untersuchungen sind Specimina ersten Ranges in der Auswertung der epigraphischen Materialien, die sich sehr wohl neben Mommsens Arbeiten der gleichen Art sehen lassen können. Wie auf den großen Mosaiken, die uns aus dem Altertum erhalten sind, mußten hier durch Zusammentragung kleiner und kleinster monumentaler Überreste aus dem Altertum Gemälde entworfen werden, die trotz der mühseligen Kleinarbeit doch als ein Ganzes erscheinen. Nirgends ist Hirschfelds Methode und Zielsetzung bei seiner wissenschaftlichen Arbeit von ihm selber so scharf charakterisiert worden wie im Schlußwort des ersten Abschnittes der Gallischen Studien [1]): „Gleichwie der Naturforscher mit Hilfe des Mikroskops die kleinsten, dem unbewaffneten Auge nicht erfaßbaren Organismen zu ergründen sich bestrebt, um aus ihrer Erkenntnis die sichtbaren Erscheinungen der Natur und ihre Gesetze zu erschließen, so wird auch der Historiker, der nicht

---

[1]) Kl. Schr. 87, schon zitiert bei Wilcken, Gedächtnisrede, S. 3 f.

daran ein Genüge findet, die Berichte seiner antiken Vorgänger über Krieg und große Staatsaktionen in moderne Form zu kleiden, aus der Betrachtung der unscheinbaren, aber unmittelbaren Zeugnisse der Vergangenheit den Weg zu den verborgenen Schachten zu finden suchen, in denen sich der ernsten Forschung ein, wenn auch nicht unversehrtes, so doch echtes und ungetrübtes Bild der antiken Welt erschließt. Eine Geschichte des römischen Kaiserreichs hat in erster Linie die Romanisierung der antiken Welt in allen ihren mannigfachen Abstufungen und Verschiedenheiten zu verfolgen, den Spuren nationaler Sitte sorgsam nachzugehen und die Widerstandskraft derselben gegenüber dem Eindringen fremder Bräuche und Institutionen zu prüfen." Zu der hier geschilderten Art von Arbeit war er so besonders geeignet, weil in ihm Philologie und Geschichtswissenschaft einen besonders engen Bund eingegangen waren. Ob er Texte interpretierte oder Inschriften edierte, stets bemerkte man den gutgeschulten klassischen Philologen, dessen ausgezeichnete kritische Sonde und feines Sprachgefühl stets ein Eindringen in die Tiefen der Probleme ermöglichten. Und dieser von der Philologie ausgegangene Althistoriker trat nun während der österreichischen Epoche, die so ungemein wichtig ist für seinen ganzen Werdegang, in enge Beziehungen zu der damals mächtig aufstrebenden Wissenschaft vom Spaten, ohne die heute kein Mann der Altertumswissenschaft mehr arbeiten kann. Die Betrachtung der Inschrift, nicht losgelöst von dem Monument, sondern im Verhältnis zu dem zugehörigen Denkmal und dem Bildwerk, wie sie in Österreich zuerst geübt und in den Tituli Asiae Minoris dann später für die Epigraphik fruchtbar gemacht worden ist, hat Hirschfeld unter den reichsdeutschen Epigraphikern zuerst praktisch betätigt. Von hier aus nun ist H. bei seiner offenbar mehr auf die Darstellung der Institutionen als der Menschen eingestellten Begabung der Mann geworden, welcher der in den Händen der Philologen erstarrten antiquarischen Forschung neues Leben eingehaucht hat. Das einzige große Buch darstellender Art, das er geschrieben, das Buch von der römischen Verwaltung, ist in gleicher Weise gewachsen, wie das lateinische Inschriften-Corpus emporwuchs. Es ward in der entscheidenden 2. Auflage erst fertig, als im Corpus ein gewisser Abschluß erreicht war. An ihm muß H. als Forscher analysiert werden. Die alte philologisch-antiquarische Systematik hatte Mommsen in der Lehre vom römischen Staat durch eine juristisch-antiquarische Methode ersetzt. Hirschfeld konnte und wollte auch eine Institution wie jedes Gebilde der Ge-

schichte nur historisch-genetisch erfassen, so daß Wilcken[1]) den Gegensatz Mommsen-Hirschfeld ganz richtig in die Worte faßt: „Während Mommsen ein juristisches System gibt, unter ausdrücklicher Ablehnung der rein historischen Probleme, bietet Hirschfeld eine historische Untersuchung über einen wichtigen Ausschnitt der kaiserlichen Regierung.“ Mommsens juristische, auf eine auch dem Historiker so ungemein notwendige scharfe Begriffsbildung ausgehende, sowie Hirschfelds historische Betrachtungsweise ergänzen einander so aufs glücklichste, was vor allem im letzten Abschnitt des Werkes[2]) zutage tritt[3]), und haben die alte, seit Jahrhunderten in der Philologie gepflegte Antiquitätenforschung mit ihren aus den verschiedensten Zeiten kritiklos gemachten Materialzusammenstellungen ein für allemal aus der Welt geschafft. Wenn heute das Wort gilt, das Rostowzew[4]) gegenüber einem Rückfall in das alte System einmal so treffend geprägt hat: „Lieber historisch irren, als antiquarisch verflachen“, so verdanken wir dies in erster Linie dem Wirken Otto Hirschfelds.

Doch höher als der Forscher steht der Lehrer, der in H. steckt. Wie in der Forschung seine Stärke mehr auf dem kritisch-analytischen als auf dem synthetischen Gebiet lag, so auf dem Lehrgebiet nicht in dem Hörsaal, sondern im Seminar. Was sein Seminar so unbedingt anregend und bildend für den Studierenden machte, war die Gewöhnung an die Treue im Kleinen, sei es auf philologischem, sei es auf historischem Gebiete, bei gleichzeitiger Einstellung auf die großen Probleme, die aus dem behandelten Einzelfall sich entwickeln ließen. Es wurde dem Referenten nichts geschenkt, aber dafür auch der, welcher hart Holz gebohrt hatte, reichlich belohnt. H. hatte einen scharfen Blick für ernstes Streben und für das Erwachen wissenschaftlichen Geistes in seinen Schülern, die ihm nahe standen. Unvergeßlich ist es mir, als er mich gleich nach dem ersten im Seminar erstatteten Referat im Direktorzimmer, wohin er mich nach der Sitzung rief, über meinen seitherigen Bil-

---

1) Gedächtnisrede, S. 4.

2) „Rückblick.“ 2. Aufl., S. 466 ff.

3) Die Geschichte der Kaiserzeit kann ohne Berücksichtigung der hier niedergelegten feinen Bemerkungen über den augusteischen Prinzipat und seine Abwandlungen in der Folgezeit nicht geschrieben werden. Allerdings hat Hirschfeld noch nicht die Unhaltbarkeit von Mommsens Dyarchie-Theorie durchschaut, wie das neuerdings H. Dessau (Gesch. der Röm. Kaiserzeit I, 1924, S. 39 u. 40) u. V. Ehrenberg (Klio XIX, 1924, S. 207) erkannt haben.

4) GGA 1909, S. 642.

dungs- und Studiengang Bericht erstatten ließ und als Schüler Herman Schillers mich sofort an Mommsen empfahl. Die ersten Jahre der Hirschfeldschen Wirksamkeit in Berlin an der Seite und in engster Forschungs- und Lehrgemeinschaft mit Mommsen sind überhaupt die fruchtbarsten und segensreichsten seines Lebens geworden. Zwölf auserlesene Hirschfeld-Schüler durften damals Semester für Semester draußen in dem stillen Gelehrtenheim des Altmeisters in der Marchstraße zu Charlottenburg die höheren Weihen empfangen. Nur so erklärt es sich, daß aus einer Studentengeneration der damaligen Zeit drei heute an deutschen Universitäten wirkende Ordinarien des Faches hervorgegangen sind, die dankbar des großen Glückes gedenken, das am Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre an der Berliner Universität in diesem Zusammenwirken der beiden großen Forscher und Lehrer dem werdenden Althistoriker sich erschloß. Damals trafen sich auch Männer aus anderen Wissenschaften und aus dem Ausland in Hirschfelds Seminar, die hier vor allem in die Epigraphik eingeführt sein wollten: so habe ich hier mit Otto Gradenwitz und Franz Cumont zusammengesessen und Inschriften lesen und interpretieren gelernt. Da Mommsen bei der Überfülle von Arbeit, die auf ihm als Forscher lastete, bekanntermaßen nicht Zeit genug für die Lehrtätigkeit gehabt, diese vielmehr bei ihm immer in zweiter Linie gestanden hat, ist es ein großes Glück zu nennen, daß sein erster Nachfolger auch in Berlin wirklich Schule zu machen verstanden hat.

Hinter dem Forscher und Gelehrten stand endlich ein Mensch von seltener Reinheit des Charakters, der wie in seiner Wissenschaft so auch im Leben von unbedingter Zuverlässigkeit und Pflichttreue war. Im Berufe ungewöhnlich schnell emporgestiegen, ist er niemals auch auf höchster Höhe der Hybris verfallen oder der Eitelkeit erlegen. Er blieb, was er von Anfang an gewesen war, immer sachlich, dabei schlicht und einfach und denen, die ernst mit ihm zu denselben Zielen hinstrebten, aufs treueste ergeben. Vielen seiner Schüler ist er durchs Leben hin ein treuer Freund geworden, offenbar in dankbarer Erinnerung daran, was ihm selber die Freundschaft des größten Fachgenossen bedeutet hatte. Ein Briefwechsel mit Hunderten von Männern der Wissenschaft, den er liebevoll aufbewahrt hat, legt heute noch Zeugnis ab von diesem liebenswürdigen Menschen, der das Bedürfnis hatte, mit vielen Gleichgesinnten und Gleichstrebenden weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in engster geistiger und seelischer Gemeinschaft zu leben, außer mit Männern der deutschen Gelehrtenwelt, wo der vollkommen erhaltene Briefwechsel mit

Mommsen einst einen wichtigen Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts und zur Vervollständigung des Mommsenschen Lebensbildes liefern wird, vor allem mit den Forschern aus seinen beiden wissenschaftlichen Hauptdomänen, Südosteuropa und Frankreich. Ergreifend gerade heute wirkt es, wenn man die Freundschaftsbezeugungen französischer Männer für H. liest, an der Spitze eines Auguste Allmer, dem er selbst seinerseits einen so warmen Nachruf gewidmet hat[1]). Zwei Eigenschaften Hirschfelds waren es, die ihn auch auf dem heißen Boden Frankreichs unmittelbar nach 1870/1 so schnell Fuß fassen ließen, seine angeborene persönliche Liebenswürdigkeit, verbunden mit der festen Beherrschung der gesellschaftlichen Formen, und seine strenge wissenschaftliche Sachlichkeit. Diese beiden Eigenschaften sind es auch gewesen, die ihm die Herzen seiner Schüler im Fluge erobert haben. Von der Liebe und Verehrung aller derer, die ihn umgaben, zeugt die Festschrift zu seinem 60. Geburtstag (16. März 1903). Und noch einmal durfte er alles, was er sich geschaffen hatte und was ihm geworden war durch die Güte des Schicksals, genießen, als er zum 70. Geburtstag nach dem geliebten Rom — begleitet von seiner Gattin und seinen nun erwachsenen Zwillingssöhnen — gepilgert war. Dann haben die furchtbaren Kriegsjahre auch über dieses an Sonnenschein so reiche Berufs- und Familienleben schwarze Schatten gelagert. Die nachgeborenen Zwillingssöhne, sein ganzer Stolz, die unterdessen zu tüchtigen Männern, der eine sogar zum Historiker, herangereift waren, sind beide ihm im harten Kampfe fürs Vaterland entrissen worden. Darauf hat die schwere Krankheit, die sich früh schon einmal gemeldet hatte, auf den in seinem Innersten tief erschütterten Vater mit immer größerer Heftigkeit gelegt. Hermann Dessau hat ihm in diesen letzten Lebensjahren, die die Leiden unserer Nachkriegszeit immer trauriger gestalteten, treu zur Seite gestanden und hat in seiner Berliner Gedächtnisrede das schwere Ende dieses sonnenumglänzten Lebens in ergreifender Weise geschildert: „Er hat nicht viel geklagt, nicht laut geklagt. Aber die Dämmerung kam über ihn. Wohl zum letztenmal zeigte er sich einem größeren Kreise, zum letztenmal bestieg er den Katheder am 30. November 1917 am 100. Geburtstag Theodor Mommsens. Die Hand versagte ihm beim Schreiben, das Auge beim Lesen. Dankbar war er jedem Besuch, der ihn über die

[1]) Zuerst erschienen in diesem Jahresbericht 1900, S. 71—74, wieder abgedruckt Kl. Schriften, S. 919 ff.

Fortschritte der Wissenschaft unterhielt. Und so entschlief er am 27. März 1922 in seinem Arbeitszimmer im Angesicht seiner Bücher an derselben Stelle, an der er so oft den Schüler belehrt, zu sich herangezogen, in jedem Sinne des Wortes zu sich herangezogen, sich zur Seite genötigt hat, wo er Hilfesuchenden Rat gespendet hatte."

Selten sind in einem deutschen Gelehrten der Mensch, der Lehrer und der Forscher so gleichmäßig zur Entwicklung gekommen wie in H. Daraus erklären sich auch seine großen Erfolge, vor allem im Lehramt. Sein Schicksal war es, daß er die beste Zeit seines Lebens einem Größeren, der kälter und härter war als er, hat dienen müssen und daß er dadurch zur vollen Entfaltung aus sich selbst heraus nicht hat kommen können. Das hat große Entsagung von ihm verlangt, aber auch manchen Lohn ihm gebracht. Denn Mommsens und der von diesem Heros der deutschen Altertumswissenschaft geleisteten Lebensarbeit wird wohl niemals gedacht werden können, ohne daß dabei der Name seines bedeutendsten Helfers und Mitarbeiters Otto Hirschfeld genannt wird. Aber nicht darauf, daß er auf Mommsens Wunsch in unübertroffener Weise Inschriften ediert, und daß er des Meisters Forschung nach der historischen Seite in der Lehre vom römischen Staate in wesentlichen Punkten ergänzt hat, ruht sein Hauptverdienst, sondern darauf, daß er sich der mühseligen Arbeit unterzogen hat, den durch Mommsen auf dem Gebiet der alten Geschichte erzielten Fortschritt, was Ergebnisse und Methode betrifft, Semester für Semester, erst in Österreich, dann in Deutschland, wissensdurstigen Schülern zu übermitteln. Die Mommsen-Schule in der Altertumskunde Deutschlands ist das Werk Otto Hirschfelds, der ebenso wie der Wissenschaft so auch seinen Studierenden stets das Beste zu geben bemüht war und daher nicht nur in toten Buchstaben, sondern vor allem in den Herzen dankbarer Schüler und Freunde fortlebt.

Otto Plasberg.

Geb. 24. Oktober 1869, gest. 6. April 1924.

Von

Rudolf Helm in Rostock[1]).

Wenn das Goethesche Wort wahr wäre und die Persönlichkeit allein das höchste Glück der Erdenkinder ausmachte, so müßte Otto Plasberg der glücklichste aller Menschen gewesen sein; denn von früher Jugend an war er eine in sich geschlossene Persönlichkeit wie wenige. Wer den Jüngling genauer gekannt mit seiner Bedachtsamkeit und Sorgsamkeit, die ihn in allen Fragen des Lebens ebenso wie schon in seinen ersten wissenschaftlichen Arbeiten beherrschte, mit seiner stillen Zurückhaltung und doch mit einer starken inneren Sicherheit, mit seinen unerschütterlichen moralischen Grundsätzen und seinem hohen Idealismus, konnte in dem gereiften Manne nur dieselben Züge wiederfinden, und die Persönlichkeit prägte sich schon in der würdevollen, festen, etwas altfränkischen Schrift aus, die, wie sie dem Studenten bereits eigen war, so bis in die letzten Jahre unverändert und sich gleich geblieben ist.

Geboren am 24. Oktober 1869 in Sobernheim, wo sein Vater Rektor des Progymnasiums war, hat Plasberg früh unter der Schwere des Lebens zu leiden gehabt. Seine Mutter starb infolge seiner Geburt, so daß ihm niemals ihr frohes Auge gelacht, ihn niemals ihre gütige Hand geleitet hat. Das war bis zu einem gewissen Grade bestimmend für sein Wesen. Er wuchs auf in der Obhut des Vaters, der wohl seine ganze Liebe und seinen ganzen Stolz auf ihn übertrug, aber, selbst offenbar stark auf das Pädagogische eingestellt, die Weichheit und das Sonnige des Mutterherzens dem Knaben nicht ersetzen konnte. Sein Augenmerk war vor allem auf die geistige Ausbildung gerichtet, und frühzeitig hatte er ihn im Lateinischen und Griechischen unterrichtet, seine späteren Mitschüler am Gymnasium in Kreuznach, die staunend vor seinem Wissen standen, behaupteten, schon vom dritten und fünften Jahre ab. Sonst äußerte

---

[1]) Für mannigfache Auskunft über die letzten Jahre bin ich Frau Prof. Plasberg zu großem Danke verpflichtet.

sich des Vaters Fürsorge in einer gar zu großen Ängstlichkeit um den einzigen Sohn, den er hatte. Allerdings muß dieser nach dem Bericht eines Mitschülers (E. Wendling, Öffentl. Anzeiger für den Kreis Kreuznach, Jahrg. 77 Nr. 95) in seiner Kindheit nur schwächlich gewesen sein, so daß es verständlich war, wenn er besonders gehütet wurde. Aber auch darüber hinaus lag dem Schulmann jener Tage, der hauptsächlich Humanist war, Sport und körperliche Übung fern. Turnen, Spielen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen blieben deshalb dem heranwachsenden Knaben fremd und haben auch später in seinem Leben niemals eine Rolle gespielt, so daß man ihm bei besonderen Anlässen leicht eine gewisse Ungeschicklichkeit oder Schwerfälligkeit anmerken konnte, die erst das militärische Dienstjahr beseitigt hat. Nur für Wanderungen hat er immer Sinn gehabt, bei denen neben der Ausarbeitung des Körpers das Gemüt zu seinem Rechte kam. So war er während seines Aufenthaltes in Berlin einer der regelmäßigsten Teilnehmer einer Vereinigung, die sich zu sonntäglichen Ausflügen zusammenfand, und manchen Gang in den Grunewald und die übrige Umgegend Berlins hat er mit dem Verfasser dieser Zeilen gemacht. Die größte Freude aber war's ihm, als er nach bestandenem Doktorexamen dem Freunde, der sich in gleicher Lage befand, seine Heimat und den schönen Rhein zeigen und mit ihm durch die Täler ziehen konnte. Da ging ihm das Herz auf, und so wenig er für die Einzelheiten der Natur Interesse hatte, die ästhetische Freude an ihrer Schönheit erfüllte ihn; ja, wenn es galt, die Gabe der Rebenhügel zu proben, dann konnte auch der sonst auf ihm liegende Ernst völlig zurücktreten. Beim Wandern nahm er es durchaus mit jedem auf, und von irgendeiner Schwäche war in späteren Jahren nichts mehr bei dem breitschultrigen Manne zu merken. Seine eiserne Willenskraft hat ihm ja auch ermöglicht, nach beendeten Studien mit Erfolg sein Jahr abzudienen und als einziger in der Kompagnie zum Unteroffizier aufzurücken; und an Arbeitskraft konnten nur wenige mit ihm wetteifern; Erholung gönnte er sich nie, bis spät in die Nacht saß er am Schreibtisch, und bis in seine letzten Jahre war die Zeit des Schlafes bei ihm auf ein Minimum beschränkt.

Die einzige Muße, die er sich gestattete, galt im Grunde seiner musikalischen Neigung. Schon seine Mitschüler wußten zu erzählen, daß er außer dem geliebten Klavierspiel, das er auch nur des Sonntags zu Hause pflegte, jede Ablenkung mied. Die Musik aber war ihm auch wirklich eine Freundin im Dasein, und ein besonderes Glück für ihn war es, daß er eine gleich musikalische Lebens-

gefährtin fand, die er beim Gesange begleiten konnte. Ergreifend war es für die Familie, als der nach der Straßburger Flüchtlingszeit lange entbehrte Flügel endlich in Hamburg ankam und nun das Oberhaupt den Deckel aufschlug und einen Choral spielte; so löste sich ihm jedes Empfinden in Töne auf. Wenn er als Student den Freund dazu anregte, mit ihm Beethovens neunte Symphonie oder Wagners Lohengrin zu hören, ein Genuß, der durch fünfstündiges Ausharren auf dem Stehplatz immerhin schwer erkämpft wurde, so war ihm das dieselbe Freude wie bei der Wanderung den Rhein aufwärts von Bonn.

So war seine Seele durchaus dem Frohsinn nicht unzugänglich, wie er auch einen gewissen Humor sein eigen nannte, allerdings keinen ganz ungekünstelten, sondern einen bewußten und durch eine Art Gelehrsamkeit gestützten. Als Schüler stellte er den Konflikt eines andern mit einem Lehrer in Thukydideischem Griechisch, auch in epischen Versen dar, dem Freunde verfaßte er später die Hochzeitszeitung. Aber im Grunde war sein Wesen doch ernst, in der Jugend weit über seine Jahre; in späterer Zeit wurde diese leicht in Pessimismus und Melancholie ausartende trübe Grundstimmung seiner Jünglingsjahre durch den Sonnenschein, der von seiner Ehe ausging, gemildert und erhellt; der Besitz ruhigen Friedens und das Gefühl stiller Geborgenheit gab ihm sogar eine gewisse Heiterkeit, die erst durch die unglücklichen Erlebnisse des Jahres 1918 nach dem Zeugnis seiner Frau rein fortgeweht war. Aber veranlaßt war die Neigung zu geistiger Depression wohl etwas durch seine Kopfform; sein mächtiges Haupt mit einer stark und gerade hervortretenden Stirn fiel schon seinen Mitschülern auf, von denen er einmal angedichtet wurde mit scherzhafter Beziehung auf seinen Namen: Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem plastisch gewölbeten Gipfel. Als er beim Militär eintrat, fand sich bei seiner Einkleidung zunächst durchaus kein Helm, der seiner Kopfweite von 63,5 cm genügt hätte, und bei einer Besichtigung machte ein Vorgesetzter, staunend über die Größe des Kopfes, den der Helm nur notdürftig bedeckte, die scherzhafte Bemerkung: 'Einjähriger, wenn das alles voll ist, dann gratulier' ich Ihnen zu Ihrer Zukunft'. Bei der Sektion ergab sich nach seinem Tode ein abnorm großes Gehirn. Die Erziehung in dem einsamen, mutterlosen Hause und das Vorbild des Vaters kamen hinzu, um ihm schon früh das Gepräge zu geben, das er sein ganzes Leben gezeigt hat; denn auch er hatte des 'Lebens ernstes Führen' als Erbteil des Vaters. Entschlüsse wurden ihm schwer; mit einer gewissen Pedanterie erwog er das

Pro und das Kontra und führte gleichsam Buch darüber. Gewissenhaft bis zum äußersten in den Verpflichtungen des Lebens und in seiner Arbeit, ließ er den frohen Wagemut oder gar den holden Leichtsinn völlig vermissen. Es wäre unmöglich gewesen, daß er je einen Geburtstag eines ihm nahe Stehenden vergessen hätte. Alle eingehenden und abgehenden Briefe und Karten zählte er ordnungsmäßig wie fürs Archiv, und dem Freunde wurde nach dem Tode des einstigen Empfängers die Korrespondenz seiner Jugend zurückgegeben, die sogar von dem Fliehenden aus Straßburg gerettet war.

Seine Gewissenhaftigkeit verstärkte noch den Ernst und die Schwermut, die ihn zu Zeiten bis zum Verzagen und zum Verzweifeln an seinen eigenen Fähigkeiten geführt haben, so daß er aufs tiefste litt, weil er sich selber nicht genug tun konnte; da half auch des Freundes tröstender und antreibender Zuspruch nur wenig. Er hat zeit seines Lebens die strengsten Ansprüche an sich selber gestellt, und alles wurde von ihm unter dem Gesichtswinkel der Pflicht betrachtet; so glänzte er, obwohl ausgesprochener Humanist, auf der Schule auch in andern Fächern, im Deutschen, ja selbst in der Mathematik, die ihm sonst gar nicht lag. Daß er dabei kein Streber war, haben seine Mitschüler anerkannt, die sich vor seiner Person willig beugten, und das hat sein ganzes Leben bewiesen. Im Gegenteil, eine manchmal geradezu mimosenhaft feinfühlige Natur, vermied er alles, was auch nur entfernt nach Strebertum aussehen konnte, vermied es auch, Bekanntschaften zu machen oder Persönlichkeiten aufzusuchen, die ihm hätten förderlich sein können; er wollte seinen Weg allein gehen. Allein, aber nicht ohne Freunde; denn auch er war ein ‘Mensch mit seinem Widerspruch’, und eine seltsame Weichheit und eine starke Sentimentalität bezeichneten sein Freundschaftsgefühl, vor allem in der Jugend, bis ihn die eigene Ehe und die Geburt seiner Söhne mehr auf den Boden der Wirklichkeit stellten. Die Fähigkeit, für andere sich aufzuopfern, behielt er auch dann noch in hervorragendem Maße; keine Hilfeleistung, etwa durch Übernahme einer Korrektur, lehnte er je ab, mochte sie ihn noch so sehr in eigener Arbeit stören, und das Urteil gegenüber den Leistungen manches seiner Berliner Bekannten und Freunde blieb eigentlich immer durch die persönlichen Beziehungen beeinflußt.

Im März 1885 verließ Otto Plasberg das Progymnasium, das unter des Vaters Leitung stand, und damit das Vaterhaus, um die Prima des Gymnasiums in Kreuznach zu besuchen. Von da ab

war er auf sich selber angewiesen, die Vereinsamung, zu der ihn das Schicksal verurteilt, da es ihm Mutter und Geschwister vorenthielt, nahm noch zu, und der ihm eigene Zug von Geschlossenheit und Selbständigkeit, den sein Wesen schon früh verriet, mußte sich allmählich bei ihm herausbilden. Seine überragende Bedeutung verschaffte ihm in seiner Klasse bald die unbestrittene Führung; mit E. Wendling hat ihn auch später noch freundschaftliches Empfinden verbunden, zumal die auf die klassische Philologie gerichteten Interessen die gleichen waren, und Wendlings Dissertation De peplo Aristotelico 1891 war für ihn selber ein Ansporn, zum Abschluß seiner Studien zu kommen. Unter seinen Lehrern hat besonders Prof. O. Kohl einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt, dem er auch später stets aufrichtige Verehrung und Dankbarkeit gezollt hat. Im März 1887 wurde er aus dem Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Das Urteil im Lateinischen steht dem in allen andern Fächern weit voran; beide Prüfungsarbeiten waren sehr gut, und es wird dem Abiturienten bescheinigt, daß er 'sehr sichere Kenntnisse in der Grammatik und gewandte Fertigkeit im lateinischen Ausdruck besitzt'; aber es ist überhaupt kein Prädikat unter 'Gut', und auch in der Mathematik hat sich der Abgehende 'gute Kenntnisse erworben'.

Damit begann die fröhliche Studentenzeit; denn fröhlich war sie im schönsten Sinne des Wortes selbst für eine so ernste Natur wie Otto Plasberg. Schon der neue Einblick in die wissenschaftliche Arbeit, der sich vor ihm auftat, mußte dem Strebenden ein ungekanntes Glück bedeuten. Dazu kam, daß er seine Schritte zuerst dem von Romantik umwobenen Heidelberg zuwandte. Allerdings dem eigentlichen Studentenleben hat er stets fern gestanden; den wunderbaren Reiz des Ortes hat auch er verspürt. Zwei Semester hat er dort zugebracht. Neben Kuno Fischer hörte er vor allem Osthoff, Erwin Rohde, Zangemeister und machte bei Brandt philologische und sprachliche Übungen mit; überall wurde ihm der vorzügliche Fleiß und die rege Teilnahme bescheinigt. Die Neigung zum Sprachlichen überwog von Anfang an. Das Sommersemester wanderte der junge Student an die rheinische Universität Bonn, damals die Hochburg klassischer Philologie, an der als unbestrittene Meister Bücheler und Usener wirkten. Er hörte beide, daneben auch theologische Vorlesungen, wie er wohl ursprünglich beabsichtigt, Religion als Nebenfach für die Schule zu verwerten; das besondere theologische Interesse verrät schon das Abiturientenzeugnis mit 'Sehr gut' in der Religion und im Hebräischen. Als ein

Wunder muß es erscheinen, daß besonders Bücheler ihn nicht für immer gefesselt hat. Er hatte wohl, als er im Wintersemester 1888 sich in Berlin immatrikulieren ließ, daran gedacht, nach einiger Zeit ins Rheinland zurückzukehren. Dann wirkten persönliche Beziehungen dazu, daß er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt verlängerte. In dem philologischen Seminar fand er nicht nur einen angeregten Kreis Gleichstrebender, die auch außerhalb der offiziellen Übungen ein Abend in der Woche regelmäßig zu gemeinsamer Lektüre vereinigte; er fand dort den Freund, mit dem er gar manches Mal auf Wanderungen, beim Glase Bier oder daheim Zukunftsträumen nachhing, Lebensprobleme erwog und die bedeutsamsten Pläne schmiedete; er fand dort in der Familie von A. Döring, der nach der Befreiung vom Amte des Gymnasialdirektors in Groß-Lichterfelde seiner wissenschaftlichen Arbeit lebte und als Dozent an der Universität Berlin wirkte, die Herzensgefährtin, der er zunächst in stiller Liebe huldigte und die dann nach manchen Schicksalswirren doch noch die Seine werden sollte; er fand schließlich in Johannes Vahlen den Lehrer, dessen Eigenart seiner Veranlagung am meisten entsprach und an den er sich mehr und mehr innerlich gebunden fühlte. Dazu starb sein Vater in jener Zeit, und für den Einsamen war damit der Zug zur Heimat wesentlich verringert. Unter den Vorlesungen, die er in jenen Semestern hörte, standen die bei Vahlen, Kirchhoff, Diels, Joh. Schmidt obenan; daneben liest man in seinem Abgangszeugnis Zeller, Paulsen, Curtius, Harnack u. a.; auch das Theologische spielte wie in Bonn noch eine, wenn auch bescheidene, Rolle. An Übungen machte er die bei Vahlen, auch zwei Semester die bei Hübner mit, im übrigen wurde er Mitglied des Seminars, dem er einige Zeit als Senior vorstand; und hier war es, wo vor allem Vahlen seine feine Interpretationskunst, seine überlegene Kritik, seine wunderbare Sprachbeobachtung in der lebendigsten, oft geradezu sprühendsten Weise zum Ausdruck brachte. Die damals noch vorhandenen lateinischen Disputierübungen, in denen die Mitglieder des Seminars selbstgewählte Thesen textkritischer Art gegen einen Angreifer zu verteidigen hatten, waren uns ein steter Genuß, und oft vereinte uns — der dritte im Bunde war Robert Fuchs, der Übersetzer und Erforscher der griechischen Mediziner — nachher ein gemütliches Beisammensein, um die gewonnenen Eindrücke auszutauschen. Als Seminarmitglied erhielt Plasberg auch das Boeckhstipendium, wofür er entsprechend den Bestimmungen gewissenhaft im Jahre 1904 einen Betrag zurückerstattete.

Verkehr hatte er außerhalb des sich von selber ergebenden Kreises keinen. Dafür nutzte er aus, was ihm Berlin an musikalischen Darbietungen gewährte, allerdings niemals im Übermaß, sondern immer durch eine gewisse, weniger erzwungene als angeborene Sparsamkeit geleitet; denn das kleine Vermögen, das ihm der Vater hinterlassen, erlaubte ihm vollauf, bis er selber eine Stellung erworben, sorglos in die Zukunft zu sehen, und hielt ihn frei von jeder Verpflichtung, seinem Studium irgendwelche Zeit für den eigenen Gelderwerb zu entziehen. Eine besondere Anregung bot ihm gleich zu Beginn seines Berliner Aufenthalts die Beziehung zu Wilhelm Studemund, mit dem der Vater befreundet war und der damals zum Zweck einer Operation in Berlin weilte. Während er sich auf dem Krankenlager befand, führte der junge Student für ihn die Privatkorrespondenz; aber außerdem entspannen sich wertvolle Gespräche, dem Philologiebeflissenen die weiteren Wege zu ebnen und ihm eine Anleitung zu eigener Arbeit zu geben. Zwar das damals als Stoff einer Dissertation empfohlene Thema: 'Bildung und Gebrauch des Optativs im älteren Griechisch' blieb unbearbeitet, aber der persönliche Umgang mit dem gerade auch auf sprachlichem Gebiet besonders tätigen Gelehrten war ein Gewinn für den Anfänger, wie er selber in seiner Vita bekannt hat. Interessant ist das Urteil, das Studemund damals dem Vater gegenüber, durch den er vielleicht irgendwie veranlaßt war, über den Sohn fällte; in einem Briefe von ihm stehen die Worte: 'Ihr Herr Sohn hat einen vorzüglichen, zuverlässigen Charakter, arbeitet stetig und ruhig, ist bei den wissenschaftlichen Studien vorsichtig im Schließen und doch entschieden mit ungewöhnlichem Talent und großer Beweglichkeit der Phantasie auf dem Gebiete der vergleichenden und historischen Grammatik ausgestattet'. Damit sind die Schranken der Begabung Plasbergs richtig gekennzeichnet.

Aus den Seminararbeiten gestaltete sich allmählich die Dissertation, zu der er das Thema sich selbst gewählt hatte; Vahlen stellte weder zu Seminar- noch zu Doktorarbeiten jemals die Aufgabe und überließ es dem Studierenden, sich durch den Gang seiner eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit auf ein Problem führen zu lassen, das ihn zur Behandlung lockte. Die Dissertation De M. Tullii Ciceronis Hortensio dialogo hat in der philologischen Welt gar bald einen Ruf erlangt, da kein Geringerer als Hermann Usener sich dazu verstand, ihr in den Gött. Gel. Anzeigen (1892 Nr. 10, S. 377) eine eingehende Besprechung zu widmen. Darin bringt er eine Anzahl von Ausstellungen vor, erkennt aber an, daß in dieser

Erstlingsschrift 'die Reste des Ciceronischen Hortensius nicht nur vollständiger als bisher gesammelt, sondern auch, was wir bisher vermißten, nach Kräften und in Zusammenhang gesetzt werden. Auch wer sich eingehender mit diesen anziehenden und fesselnden Fragmenten beschäftigt hat, wird sich im Verständnis derselben durch diese tüchtige Leistung mannigfach gefördert fühlen und dem jugendlichen Verfasser Dank wissen. In der sorgfältigen Beobachtung des Sprachgebrauchs, in der Achtung vor der Überlieferung, in der Beherrschung der übrigen philosophischen Schriften Ciceros zeigt sich die Schule J. Vahlens und A. Kirchhoffs, denen die Schrift gewidmet ist'. Zum Schluß wird dann noch die Sauberkeit sowohl des lateinischen Ausdrucks als des Druckes betont. Und in der Tat hat der Verfasser hier die seit früher Jugend geübte lateinische Denk- und Ausdrucksweise zum erstenmal offenbart. Die Sorgfalt bei der Überwachung des Druckes entsprach nur seiner ständigen Gewissenhaftigkeit, und er hat in dieser Hinsicht nahezu die Akribie Vahlens und Büchelers erreicht. Wie peinlich er jede Unregelmäßigkeit im Drucke empfand, davon zeugt ja, daß z. B. in seiner kleinen Ausgabe der Academica unter den Corrigenda selbst bemerkt ist, daß die Bezeichnung der Zeilenzahlen auf S. 1 um ein weniges nach unten gerückt ist.

Dem Abschluß der Arbeit folgte die Prüfung am 14. Januar 1892, bei welcher dem Examinanden das Prädikat magna cum laude erteilt wurde, und am 15. März die öffentliche Promotion nach erfolgter lateinischer Disputation über drei der sententiae controversae, welche der Dissertation beigegeben waren. Der damalige Dekan Hermann Diels hatte es nicht leicht gegenüber der bei den feierlichen Promotionsakten dieses Jahres zutage tretenden Disputierlust seiner Promovenden. Ein Doktorschmaus in kleinem Kreis krönte die Feier, und dann folgte, nachdem der Freund ebenfalls die summi in philosophia honores erhalten, zur Belohnung für mondelange fleißige Arbeit eine gemeinsame Erholungsreise an den Rhein, bei der man, von allem Wissensqualm entladen, sich so recht der Schönheit der Welt und der Freude am Dasein hingeben konnte. Keine der später zusammen unternommenen Reisen oder Wanderungen nach Bornholm, durch die Vogesen, ja selbst nach Florenz hat den Zauber erreicht, der über dieser Fahrt zweier jugendfrohen Seelen lag, die nach Erlangung des ersten selbstgesteckten Zieles, noch bar jeder Pflicht, hinausschweiften in die sonnigen Täler des Rheins.

Eine Unterbrechung erfuhr die weitere wissenschaftliche Arbeit

Plasbergs dadurch, daß er am 1. Oktober 1892 in Münster im Kgl. Infanterieregiment Herwarth von Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr. 13 zur Ableistung des Dienstjahres als Einjähriger eintrat, wo er der 6. Kompanie zugeteilt wurde. Obwohl körperlich gar nicht geübt, brachte er es durch Pflichtgefühl und Energie zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Nationales Empfinden und soldatisches Gefühl erleichterten ihm die Anstrengungen, die der Dienst ihn kostete. Er war auch bedacht darauf, Reserveoffizier zu werden; da stellten sich nach einer militärischen Übung starke Drüsenanschwellungen am Hals ein, und in den Jahren 1894—96 mußte er sich mehrfach Operationen unterziehen. Das hatte zur Folge, daß er endlich dienstuntauglich geschrieben wurde. Ihm war es besonders im Jahre 1914 ein schweres Leid, daß er nicht zur Verteidigung des Vaterlandes mit ausrücken durfte. Das Soldatische an sich mit seiner strengen körperlichen und geistigen Zucht mußte ihm, der so ganz auf Pflichtgefühl und Selbstbeherrschung eingestellt war, sympathisch sein. Als seine beiden Jungen in dem Alter waren, ließ er sie manchmal exerzieren, und die ganze Familie staunte, wie gewandt er Kniebeuge oder Parademarsch vormachte.

Das nächste Jahrzehnt bis zu seiner Verheiratung war für Otto Plasberg trotz allen Erfolgen und Fortschritten vielleicht das trübste seines Lebens. Er geriet in eine zunehmende Depression, die ihn an seinem eigenen Können irre machte. Eine Erkrankung an Kopfrose und die mehrfach notwendig werdenden Operationen wegen tuberkulöser Drüsen waren dabei kaum von Einfluß, sondern zunächst die Ungewißheit, was aus ihm werden sollte, dann die starke Selbstkritik, welche immer nur die eigene Unzulänglichkeit betonte. Zum Staatsexamen konnte er sich nicht entschließen. Dafür bearbeitete er das 1895 von der Akademie in Berlin für die Charlottenstiftung gestellte Thema, das ja im Kreis seiner bisherigen Studien lag: 'Ciceros Timäus soll auf Grund des veröffentlichten Materials in neuer textkritischer Bearbeitung vorgelegt und knapp gehaltene Prolegomena über die Recensio, die Authentie der Übersetzung und die Komposition des beabsichtigten Dialogs vorausgeschickt werden.' Er lieferte schließlich das, was er fertiggestellt hatte, nach manchem Zureden ab, war aber innerlich von einem Mißerfolg überzeugt; schon das Motto, das er bei der Einreichung benutzte: est quadam prodire tenus, war für ihn bezeichnend. Das Resultat war, daß er seinen Mitbewerber Karl Fries aus dem Felde schlug und den Preis in Gestalt eines Stipendiums auf vier Jahre erhielt. Das Urteil der Akademie lautete: 'Zwar hat der Verfasser . . . das

Thema (durch Krankheit verhindert, wie er angibt), nicht in seinem vollen Umfange behandelt, und seine ganze Richtung zeigt ihn mehr nach der grammatischen als nach der realen Seite hin mit dem Gegenstande vertraut. Aber seine Kenntnis des klassischen Lateins und seine Sicherheit in kritisch-exegetischen Fragen verrät eine ausgesprochene philologische Begabung, die ihn für die in Aussicht genommene weitere Aufgabe, eine Neuausgabe des philosophischen Corpus Ciceros, in erster Linie geeignet erscheinen läßt.' In finanzieller Hinsicht bedeutete dies Stipendium der Charlottenstiftung für den Bedachten sehr viel, da es ihm die sorglose Fortführung seiner Studien erleichterte; in ideeller wies es ihm die Wege für seine nächste Arbeit, ja, man darf sagen, für seine Lebensarbeit, oder richtiger: legte ihm als Verpflichtung auf, was sich bei ihm schon als Absicht herausgebildet hatte. Die Satura Tulliana im Rhein. Museum LIII (1898) und die Vindiciae Tullianae in der Festschrift für J. Vahlen (1900) waren Vorarbeiten dazu. Aber gerade die Größe der Aufgabe hatte für ihn bei seiner Art, alles und auch das Kleinste und Äußerlichste aufs genaueste zu erwägen, etwas Erdrückendes. Dazu fehlte ihm die dem Leben Halt und Anregung gebende Genugtuung eines Amtes. So war es ein Glück, daß es, als Richard Heinze Straßburg verließ, für ihn möglich wurde, an dessen Stelle zu treten. Es bedurfte manches Antriebs, ihn zu einer Bewerbung zu veranlassen, und des ganzen vorbildlichen Entgegenkommens der Straßburger Ordinarien gegenüber dem jungen Gelehrten, um alle Bedenken aus dem Wege zu räumen. Besonders Richard Reitzenstein ermutigte ihn durch sein überaus freundliches Schreiben und redete ihm den Gedanken aus, die Assistentenstelle und die stilistischen Übungen ohne gleichzeitige Habilitation zu übernehmen. Es wurde ihm gestattet, als Habilitationsschrift einen Teil der Ciceroausgabe, der am weitesten vorgeschritten war, einzureichen; Arbeiten auf griechischem Gebiet wurden nicht besonders verlangt. In allem zeigte sich gewinnende Freundlichkeit und hervorragendes Wohlwollen, dem Jüngeren die Wege zu ebnen und ihm mit Rat zur Seite zu stehen. Reitzenstein empfahl ihm, zunächst nicht im Kolleg seine Hauptaufgabe zu sehen, sondern seine literarischen Arbeiten zu Ende zu führen und sich auf das Griechische auszudehnen; und für die Volesungen selber schloß er von vornherein jeden Konflikt aus: 'Ich denke, daß wir das ruhig persönlicher Einigung überlassen können, rechtliche Schranken darf es hier überhaupt nicht geben.' So konnte im

Sommersemester 1901 die Habilitation erfolgen; das Thema der öffentlichen Probevorlesung lautete: 'Metapher und Gleichnis'.

Die Straßburger Dozentenzeit hat nicht sehr lange gedauert. Neben der Fortsetzung der Arbeit an der Ciceroausgabe galt sie dem Einarbeiten in den neuen Beruf und der Ausdehnung der Beschäftigung aufs Griechische. So las er z. B. über Thukydides und über Theokrit, und es machte ihm Freude, um seinen Zuhörern auch den Begriff von dem Ganzen zu geben, dessen Pharmakeutria in eigener poetischer Übersetzung vorzutragen. Zu literarischer Produktion gab Reitzenstein, dessen Wohlwollen und Freundschaft auch über die gemeinsamen Wirkungsjahre angedauert hat und dankbar empfunden wurde, einen Anlaß, indem er dem jungen Kollegen die Veröffentlichung einer Anzahl von Stücken der Straßburger Papyrussammlung übertrug, die er selber aufgerollt und unter Glas gebracht hatte; sie erfolgte unter dem Titel 'Straßburger Anekdota' im Archiv für Papyrusforschung II, S. 185—228. Zu den Studenten wurde das Verhältnis bald ein außerordentlich freundliches; sie emfanden die gewissenhafte Hilfsbereitschaft des Institutsassistenten und zeigten dem Scheidenden dann ihre Anhänglichkeit in einer Weise, die ihm sehr zu Herzen ging. Unter den jüngeren Kollegen war es vor allem Preuner, der ihm nahe kam. Die Beziehungen zu Berlin wurden aufrecht erhalten, besonders auch zu J. Vahlen. Und wie der ehemalige Schüler schon während seines Aufenthalts in Berlin für den erkrankten Lehrer einmal die Drucklegung des Lektionskataloges, die ja diesem oblag, bereitwilligst überwacht hatte, so half er jetzt bei der Abfassung des Apparates und bei den Korrekturen der Neuherausgabe des Ennius (s. S. CXXXVII) und stellte die Indices dazu her. Es war ihm eine selbstverständliche Pflicht, der Bitte zu entsprechen, obwohl sie gerade damals ihn in eigener Arbeit wesentlich hemmte; aber es war doch eine Erleichterung, als der Druck Mitte 1903 erledigt war. Eine Unterbrechung erfuhr diese Zeit durch eine Reise nach England im Frühjahr 1903, die ebenso wie eine italienische Reise vorher (1900) der Kollation von Cicerohandschriften gewidmet war. Die Stimmung wurde in England nicht gerade besser, da das Gefühl der Vereinsamung durch den Gegensatz zu der wenigstens teilweise in Freundesbegleitung gemachten Fahrt nach dem Süden um so stärker wurde.

Auch die verhältnismäßig frühe Berufung als Extraordinarius nach Rostock im Herbst 1903 verschlimmerte im Grunde nur die Melancholie. In seiner Gewissenhaftigkeit fühlte der kaum mit ein

paar Vorlesungen Fertige sich nicht der Aufgabe gewachsen, dort plötzlich zehn Wochenstunden zu übernehmen, wozu er verpflichtet wurde. Er sah sich weiter in der Produktion gehemmt durch die Vorbereitungen für die Lehrtätigkeit, und ihm selbst brannte das Verlangen auf der Seele, endlich die Verpflichtung, die er mit der Lösung der Timäuspreisaufgabe eingegangen, zu erfüllen; hatte er doch bis jetzt von der damaligen Arbeit noch nicht einmal etwas gedruckt, weil sie ihm selbst unzulänglich und nur ein Anfang schien, und nun drängten Freunde und wohlwollende Kollegen, allen voran sein alter Lehrer J. Vahlen, endlich etwas zu veröffentlichen: ‘sive id non pote sive pote’. Außerdem bedrückte es sein Herz, daß er hier wie auch anderswo später immer gerade mit dem nächsten Freunde in Konkurrenz treten mußte, mit dem er in dauernder Verbindung stand und dem er oftmals Kummer und Leid seines Lebens mitteilte. Als er sich nach langem Schwanken zur Professur entschlossen hatte, die er ja nicht umgehen konnte, wünschte er doch auf den Briefadressen den Titel ‘Professor’ vermieden zu sehen. Auch das Aufgeben des vertrauten Wirkungskreises und des Verkehrs mit lieb gewordenen Kollegen wurde ihm schwer. Allerdings fand er auch in Rostock allmählich dafür Ersatz, besonders als Watzinger und Kolbe für Archäologie und alte Geschichte berufen wurden und Bloch ihm aus Straßburg folgte. Auch das Verhältnis zum Ordinarius der klassischen Philologie, Otto Kern, gestaltete sich immer erfreulicher und vertrauensvoller. Erst nach dessen Fortgang und mit längerer Dauer seiner Tätigkeit lastete auf dem Extraordinarius das Mißverhältnis zwischen seiner vollen Verantwortlichkeit und seiner Stellung in oder außerhalb der Fakultät; er trug die Verpflichtung wie sein Fachkollege, hatte die Staatsprüfungen mit abzuhalten, war aber von den Fakultätssitzungen ausgeschlossen. Es war begreiflich, daß diese Unzufriedenheit, welche noch die sonstige Depression steigerte, sich auch nach außen bemerkbar machte.

Eine Erlösung von dem Druck, der auf seinem Gemüt gelegen hatte, brachte erst das Jahr 1906. Nachdem schon einige Monate vorher ihm die Aussicht neuen Mut gemacht hatte, daß die stillen Wünsche seines Herzens doch noch Erfüllung finden könnten, ward die Hoffnung zur Tatsache, und nach drei herrlichen Tagen, verlebt im idyllischen, träumerischen Rheinsberg, konnte er im Juni dem Freunde, zunächst noch in aller Verschwiegenheit, mitteilen, daß er die Lebensgefährtin erhalten habe, nach der seine Seele verlangt. Für ihn, den Einsamen, der doch ein so brennendes

Sehnen nach Zuneigung in sich trug, bedeutete das ein neues, besseres Leben. Die Frühjahrsreise nach Italien, zu der ein Straßburger Stipendium den Anlaß gegeben, stand schon unter dem Zeichen der Ungeduld und der Spannung, wie das Schicksal entscheiden würde. Es entschied gut, und im Herbst fand die Hochzeit statt. Es war die denkbar glücklichste Ehe, die geschlossen wurde, in der die Charaktere sich ergänzten und die durch das gemeinsame musikalische Interesse verklärt wurde. Dem, der seit seiner Kindheit ohne die sorgende, begütigende, tröstende Frauenliebe durchs Leben gewandert, war plötzlich ein Sonnenschein gegeben, der ihm Arbeit und Amt verklärte; und nach der Geburt seines ersten Sohnes schrieb er von seinem Kolleg: 'Das ist mir noch nie so glatt gegangen wie in diesem Sommer, und ich merke daran so recht, was häusliches Glück wirkt.' Es war begreiflich, daß die nächsten Jahre auch Rostock in einem besonderen Lichte erscheinen ließen, so daß der von der Stätte seiner ersten Professur längst Entfernte später davon träumte, im Alter, wenn er sich einmal zur Ruhe gesetzt, wieder dorthin zurückzukehren, wo seit seiner Studentenzeit zum erstenmal das Dasein ein lichtes Aussehen für ihn gewonnen hatte. Erhöht wurde sein Wohlbehagen dadurch, daß im Jahre 1907 endlich der Druck des ersten Faszikels der großen Ciceroausgabe beginnen konnte, enthaltend Paradoxa, Academica und Timäus, diesen mit genauer Gegenüberstellung des Platonischen Originals, so daß die Vergleichung und die Erkenntnis der Art der Übersetzung ohne weiteres möglich war. Im Februar 1908 konnte das Vorwort geschrieben werden unter Verzicht auf eine längere Praefatio, welche nach Abschluß der gesamten Ausgabe erfolgen sollte; damit war nach zwölf Jahren zunächst einmal ein Teil jener Preisarbeit veröffentlicht und der Anfang mit der Einlösung des Versprechens gemacht; denn die Behandlung einzelner Stellen in der Satura Tulliana war doch nur ein Vorspiel gewesen. Im nächsten Jahre trug auch ein Ruf an eine preußische Universität ihm das Ordinariat in Rostock ein, da das Ministerium in jener Zeit eine starke Tendenz zur Betonung der humanistischen Studien hatte. Er blieb allerdings doch nur noch den Sommer 1909, um dann, nach Prag berufen, einen Außenposten deutscher Wissenschaft an der dortigen deutschen Universität zu beziehen. Es war ihm eine Freude dabei, daß sein Rostocker Ordinariat erhalten blieb und daß er dazu beitragen konnte, den Freund als Nachfolger zu erhalten und damit aus einer allmählich drückend gewordenen Stellung zu befreien.

Im Oktober 1909 erfolgte die Übersiedelung nach Prag. Das Einleben war nicht leicht, die Entfernungen für den jetzt an die kleine Stadt Gewöhnten recht weit, der Betrieb an der Universität anders als in Deutschland. Jegliches griechische Kolleg war durch die Rücksicht auf den Gräzisten versagt. Die Deutschfeindlichkeit der Bevölkerung wuchs zusehends; Krawalle zwischen deutschen und tschechischen Studenten waren an der Tagesordnung; wenn im 'Deutschen Hause' eine Universitätsfestlichkeit stattfand, so mußten die Läden nach der Straße fest verschlossen sein, um nicht etwa durch die hell erleuchteten Räume die Tschechen zu reizen. Immerhin gelang es bald, Boden zu fassen. Die Freundlichkeit der Kollegen tat das Ihre dabei; Karl v. Kraus und seine Gattin hatten schon beim ersten Besuch, der nur der Erkundung der neuen Verhältnisse galt, die noch Unschlüssigen völlig bezaubert und zum Kommen bewogen; Brotanek, Rauchberg, Pelikan u. a. gehörten zu dem näheren Verkehr. Da die Wohnung in Weinberge sehr schön war, so wurde der Aufenthalt in Prag auf diese Weise zu einer glücklichen Zeit. Die Ciceroausgabe rückte weiter, und im Januar 1911 konnte der Schlußpunkt gesetzt werden unter die drei Bücher de nat. deor. Der Herausgeber bedauerte nur, daß er nicht vier Monate eher fertig geworden, um sie noch dem verehrten Lehrer Vahlen zum 80. Geburtstag zu überreichen, dem ja die ganze Arbeit als ein Zeugnis dankbarer Verehrung zugedacht war.

Allein so wohl Plasberg sich jetzt mit seiner Familie in Prag fühlte, — als die Möglichkeit sich bot, an die Stätte der ersten Dozententätigkeit zurückzukehren, zog es ihn dorthin zurück, um so mehr, als für die heranwachsenden beiden Söhne ihm der Besuch einer Schule in Deutschland wünschenswerter erschien. Im heißen Sommer 1911 fand der Umzug statt; dann ging's zur Erholung für einige Zeit in den Schwarzwald, wo auch J. Vahlen gerade verweilte. Einen Tag verlebten dort Lehrer und Schüler miteinander; es war das letzte Zusammentreffen; am 30. November des Jahres verschied Vahlen, und seine dankbaren Verehrer konnten ihm nur noch ein Zeugnis ihrer Pietät ablegen, indem sie herbeieilten, um seinen Sarg zur Gruft zu begleiten, sowie durch Herausgabe des zweiten Bandes seiner philologischen Schriften, die er selber nicht mehr vollendet hatte.

In Straßburg waren dem Neuangekommenen die Verhältnisse vertraut. In Bruno Keil fand er einen alten Kollegen, und als dieser einem Rufe nach Leipzig folgte, freute es ihn, Eduard Schwartz für Straßburg zurückzugewinnen, unter dem er vordem als Assistent

gearbeitet und den er stets besonders hoch geschätzt hatte. Die Beziehungen waren so die besten, und mit tiefem Danke empfand er es, daß im Jahre 1918, als er an schwerer Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankt war, der Kollege fast jeden Tag kam, um nach seinem Befinden zu fragen. Auch sonst war ein anregender und freundschaftlicher Verkehr an der Universität vorhanden; Breßlau, Spiegelberg, Lenel, Ludwig, Klostermann standen ihm näher. Die Ferien gaben Gelegenheit zu wunderbaren Reisen in die Schweiz und bis nach Oberitalien, die besonders seine Frau mit großer Freude und stetem Glücksgefühl erfüllten, zu Wanderungen in Vogesen und Schwarzwald, Fahrten nach Baden-Baden; in der Stadt selber boten das Theater, besonders durch seine Opernaufführungen, weiter Konzerte unter Fitzners Leitung den Musikfrohen Erholung und hohen Genuß. So fühlte man sich in Leben und Wirkungskreis so behaglich, daß es wie eine ausgemachte Sache schien, Straßburg nicht mehr mit einer andern Universität zu vertauschen, wenn je die Frage sich einstellen sollte. Da kam der Krieg, der in der Nähe der Grenze mit all seinen Aufregungen und Schrecken stärker empfunden wurde. Die Familie mußte sich bei der Evakuierung der Festung zunächst auf einige Zeit trennen; Fliegergefahr hielt die Bevölkerung dauernd in Spannung; die Lebensmittel waren außerordentlich knapp, und der Patriot, der schon traurig war, daß er zur Rettung und zur Ehre des Vaterlandes nicht sein Leben einsetzen durfte, hielt sich wenigstens in allem aufs genaueste an die Ernährungsvorschriften, um für die andern vorbildlich zu wirken. Die Folge war eine seltsame Erkrankung, bei der er vierzehn Tage im Dämmerzustand lag und sich die Haut, die in handgroßen Blasen aufgelaufen war, vom Körper ablöste. Er tat im übrigen, was er vermochte, um den Erfordernissen der Zeit zu genügen, arbeitete beim Roten Kreuz, tat Postdienst bei der Zensur, hielt auch einmal Vorträge hinter der Front ab; seine Tätigkeit wurde durch Verleihung des Verdienstkreuzes anerkannt. In die Kriegszeit fiel auch das Dekanatsjahr, das mit gewohnter Gewissenhaftigkeit erledigt wurde. Die eigene Arbeit war natürlich unter diesen Umständen stark gehemmt während der Straßburger Zeit. Doch lieferte der Ciceroforscher als der Berufenste die Praefatio zu der Sijthoffschen Sammlung der Faksimile von Handschriften für Bd. XVII und XIX, den Heinsianus (Leid. 118) und den Vossianus L.F. 84, beruhend auf sorgsamer Durchforschung der Handschriften und ihrer Eigenart. Trägt die erste dieser Einführungen das Datum des Aprils 1912

so ist die zweite schon in dem angstvollen Winter 1914 verfaßt, und ein zages si sinent tempora bringt auch in der sachlichen Darlegung die Gemütsspannung des Verfassers zum Ausdruck. Weit mehr noch der Schluß der Vorrede zu der kleineren Ausgabe Ciceros, welche die Teubnersche Verlagsbuchhandlung inzwischen unternommen hatte, und bei welcher der Verfasser der größeren natürlich die von ihm schon vorher fertig gestellten Schriften neu bearbeitete; da klagt er nicht sowohl, daß der Druck sich vom Herbst 1915 bis zum März 1917 hingezogen habe, wie daß nicht alles so fehlerlos sei, wie er's wünschte; ignoscent fortasse qui intellegent quam difficile sit his minutiis operam dare animo aequo iniquo patriae tempore. Das war noch, ehe das traurige Ende kam, das den vaterländisch fühlenden Mann aufs tiefste beugte, auch wenn es ihn und seine Familie nicht persönlich so schwer getroffen hätte. Sechs Tage vor Weihnachten mußten sie plötzlich, mit nur 40 Pfund Handgepäck, über die Rheinbrücke wandern unter den höhnischen Blicken und Bajonetten der Feinde; alle Habe mußte im Stich gelassen, zum Teil verschleudert werden, um in den Besitz einiger Barmittel zu kommen. Glücklicherweise war es möglich gewesen, Kollegheft e und Manuskripte, sowie einige Bücher vorher in zwei Kisten nach Frankfurt zu senden.

Der Vertriebene hat sich von dem schweren Schlage nur langsam erholt; das stille Glück, das ihm spät geworden und im eigenen Heim eine gewisse ruhige Heiterkeit verschafft hatte, war stark getrübt. Er hat Straßburgs Schicksal nicht verwinden können, und wie er selbstverständlich dem Verein der Elsaß-Lothringer im Reich beitrat und für ihn wirkte, so hielt er im Innern Sehnen und Hoffen fest, daß die Knechtschaft des Elsaß und der Niedergang der unter deutscher Verwaltung emporgeblühten Universität nur eine Episode sei im geschichtlichen Verlauf der Dinge; und als er im Oktober 1921 in Hamburg die kleinere Ausgabe der Academica abschloß, widmete er sie der Straßburger Wilhelms-Universität und den ehemaligen Kollegen mit der traurigen Erinnerung und dem zuversichtlichen Trost: vidi illam ac sensi hostium fraude et insolentia turpiter oppressam: 'non est mortua, sed dormit'. Die erste Zeit nach der brutalen Verjagung fand der Flüchtige in Gengenbach in einem kleinen Gasthaus ein vorläufiges Asyl, bis es gelang, in Tübingen eine notdürftig ausgestattete Wohnung und einen vorübergehenden Wirkungskreis zu erhalten, da ihm einige Kurse im Wintersemester übertragen wurden. So hätte sich der Aufenthalt alles in allem noch erträglich gestaltet, besonders unter

der freundlichen Teilnahme der Tübinger Kollegen und der tatkräftigen Hilfe des Archäologen Watzinger, der inzwischen nach Tübingen übergesiedelt war und die alte Freundschaft der Rostocker Jahre aufs neue bewies, wenn nicht in dem eisigen Winter den körperlich und seelisch Geschwächten ein schwerer Grippeanfall mit Bluthusten niedergeworfen hätte. Eine Befreiung aus der Ungewißheit wegen der Zukunft brachte ihm der Ruf auf die Stelle des Latinisten an der neugegründeten Universität Hamburg im Mai 1919, den er eben angenommen hatte, als auch Erlangen sich um ihn bewarb. Er ging nach Hamburg, zunächst ohne Familie, deren Mitkommen die Wohnungsverhältnisse nicht gestatteten, froh, eine sichere Stellung zu haben, ohne zu ahnen, wie kurz die Zeit der Wirksamkeit, die ihm hier noch beschieden.

Dieses letzte Lustrum seines Lebens ward ihm nicht leicht. Er lebte sich nicht ohne weiteres in die neue Umgebung ein. Seine Aufgabe wurde dadurch größer, daß er das philologische Seminar erst schaffen mußte. Die eigene Arbeit war durch den Mangel an Büchern erschwert, der ihn zwang, stets auf der Stadtbibliothek zu verweilen. Nun fehlte auch fürs erste die häusliche Pflege und Gemütlichkeit, die ihm so not tat. So fanden die Seinen, als sie im August sich mit ihm vereinten, einen elenden, abgemagerten und übernervösen Mann vor. Da half die Sorge und Pflege der Frau, die binnen kurzem ein Heim hervorzuzaubern wußte, in dem die alte trauliche Stimmung sich einstellen konnte. Leider störte schwere Erkrankung in der Familie dies neu aufkeimende Glück. Doch konnte das Weihnachtsfest wieder mit einem Tannenbäumchen gefeiert werden. Und nach langen, langen Monaten kamen auch die ausgelieferten Bücher, der Flügel, die Möbel des Studierzimmers zu ihrem Herrn zurück; es war ein weihevoller Augenblick, als ein Choral des Dankes zusammenfaßte, was die Seelen fühlten. Jetzt erst waren die Bedingungen erfüllt, daß das alte häusliche Glück wiederkehrte. Freundschaftlicher Verkehr konnte sich natürlich in der Not der Zeit und unter den besonderen Verhältnissen, in denen der Vertriebene zunächst lebte, nur langsam anbahnen. Das Vertrauen aber, das die Kollegen in seine immer gleiche Pflichttreue und seinen kritisch überlegenen Verstand setzten, wuchs schnell und äußerte sich auch darin, daß man ihm dreimal die Wahl zum Rektor anbot. Er liebte es nicht, in die Öffentlichkeit hinauszutreten, während er doch bereit war, bis zu seinem äußersten Können sich im Dienste des Ganzen aufzuopfern; wie der Dekan am Grabe sagte, 'es war allmählich fast zur Selbstverständlichkeit geworden,

daß er sich gern und freudig jeder Arbeit unterzog, die den andern zu schwer oder zu zeitraubend war'. Eine seiner letzten Leistungen für die Fakultät war die schöne Adresse zum 50jährigen Doktorjubiläum von Max Lenz, die mit feinsinnigem Eingehen auf Verdienste und Wesen des Jubilars den dem Verfasser eigenen wohldurchdachten lateinischen Ausdruck verbindet, dem selbst die bei Cicero üblichen rhythmischen Satzschlüsse nicht mangeln. Aus diesem sich mehr und mehr zu vollster Befriedigung gestaltenden Wirkungskreis riß ihn eine tückische und mit ärztlicher Kunst nicht bezwingbare Krankheit. Am Sonnabend dem 29. März fühlte er sich nicht mehr ganz wohl, am folgenden Montag wurde er ins Krankenhaus eingeliefert wegen Genickstarre, am Dienstag konnte er seiner treuen Lebensgefährtin noch ein paar Worte sagen, dann schwand das Sprachvermögen; entsetzlich waren die Qualen, die er eine lange, bange Woche zu leiden hatte und die auch ärztliche Pflege und die treue Fürsorge seiner Gattin nicht zu lindern vermochten; immer wieder reckte er die Arme wie Hilfe flehend gen Himmel, bis ihn am Sonntag, dem 6. April 1924, der Tod von den übermenschlichen Schmerzen erlöste und ihm für immer die Augen schloß; am 10. April wurde ihm auf dem wunderbaren Ohlsdorfer Friedhof feierlich die letzte Ruhe bereitet; die Ansprachen, welche dabei gehalten sind, hat die junge Hamburger Fakultät ihrem ersten Toten als eine Gedächtnisgabe drucken lassen.

Otto Plasbergs Fähigkeiten waren am stärksten auf das Formale und Sprachliche gerichtet. Wie ihm die Beherrschung der lateinischen Sprache, die er von frühester Jugend an geübt, selbst eine Freude war, so trug er alles dazu bei, ihr historisches Werden zu erkennen; selbstlos und unermüdlich las er deshalb die ersten Korrekturfahnen des Thesaurus linguae Latinae mit, um Fehler zu verhindern, und bereicherte sie mit eigenen Beobachtungen, wofür er als Mitglied der Thesauruskommission kooptiert wurde. Aber er beschränkte sich auch in seiner Arbeit auf dieses Studium, weil er bei seiner außerordentlich großen Gewissenhaftigkeit und Selbstkritik anderem sich nicht gewachsen fühlte. Im Rostocker Dozentenverein hatte er einmal, durch den Zuhörerkreis zu einem allgemeinen Thema gezwungen, über ein Problem der römischen Literaturgeschichte (Liv. VII 2 die Vorgeschichte des Dramas) gesprochen; in der Diskussion erklärte sich der Fachkollege, Otto Kern, völlig überzeugt und meinte am folgenden Tage, er müsse das drucken lassen. 'Ich werd' mich hüten', schrieb er dem Freund. Der Wagemut, sich auf ein ihm weniger vertrautes Gebiet zu begeben,

ging ihm ab. Langsam nur reifte alles in ihm heran. Auch die eine durch äußere Anregung veranlaßte Papyrusarbeit hat keine gleichartige oder auch nur ähnliche Fortsetzung gefunden; für einen lateinischen Papyrus hat er einmal den Verfasser Ulpian, den man nicht erkannt hatte, festgestellt (Wochenschr. f. klass. Phil. 1901, S. 141). Dem Griechischen hielt er sich im allgemeinen fern, und auch im Lateinischen hielt er sich bis zu einem gewissen Grade in den Grenzen der Wortphilologie, obwohl sein umfassender Blick und sein Bestreben zu sichern und zu verteidigen ihn doch dazu führten, weit mehr zu liefern, als einen einfachen Text, und sein Rezensent Stangl bemerkte, daß die große Ausgabe über das schlichte Wortverständnis hinausgehe und manchmal geradezu einen gediegenen Realkommentar liefere. In der freiwilligen Umgrenzung seines Arbeitsgebietes lag jedenfalls die Schwäche, aber auch die Stärke seines Schaffens. Dabei reichte sein umfassendes Wissen viel weiter, als seine Veröffentlichungen ahnen ließen. In seinen Vorlesungen und Übungen, welche außer Paläographie, lateinischer Laut- und Formenlehre, sowie Syntax, römischer Literaturgeschichte, besonders Plautus und Terenz, Lucrez und Cicero, Virgil und Horaz, Tacitus, regelmäßig auch Theokrit und Thukydides umfaßten, im Seminar auch Platon, Antiphon, Euripides, Aristoteles, hat er sich gleiche Beschränkung überhaupt nicht auferlegt, und vielleicht hätte er sich nach Beendigung der Ciceroausgabe in mancher Hinsicht freier entfaltet; der zeitweise aufgetauchte Plan einer römischen Literaturgeschichte verrät die Absicht der Abkehr von der reinen Wortphilologie, und der vorzügliche Überblick: Neuere Ciceroforschung in den Geisteswissenschaften 1. Jahrg. Heft 13 (1913/4) bietet auf diesem Gebiet eine Probe seines Könnens. Selbst in Rezensionen ging er nicht über den Kreis hinaus, den er sich selber gezogen hatte, und abgesehen von den durch alte Liebe eingegebenen Anzeigen von Plautus- und Terenzarbeiten, bei denen das sprachliche Interesse ebenfalls wesentlich in Betracht kam, hat er nur Ciceronianisches angezeigt, bis auf die letzte, erst nach seinem Tode erschienene Beurteilung zweier Arbeiten über Augustin; aber auch dies lag ihm nahe seit seiner Erstlingsarbeit. Im Grunde ist diese unter allen seinen Publikationen diejenige, bei welcher der Rahmen am weitesten gespannt ist; denn hier hat er nicht nur textkritisch gearbeitet, sondern mit Hilfe der Interpretationskunst aus armseligen Trümmern ein Literaturwerk, das klassisch war, zu rekonstruieren versucht. Da ist mit der Gestaltung des Textes zugleich ein litterarhistorisches Problem behandelt und so gleichsam eine höhere Warte erklommen.

Alle übrigen Arbeiten beschränken sich eigentlich — von dem kleinen Aufsatz zur Erklärung des Gedichtes Anth. Lat. Riese n. 666 darf man dabei absehen — auf die Erklärung und Herstellung des Cicerotextes. Wo das Vorbild zu suchen ist, verraten ganz deutlich die Vindiciae Tullianae, welche in der Festschrift für Vahlen zu dessen siebzigstem Geburtstag (1900) S. 221—47 sich finden. Da wird ganz in der Weise des Meisters unter besonnenster Abwägung und Widerlegung der bisher vorgebrachten Konjekturen und unter Berücksichtigung des Ciceronischen Sprachgebrauchs, sowie unter Heranziehung von Parallelen auch aus der deutschen Literatur die Überlieferung erläutert und zu Ehren gebracht. Er selbst hat es einmal ausgesprochen (Rhein. Mus. LIII 80): saepe in mentem venit veteris poetae vox, quae monet diffidere esse prudentiae summam; und diesen Grundsatz, nichts ungeprüft hinzunehmen und niemals auf fremde Autoritäten zu schwören, hat er in seinen Ausgaben immer wieder erwiesen. Auch hier hatte er sich Vahlens Ausgabe von Ciceros De legibus zum Muster genommen. Was er erreicht, wird immer bewundernswert bleiben, und seine Ausgaben werden einen Ehrenplatz unter den Erzeugnissen deutscher Gelehrsamkeit einnehmen. Er ging zunächst bis an die Quellen der Überlieferung, die Handschriften, indem er sie aufs sorgsamste verglich und sich ein Bild von ihrer Eigenart und besonderen Schreibweise zu machen suchte. Ein solches Bemühen findet ja auch in den beiden Einführungen für die Leidener Sammlung von Sijthoff einen für alle erkennbaren Ausdruck, und an der kleineren Ausgabe von De nat. deor. hat man gerade die vorzügliche Darstellung der Handschriften rühmend hervorgehoben. Das zweite nach der Prüfung und Sichtung der handschriftlichen Zeugen war die zielbewußte Erforschung des Ciceronischen Sprachgebrauchs und der lateinischen Redeweise überhaupt, wie sich das durch Verweisungen aller Art im Apparat offenbart; was er an einer Arbeit einmal in einer Anzeige gelobt hat, genaue und vorurteilslose Beobachtung von Sprache und Stil, hat er im vollsten Maße selber bewiesen. Dabei hielt er sich von jeder schematischen Anwendung Ciceronischer Grammatik fern; er empfand in dem Schriftsteller den lebenden Menschen und fühlte, wie die einzelnen Worte und Sätze einem schaffenden und sinnenden Gehirn entströmten; darum erkannte er auch die Regelwidrigkeit an, die psychologisch verständlich ist. Eine gewisse Rolle spielen für den Cicerotext auch die indirekten Zeugnisse der Benützer, die es zu sammeln galt. Schließlich blieb die ganze Fülle von textkritischer Arbeit, die von den früheren

Herausgebern oder in gelegentlichen Aufsätzen geleistet war, zu sichten, gerade bei Cicero eine ungeheure Aufgabe. Aber bewundernswerter als der Fleiß, mit dem alles zusammengetragen, ist die Kritik, mit der es verarbeitet, und die scharfe Kürze, mit der es im textkritischen Apparat behandelt ist. Der Ausdruck ist hier aufs genaueste überlegt, um nichts zu viel und nichts zu wenig zu sagen, wie auch die äußere Form, die Art der Abkürzungen der Ausfluß langen und reiflichen Nachdenkens ist. Es wird einem andern kaum möglich sein, in gleicher Gedrängtheit und Klarheit an zweifelhaften Stellen fremde und eigene Ansichten darzulegen und gegeneinander abzuwägen. Dabei galt ihm die Wahrheit alles, und jedes Haschen nach Schein war ihm fremd; und wehmütig fragt man sich, wenn man an den treuen Menschen und den gewissenhaften Gelehrten zurückdenkt, dem nur vergönnt war, einen Teil seiner Ernte in die Scheuern zu bringen: incorrupta Fides nudaque Veritas quando ullum inveniet parem?

In seiner Geschichte der Philologie hat v. Wilamowitz bei der Schilderung des Streites zwischen Boeckh und Gottfried Hermann und der gerechten Beurteilung beider Richtungen geschrieben: 'Gottfried Hermanns Geist muß immer als Mahner lebendig bleiben.' Die Wortphilologie hat im Laufe des vorigen Jahrhunderts ihr Gesicht völlig geändert, und an die Stelle geistreicher Konjekturen ist durch Johannes Vahlens mühsame Lebensarbeit eine konservative Art der Textkritik getreten, die jetzt oftmals sicherlich schon über das das Ziel hinausschießt. Aber ihre Berechtigung wird die Wortphilologie immer behalten, damit nicht die Forschung den Boden der sicheren Sprachkenntnis unter den Füßen verliere. Ohne die sorgsame Kleinarbeit, welche zuverlässige Texte als Grundlage schafft, ohne die peinliche, alles abwägende Erklärung der Schriftsteller wird keine wissenschaftliche Arbeit zu unbezweifelten Resultaten gelangen. Darum wird Vahlens Name in der Geschichte der Philologie immer leuchten und als derjenige seiner Schüler, der seine Art am treuesten wiedergab und am meisten verkörperte, nicht so beweglich wie er, aber ihm wesensgleich an Tiefgründigkeit, kritischem Scharfsinn und Akribie, wird Otto Plasberg genannt werden.

Veröffentlichungen:

De M. Tulli Ciceronis Hortensio dialogo. Diss. in. Berol. 1892,

Satura Tulliana. Rhein. Mus. LIII, 66 ff. 1898.

Zum Senecagedicht des Honorius. Rhein. Mus. LIV, 144 ff. 1899.

Vindiciae Tullianae. Festschrift f. Joh. Vahlen, Berlin 1900, S. 221 ff.

Straßburger Anecdota. Archiv f. Papyrusforschung II, 185 ff. 1903.

M. Tulli Ciceronis Paradoxa Stoic. Acad. Tim. d. nat. deor. d. div. d. fat. ed. Otto Plasberg fasc. 1. Lips. 1908; fasc. 2. 1911.

Cicero de natura deor. d. div. d. leg. Codex Heinsianus. Praefatus est Otto Plasberg Lugd. Bat. 1912.

Neuere Ciceroforschung. Die Geisteswissenschaften. I. Jahrg., 344 ff. 1913/4.

Cicero Operum philosophicorum Codex Leidensis Voss L. F. 84. Praefatus est Otto Plasberg Lugd. Bat. 1915.

M. Tulli Ciceronis Scripta fasc. 45 de nat. deor. rec. O. Plasberg. Lips. 1917; fasc. 47 de glor. rec. O. Plasberg. Lips. 1917; fasc. 42 academ. rel. cum Lucullo rec. O. Plasberg. Lips. 1922; fasc. 48 de virtutibus ed. O. Plasberg. Lips. 1923.

Rezensionen in: Deutsche Literaturzeitung 1895. 96. 97. 98. 1902. 08. 09. 10. 12. 16. 22.
Wochenschrift f. klass. Philologie 1894. 96. 98. 99. 1900. 01. 05.
Berliner philolog. Wochenschrift 1897. 1924.
Zeitschrift für die österreich. Gymnasien 1912.

Unveröffentlicht blieb eine Anzeige von Zielinsky, Der konstruktive Rhythmus in Ciceros Reden. Phil. Suppl. XIII, 1, geschrieben für 'Die Geisteswissenschaften', die dann eingingen.

Theodor Thalheim.

Geb. 25. März 1847, gest. 4. Februar 1921.

Von

Heinrich Schwarz in Jauer.

Arthur Franz Theodor Thalheim wurde am 25. März 1847 zu Öls geboren; sein Geburtshaus war schon zur Zeit seines Großvaters in das Eigentum der Thalheimschen Familie übergegangen und gehört ihr heute noch. Der Vater, Albert Thalheim, war als junger Oberlandesgerichtsassessor zum Bürgermeister von Öls gewählt worden, sah sich aber durch die Ereignisse des Jahres 1848 veranlaßt, in den Justizdienst zurückzutreten, und wurde 1849 zum Kreisrichter in Trebnitz ernannt. 1862 nach Öls versetzt, konnte er wieder das ihm gehörige Häuschen beziehen und war dort, zuletzt als Landgerichtsrat, bis zu seinem kurz nach seinem Amtsjubiläum erfolgten Tode tätig. Noch im Alter fand er, was in Hinsicht auf die griechischen Studien seines Sohnes nicht unerwähnt bleiben soll, Freude an seinem griechischen Kränzchen, das er zusammen mit dem Direktor des Lehrerseminars zu Öls und dem Konrektor des Gymnasiums unterhielt. Er war ein Mann von stark entwickelten pädagogischen und didaktischen Neigungen und betätigte diese in erfolgreichster Weise an seinen sieben Kindern. Er hielt sie zu gymnastischen Übungen an, machte mit ihnen meilenweite Spaziergänge und unterwies sie in der Kunst des Zeichnens. Theodor, sein ältester Sohn, besuchte von 1858—1865 das Gymnasium zu Öls; seiner dankbaren Gesinnung gegen die Anstalt seiner Jugend gab er dadurch Ausdruck, daß er ihr zu der Jubelfeier ihres dreihundertjährigen Bestehens die vierte Auflage der Rechtsaltertümer widmete. Insbesondere hat er dem damaligen Direktor Silber stets ein warmes Andenken bewahrt. Obgleich er bei der schriftlichen Reifeprüfung in allen Fächern das Prädikat gut, im Griechischen sogar das Prädikat vorzüglich erhielt, mußte er doch — man sieht nicht ein, weshalb, da es doch seit 1856 eine Befreiung vom Mündlichen gab, wenn sie auch seltener als später ausgesprochen worden sein mag — die ganze mündliche Prüfung ablegen, wodurch das Zeugnis noch wesentlich verbessert

wurde; er erhielt nämlich in ihr fast für alle Fächer nebst dem Prädikat vorzüglich eine besonders lobende Anerkennung seiner Leistungen. Die protokollarische Form der Zeugnisse, wie sie damals üblich war, gibt einen sehr klaren Einblick in das bei der Prüfung Verlangte und hat vor der bequemen Art der Gegenwart, die sich mit einer unsäglich nüchternen Aufzählung der einzelnen Prädikate begnügt, doch auch ihre Vorzüge. Von Ostern 1865 bis Ostern 1870 studierte Th. Philologie und verwandte Wissenschaften in Jena, Leipzig, Berlin und Breslau. Zu seinen akademischen Lehrern gehörten Nipperdey, Moritz Schmidt, Goettling und Schleicher in Jena, Ritschl, Curtius und Zarncke in Leipzig, Haupt, Kirchhoff und Hübner in Berlin, Hertz, Karl Neumann und Rückert in Breslau; es ist vielleicht der Bemerkung wert, daß er sich in hohem Maße auch germanistischen Studien gewidmet hat. Als Schüler eines bestimmten Gelehrten in besonderem Sinne kann er, so viele bedeutende Männer er auch gehört hat, nicht angesehen werden. In Berlin reichte er im August 1868 eine Lösung der von der philosophischen Fakultät gestellten Preisaufgabe de fide orationis pro Polystrato quae vicesimum locum inter Lysiacas occupavit ein, die zwar nicht den Preis erhielt, aber öffentlich belobt und später bei der Staatsprüfung als schriftliche Arbeit angenommen wurde, da sie „eine umfassende und sehr gründliche selbständige Forschung bekundete und manche originelle Resultate darbot, die für die Lösung der Frage nicht ohne Wichtigkeit erschienen“. Man wird annehmen dürfen, daß diese Preisaufgabe seiner wissenschaftlichen Arbeit die Richtung auf die attischen Redner gegeben hat. Am 1. November 1868 unterbrach er seine Studien, um in Breslau beim 1. Schlesischen Grenadierregiment Nr. 10 sein Jahr abzudienen. Von Ostern 1870 ab widmete er sich, ohne noch Vorlesungen zu hören, der eigentlichen Vorbereitung auf die Oberlehrerprüfung. Mitten aus dieser Tätigkeit heraus wurde er im Juli 1870 zum Königsgrenadierregiment (2. Westpreußisches) Nr. 7 einberufen; er hat, seit dem 2. November 1870 als Leutnant d. R. des genannten Regiments, den ganzen Krieg mitgemacht. Von den Kämpfen, an denen er teilgenommen hat, seien vor allem die Schlachten von Weißenburg (4./8.) und von Wörth (6./8.) genannt; bei Sedan (1./9.) stand er zu seinem großen Leidwesen in Reserve und konnte nur Augenzeuge des Sieges über Mac Mahon sein. Noch im September erreichte er Versailles, nahm an den kleinen Gefechten von Bicêtre (19./9.) und Bellevue (30./9.) teil und machte die ganze Belagerung von Paris mit. Am 18. Januar 1871 hatte

er die stolze Freude, gleich mehreren Offizieren seines Regiments der Kaiserproklamation im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles beiwohnen zu dürfen[1]; einige Tage darauf wurde er zusammen mit elf anderen neuernannten Offizieren des Königsgrenadierregiments dem Kaiser Wilhelm vorgestellt. Die während des Krieges an die Eltern geschriebenen Briefe bilden einen wertvollen Besitz seiner Familie. Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge nahm er seine Arbeit für die Staatsprüfung wieder auf und erwarb sich in Breslau am 25. Februar 1872 neben einer Lehrbefähigung im Französischen ein sogenanntes Zeugnis ersten Grades (Deutsch, Lateinisch, Griechisch für Prima, Geschichte und Erdkunde für Untersekunda), nicht als ob damals drei Fächer für Prima zu einem Zeugnis ersten Grades gehört hätten, sondern es wurden nach der seltsamen Auffassung der damaligen Prüfungsordnung Lateinisch und Griechisch als ein Fach gerechnet. Die Form auch dieser Zeugnisse war in jener Zeit protokollarisch, der ganze Gang der Prüfung wurde wiedergegeben; und so wird es denn möglich, festzustellen, daß, obgleich auch in den anderen Fächern seine Leistungen volle Anerkennung fanden, doch besonders rühmlich das Urteil über seine Leistungen im Deutschen ist; sie werden „als so allseitig lobenswert“ bezeichnet, „wie sie selten begegnen“. Ostern 1872 begann er sein Probejahr am Realgymnasium zu Reichenbach und setzte es Michaelis am Gymnasium zu Ratibor fort; er war während der ganzen Zeit, was in jenen Tagen häufig vorkam, vollbeschäftigt und erhielt im Sommerhalbjahr eine Vergütung von 300, im Winterhalbjahr eine Vergütung von 350 Talern jährlich. Am 1. April 1873 wurde er vom Magistrat der Stadt Breslau als vorletzter „ordentlicher Lehrer“ am Elisabethgymnasium angestellt, das damals unter der Leitung des hochangesehenen Direktors Fickert stand. So erwünscht ihm auch bei seinen wissenschaftlichen Neigungen das Leben in der eine große Bibliothek und Anregungen aller Art bietenden Universitätstadt war, nahm er doch für den 1. Oktober 1882 eine Berufung als Oberlehrer — Oberlehrer hießen bekanntlich damals nicht die Lehrer an höheren Schulen, sondern die kleinere Hälfte des Lehrerkollegiums, die in der Hauptsache den Unterricht in den oberen Klassen zu erteilen hatte — an das Kgl. Gymnasium zu Brieg an. Einer Erhöhung seines Gehalts stand er mit einigem Gleichmut gegenüber; hatte ihm doch sein bisheriges

[1] S. Dr. Th. Toeche-Mittler, Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 (Beiheft 1 zum Militärwochenblatt 1896), Seite 85.

Einkommen ermöglicht, eifrig in den deutschen Alpen herumzukraxeln, 1880 zwecks Vergleichung von Handschriften nach London zu reisen und 1881 Florenz, Rom und Neapel zu sehen. Aber er hatte in Breslau wenig Aussicht, in absehbarer Zeit Unterricht auf der Oberstufe zu erlangen, da man damals noch viel mehr als heutzutage nur mit steigendem Dienstalter nach oben emporstieg. Schon Ostern 1885 kehrte er nach Breslau zurück; als der Staat sich endlich entschloß, zur Hebung des Mangels an höheren Schulen in der Provinzialhauptstadt auch seinerseits etwas beizutragen, erhielt er den Auftrag, ein neues Gymnasium einzurichten, das den Namen König-Wilhelm-Gymnasium erhielt und an dem genannten Termin gleich mit den drei untersten Klassen eröffnet wurde. Der neuen Tätigkeit unterzog er sich mit hingebendem Eifer und allseitig anerkanntem Erfolge; doch wurde ihm, noch ehe das Gymnasium die erste Reifeprüfung abhalten konnte, ein anderer Wirkungskreis angewiesen, indem er mit Wirkung vom 14. Mai 1888 zum Direktor des Gymnasiums zu Schneidemühl ernannt wurde. Hier vermählte er sich am 28. Dezember 1889 mit Charlotte Nieländer, Tochter des Professors und Ersten Oberlehrers am Schneidemühler Gymnasium Franz Nieländer; sie schenkte ihm im Laufe der Jahre vier Töchter, ein kleines Söhnchen starb wenige Monate nach der Geburt. Ostern 1893 wurde er in seine Heimatprovinz zurückversetzt, und zwar wurde ihm die Leitung des Gymnasiums zu Hirschberg übertragen. Am 17. Januar 1897 wurde er zur kommissarischen Verwaltung einer Provinzialschulratsstelle nach Breslau berufen, trat aber Michaelis 1897 noch einmal in seine bisherige Stellung zurück. Ostern 1899 wurde am Gymnasium zu Hirschberg ein pädagogisches Seminar eingerichtet und ihm die Leitung übertragen. Am 1. Februar 1900 erfolgte seine Ernennung zum Provinzialschulrat. An Nebenämtern wurde ihm am 5. Februar 1900 die Stellung als Mitdirektor des Pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen und Michaelis 1907 die Leitung der wissenschaftlichen Prüfungskommission anvertraut; gleichzeitig wurde er zum Mitglied der Prüfungskommission für die allgemeine Prüfung mit Ausschluß der katholischen Religionslehre ernannt. Auch den Vorsitz in der Prüfung für Zeichenlehrer hat er lange geführt. Am 22. Januar 1908 wurde ihm der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen. Seit 1912 hatte er im Provinzialschulkollegium die sogenannten Generalien zu bearbeiten. Während des Weltkrieges mußte er so lange, als der damalige Direktor des Provinzialschulkollegiums, Schauenburg, zur Leitung des polnischen Schulwesens nach Warschau be-

urlaubt war, neben seinem eigentlichen Amte die Leitung des Provinzialschulkollegiums übernehmen. Seiner amtlichen Tätigkeit setzten körperliche Leiden ein Ziel. Er war ein Urbild der Kraft und eigentlich nie krank gewesen; jetzt stellte sich eine langsam und allmählich, aber unaufhaltsam fortschreitende Unbeweglichkeit der äußeren Gliedmaßen, zunächst der Beine, ein. Reisen konnte er nur noch mit großer Schwierigkeit unternehmen. So sah er sich genötigt, für den 1. Juli 1916 um die Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, die ihm in ehrenvollster Weise unter Verleihung des Königlichen Kronenordens zweiter Klasse gewährt wurde, und legte bald darauf auch den Vorsitz in der Prüfungskommission nieder. Der Geist blieb frisch und arbeitslustig, die wissenschafliche Tätigkeit wurde bis zum letzten Tage eifrig gepflegt; auch das häusliche Glück erfuhr eine Mehrung: er erlebte noch die Geburt des dritten Enkels. Aber die letzten Jahre waren doch schwer. Der Tod, der am 4. Februar 1921 eintrat, war für ihn ein Erlöser.

Dies sind die äußeren Umrisse seines Lebens. Es gilt nun, einerseits seiner literarischen Tätigkeit, andererseits seiner Bedeutung als Lehrer, Direktor und Provinzialschulrat einigermaßen gerecht zu werden.

Seine wissenschaftliche Arbeit hatte, wie bereits erwähnt, schon auf der Universität den attischen Rednern gegolten; sie hat diese Richtung sein ganzes Leben beibehalten und erst spät eine Erweiterung erfahren. Er veröffentlichte zuerst einige Aufsätze über die Antidosis und die Dokimasie der Beamten in Athen sowie Textkritisches zu Lysias und Lykurgos; seine erste größere Arbeit war das 1876 erschienene Programm des Elisabethgymnasiums über die Rede des Lysias für Polystratos, die schon den Studenten beschäftigt hatte. Er legte in dieser dar, daß zwar die historischen Angaben der Rede keinen Widerspruch mit der sonstigen Überlieferung enthielten, so daß sie aus diesem Grunde keine Fälschung zu sein brauche; trotzdem könne sie wegen ihrer Härten und Dunkelheiten nicht von Lysias verfaßt sein. Die Rede wird als eine *ἀπογραφή* nachgewiesen, gelegentlich eine Emendation versucht. Dieser Abhandlung, die als fleißige und gründliche Untersuchung volle Anerkennung fand, folgte als zweite größere Arbeit die Ausgabe des Lykurgos (Lycurgi oratio in Leocratem, Weidmann 1880), über dessen Handschriftenstemma er sich schon 1877 in Fleckeisens Jahrbüchern ausgesprochen hatte. Er verfügte über eine Nachvergleichung des Crippsianus A von de Boor und eine solche des Laurentianus B von Prinz; den Oxoniensis N hatte er

sich nach Breslau kommen lassen und selbst verglichen. Seine Darlegung, daß B aus dem Crippsianus stamme, so daß seine Lesarten, wie ein Rezensent sagt, „nur aus Gefälligkeit gegen Andersdenkende aufgeführt werden", N teils absichtlich interpoliert, teils auch durch Nachlässigkeit der Abschreiber entstellt sei, fand vollkommene Billigung; die Auswahl unter den Konjekturen, unter denen es auch an eigenen guten nicht fehlte, wurde ebenso gerühmt wie die vorsichtige Behandlung des Textes. Der beste Beweis, wie vorteilhaft er sich durch seine ersten Arbeiten bei seinen Fachgenossen eingeführt hatte, war, daß Dittenberger, der die Herausgabe der dritten Auflage von K. F. Hermanns Lehrbuch der griechischen Antiquitäten übernommen hatte, am 28. Mai 1881 die Anfrage an ihn richtete, ob er nicht die Bearbeitung der Rechtsaltertümer übernehmen wolle, und Iwan Müller am 29. Dezember 1883 ihn ersuchte, für Bursians Jahresberichte die Berichterstattung über die griechischen Altertümer zu leisten. Hierzu kam es nun nicht; wohl aber antwortete er auf die erste Anfrage bejahend. Die Aufgabe war nicht unbedingt lockend. Die Rechtsaltertümer hatten bisher unter dem Titel 'Rechtliche Zustände des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens' den vierten Teil der Privataltertümer gebildet; sie waren so wenig ein selbständiges Ganze für sich, daß ihr erster Satz mit 'aber' an das Vorgehende angeschlossen wurde. Sie umfaßten auf 104 Seiten nur das Privatrecht; doch waren die Strafen nach dem seltsamen Plan des Wertes einbezogen. Jetzt sollten die Rechtsaltertümer auf Blümners Wunsch von den Privataltertümern getrennt werden. Der Neubearbeiter sollte zwar nicht mehr wie bisher gehalten sein, etwaige Zusätze zum Text in Klammern einzuschließen, aber doch diesen nach wie vor als Grundlage beibehalten. Die Folge davon war, daß die Anordnung des Stoffes dieselbe blieb, auch der Text zwar durch Zusätze erweitert, aber nicht wesentlich verändert wurde, die Anmerkungen dagegen eine wesentlich andere Gestalt erhielten; hier wurde ein reiches Material, auch aus den Inschriften, neu hinzugefügt. In den Anmerkungen lag jetzt der Schwerpunkt des Werkes. Neue Ergebnisse der Forschung zu geben war nicht eigentlich die gestellte Aufgabe; immerhin versuchte Th. zum ersten Male bezüglich der Stellung der Frauen außerhalb Attikas eine Zusammenstellung des Materials. Die von 160 auf 183 Seiten vermehrte vierte Auflage der Rechtsaltertümer erschien 1895; auch sie hielt an der bisherigen Anordnung des Stoffes fest, gab aber die dem Hermannschen Text gegenüber geübte Zurückhaltung auf und ermöglichte dadurch eine er-

hebliche Kürzung der Anmerkungen. Sie brachte nicht nur die Berücksichtigung der inzwischen veröffentlichten Literatur, sondern vor allem auch die Verarbeitung der seit 1884 bekannt gewordenen Funde (Inschriften von Gortyn, Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία, Hypereides' Rede gegen Athenogenes). Spezialfragen des griechischen Rechts erörterte er in zwei Schulprogrammen (zu den griechischen Rechtsaltertümern, Schneidemühl 1892. II. Hirschberg 1894). In ersterem behandelte er die βούλευσις im attischen Recht, die er mit Beziehung auf Antiphon VI. der herkömmlichen Auffassung gemäß als Anstiftung, intellektuelle Urheberschaft erweist, die Rechtsmittel gegen ein Diätetenurteil, das mit Hinsicht auf Demosthenes 55 nach seiner Darstellung durch eine Gerichtsverhandlung nur entweder bestätigt oder verworfen, aber nicht abgeändert werden konnte, die Rechtsfähigkeit der Frau nach Demosthenes 41 und schließlich den Verkauf von Priesterstellen und die Inschrift von Erythrai (Dittenberger S. I. Gr. 370), die im einzelnen, besonders durch die genaue Unterscheidung von πρᾶσις und ἐπιπώλησις, erläutert wird. Das Hirschberger Programm geht auf einzelne Punkte des athenischen Eherechts ein, mit Bezugnahme auf Hruzas Beiträge zur Geschichte des griechischen und römischen Familienrechts I. Es weist nach, daß die ἐγγύησις keineswegs Voraussetzung jeder rechtsgültigen Ehe sei, knüpft eine Erörterung über das bei Demosthenes 46, 18 erhaltene Gesetz an und definiert ἐγγύησις als einen mündlich vor Zeugen abgeschlossenen Vertrag und als eine die Ehe vorbereitende, nicht begründende Handlung; sodann legt er aufs neue dar, daß der Mann der κύριος seiner Frau bleibt, so lange die Ehe besteht, daß ferner der mündige Sohn der κύριος seiner verwitweten, im Hause des Vaters verbleibenden Mutter ist. Im dritten Teil, über die ἐπιδικασία, sucht er den Nachweis zu führen, daß nicht der Antrag (λῆξις) des Erben, sondern der Spruch der Behörde den Erbschaftserwerb herbeiführe, und daß die Behauptung, die Erbtochter selbst werde Erbin, durch Stellen des Rechtsverdrehers Isaios nicht gestützt werden dürfe. Als seine Ernennung zum Provinzialschulrat ihn der Möglichkeit beraubte, die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Schulprogrammen niederzulegen, veröffentlichte er sie nunmehr, mochten sie in das Gebiet der Rechtsaltertümer schlagen oder textkritischer Art sein, im Hermes, in dem noch i. J. 1919 ein Aufsatz über die Urkunden in der Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles erschien. — Des weiteren muß seiner 1894 einsetzenden regen Mitarbeit an der neuen Ausgabe von Paulys philologischer Realencyklopädie gedacht werden, für die er von

vornherein diejenigen Artikel übernahm, die sich auf griechische Redner sowie auf griechische Staats- und Rechtsaltertümer bezogen. Er hat für sie gearbeitet, bis ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. Ich zähle etwa 260 Beiträge aus den Buchstaben A—L, R und S. Sie sind natürlich von sehr ungleicher Länge; der kürzeste umfaßt nur 3 Halbzeilen, der längste, der über Demosthenes, deren 1330. Aus den in die Literaturgeschichte einschlagenden Artikeln über die griechischen Redner möchte ich seine Aufsätze über Aischines, Andokides, Antiphon, Deinarchos, Demosthenes, Hypereides und Isaios nicht unerwähnt lassen. Die Bearbeitung der griechischen Rechts- und Staatsaltertümer gab ihm Gelegenheit, sich über viele wichtige Sachen erschöpfend zu äußern; es sei in diesem Zusammenhange seiner umfangreichen Artikel über Adoption, *ἀρχαί*, *Ἄρειος πάγος*, *διαιτηταί*, *δικασταί*, *δικαστήρια*, *εἰσαγγελία*, *ἐφηβία*, *ἐπίκληρος*, Erbrecht, Freigelassene, *ὑποθήκη* Erwähnung getan. Seine Artikel im Pauly-Wissowa wurden als zuverlässig und sorgfältig bezeichnet und hatten bei der dem Verfasser charakteristischen Eigentümlichkeit der Kürze den großen Vorzug, daß sie nicht, wie es bei manchen andern der Fall ist, den ihnen gebührenden Raum überschritten.

Neben dieser Arbeit für die Rechtsaltertümer lief die Tätigkeit als Herausgeber weiter: dem schon erwähnten Lykurg folgte die Ausgabe des Deinarchos, ebenfalls bei Weidmann erschienen, nachdem er in einem Schulprogramm von 1886 die Handschriftenfrage erörtert hatte. Das Ergebnis seiner Untersuchungen bestand darin, daß ihm der Crippsianus A und der Oxoniensis N, die er einer neuen Vergleichung unterzog, obgleich nur geringe Ergebnisse von einer Nachprüfung erwartet werden konnten, gleich gut erschienen; man müsse daher nach dem von Blaß aufgestellten, aber nicht durchweg befolgten Grundsatze die Feststellung der Lesart des archetypus auf Grund der ratio zu erreichen suchen. Im übrigen drang er auf sorgfältige Unterscheidung der Korrekturen in den codices; in der Aufnahme von Konjekturen war er sparsamer als Blaß. Die Zahl der eigenen Vorschläge betrug etwa zwei Dutzend, von denen er 15 in den Text setzte. Ein Mangel der Ausgabe wie in gleicher Weise der Ausgabe des Lykurg ist, daß keine Sammlung der Fragmente beigefügt ist. — Die fortlaufende Beschäftigung mit Lysias führte zu der neuen Bearbeitung der kleinen Frohbergerschen Ausgabe mit erklärenden Anmerkungen; das zweite Heft gab er 1892 in zweiter, das erste in dritter Auflage 1895 heraus. Es ist der einzige Fall, daß er einen Redner kommentiert hat, und darum mag an dieser Stelle ein für seine Auffassung der

Redner bezeichnendes Wort angeführt werden: Man muß sich bei Erklärung der Redner gegenwärtig halten, daß, wo Unklarheit anfängt, Lüge und Entstellung nicht weit sind (Hermes 23, 345). Im übrigen gab die Neubearbeitung zu gar zu starken Änderungen keine Veranlassung, wenn auch für die Einleitungen die neueren Ergebnisse berücksichtigt, der textkritische Anhang erweitert und auch im deutschen Text die bessernde Hand angelegt wurde; an nicht wenigen Stellen wurde der handschriftliche Text wiederhergestellt. 1898 folgte der Schultext des Lysias, wie alle folgenden Ausgaben im Teubnerschen Verlage, der die neun in erster Linie für die Schullektüre in Betracht kommenden Reden mit einer kurzen Einleitung über die griechische Beredsamkeit, die politischen Verhältnisse jener Zeit und die athenischen Gerichte enthielt. 1901 kam dann die editio maior des Lysias heraus, die er seit 1887 plante, nachdem ihm Sauppe mitgeteilt hatte, daß er ihn herauszugeben nicht beabsichtige. Sie befriedigte ein wissenschaftliches Bedürfnis und wurde allgemein als ein Fortschritt in der Gestaltung des Lysiastextes anerkannt. Die Grundlage des Textes bildete natürlich der cod. Palatinus X, der in Zweifelsfällen neu für ihn eingesehen worden war. Über alles Handschriftliche erteilt die Einleitung Kunde; sie gibt sodann die neuere Literatur über Lysias, den Abschnitt aus Dionys über ihn, Pseudoplutarchs vita und schließlich kurze Inhaltsangaben zu den einzelnen Reden, die zugleich über die wichtigsten Streitfragen orientieren. Der handschriftliche Apparat unter dem Texte enthält alles Wissenswürdige in knapper und übersichtlicher Weise. Den Beschluß macht die Fragmentsammlung. Dieser Lysiastext ist das Muster für alle weiteren von ihm besorgten Editionen geworden. An die editio maior, die 1913 in verbesserter Auflage erscheinen konnte, schloß sich in demselben Jahre eine editio minor an; sie enthält nur die vita des Lysias und die argumenta orationum, dann den Text ohne jeden kritischen Apparat; auch sie kam 1913 in zweiter Auflage heraus. 1903 folgte der Isaios. Er trägt auf dem Titelblatt, im Gegensatz zu der Lysiasausgabe, noch den Namen des früheren Herausgebers (post Carolum Scheibe ed. Th. Th.), obgleich auch diese Ausgabe eine vollkommene Neubearbeitung vorstellt. Sie ist der philosophischen Fakultät der Universität Breslau gewidmet, die ihm am 28. Juli 1902 die Würde eines Dr. phil. h. c. verliehen hatte. Im Gegensatz zu Buermann und in Übereinstimmung mit der ein Jahr später erschienenen Ausgabe von Wyse (Cambridge) beruht seine Texteskonstitution auf der Annahme, daß die Lesarten des ersten

Korrektors (A^1) nicht einem Interpolator angehören, sondern den Vorzug vor der ursprünglichen Lesung (A pr.) verdienen. In der Ausnutzung von A^1, der Rückkehr zu einer konservativeren Textgestaltung und der Beigabe der wünschenswerten Hilfsmittel lag der Fortschritt dieser Ausgabe. — Dem Demosthenes hatte er schon früher eingehende Studien gewidmet. Sie waren neben der Förderung der Einzelerklärung im besonderen darauf gerichtet, ein besseres Verständnis der betreffenden Rechtsfälle herbeizuführen; wenn häufig die Erörterungen über das Wahrscheinliche nicht hinauskamen, so lag dies in der Natur der Sache begründet. Die Ergebnisse legte er der wissenschaftlichen Welt teils in einigen Aufsätzen, teils in einem Schneidemühler Programm dar (quaestiones Demosthenicae 1889); es handelt sich in ersteren um die Reden 32. 34. 35, in letzterem um die Reden 48. 39. 40. 58. Den Abschluß fand seine Beschäftigung mit Demosthenes in der Herausgabe von neun philippischen Reden (Schultext, Teubner 1896; 2. Aufl. 1913). Diese Ausgabe gleicht in allem dem Schultext des Lysias; das auch hier beigefügte „erklärende Sachregister" ersetzt vollkommen einen sachlichen Kommentar zu den Reden. Der Schultext des Demosthenes ist an unsern Schulen gern und mit großem Nutzen gebraucht worden; die eigenen Primaner des Herausgebers mußten ihn freilich zum Buchhändler zurücktragen und eine andere Ausgabe erstehen. Offenbar wollte er in seiner vornehmen Denkart auch den leisesten Anschein vermeiden, als ob er selber zur Verbreitung eines von ihm herausgegebenen Schulbuches beitragen wolle.

Hatte er bisher nur attischen Rednern seine produktive Arbeit gewidmet, so trat nunmehr eine Erweiterung seines Arbeitsfeldes ein, als ihm die Fortführung der Blaßschen Ausgabe von Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία* übertragen wurde; die neue Ausgabe erschien 1909, in zweiter Auflage 1914, und war der juristischen Fakultät der Universität Genf gewidmet, die ihn am 2. Juli 1909 bei der Feier des 350jährigen Bestehens durch das Diplom eines docteur en droit h. c. ausgezeichnet hatte. Eine neue Bearbeitung der Blaßschen Ausgabe war um so notwendiger, als erst nach derselben die akademische Ausgabe Kenyons erschienen war, die für die Lesung des Papyrus im allgemeinen den Abschluß brachte. Im übrigen sah er hier seine Aufgabe darin, den Apparat übersichtlicher und genauer zu gestalten und durch die Ausnutzung der neueren Literatur zu vermehren, schließlich den Text von den Änderungen zu befreien, die der frühere Herausgeber auf Grund seiner von ihm auch im Hirschberger Programm 1900 bekämpften

rhythmischen Theorien vorgenommen hatte. Nachdem er den kleineren Schriften Xenophons sowohl nach der textkritischen als auch nach der Seite der Überlieferung hin einige Aufsätze gewidmet hatte, erschienen von ihm i. J. 1910 in erster, 1915 in zweiter Bearbeitung Xenophontis scripta minora, fasciculus prior, Oeconomicum, Convivium, Hieronem, Agesilaum, Apologiam Socratis continens; den zweiten, den Rest der kleinen Schriften umfassenden Teil hat bekanntlich Franz Rühl herausgegeben. Beide Teile zusammen sollten die Ausgabe von Ludwig Dindorf ersetzen. Für alle fünf Schriften durfte er die Kollationen zahlreicher von C. Schenkl verglichener Handschriften benutzen; von dem Hieron, Agesilaos und Apologie umfassenden Vaticanus 1335 saec. XII (A im Hieron und Agesilaos, B in der Apologie) hatte er eine photographische Wiedergabe zur Verfügung. Im Oikonomikos und im Symposion schloß er sich an die von C. Schenkl aufgestellte These an, daß die vorhandenen Handschriften auf einen Archetypus zurückgingen, aber in zwei verschiedene Klassen einzuteilen seien; für die drei andern Schriften sucht er zu erweisen, daß der Vaticanus, wie er für den Agesilaos schon im Hermes 43 (1908) vorweggenommen hatte, die Quelle der gesamten jüngeren Überlieferung sei. Für die Textgestaltung ist die Annahme umfassender Interpolationen im Oikonomikos bemerkenswert. Die letzte von ihm hergestellte Ausgabe war die 1914 erschienene Neubearbeitung der Blaßschen editio altera des Antiphon. Über das Verhältnis der Handschriften war kein Zweifel mehr, so daß die praefatio von Blaß sehr gekürzt werden konnte: A und N waren die einzigen Grundlagen des Textes, die in Betracht kamen. Beide lagen dem Herausgeber in photographischer Wiedergabe vor; den codex Oxoniensis N hatte er obendrein, als er den Lykurg herausgab, selbst verglichen und seinen Wert in dem schon erwähnten Programm von 1886 erörtert. So konnte er die Überlieferung einer genauen Nachprüfung unterziehen; die eigenen Vermutungen wurden in einem Aufsatz, der im Hermes 49 abgedruckt wurde, begründet. Im übrigen lag zu irgendwie bedeutenden Änderungen keine Veranlassung vor, abgesehen davon, daß er es für wünschenswert hielt, die Fragmente des Sophisten Antiphon und die Deklamationen des Gorgias mit Rücksicht darauf, daß sie Diels in den Vorsokratikern bearbeitet hatte, wegzulassen, was naturgemäß weiter dazu führte, auch von dem Wiederabdruck der Stücke des Antisthenes und Alkidamas abzusehen.

Schließlich ist noch hinzuzufügen, daß er auch eine lebhafte

Tätigkeit als Rezensent entfaltet hat, und zwar sind seine Besprechungen teils in der Deutschen Literaturzeitung, teils und besonders in der Berliner philologischen Wochenschrift erschienen. Auf diese Weise erhielt er öfter die Möglichkeit, zu wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Altertümer, so z. B. zu Gilberts griechischen Staatsaltertümern, Lipsius' Attischem Prozeß, Münschers Übersetzung des Isaios, den Rednerausgaben von Blaß und Lipsius, Stellung zu nehmen. Er hat auch nicht wenige Schriften über diejenigen Redner besprochen, über die er selber nichts veröffentlicht hat.

Wir stehen vor einer fruchtbaren und reichen wissenschaftlichen Tätigkeit, die um so mehr der Anerkennung wert ist, als doch eben für sie nur die Mußestunden zur Verfügung standen; erklärlich wird sie nur dadurch, daß er nicht nur besonders geschickt seine Zeit auszunutzen verstand, sondern auch die Gabe besaß, sehr schnell zu arbeiten, ohne daß dadurch der Gründlichkeit Eintrag geschah. Jedenfalls begreift man es, daß er nicht imstande war, allen an ihn herantretenden Möglichkeiten zu entsprechen. Aber es mag doch erwähnt werden, daß der hervorragende Rechtslehrer an der Berliner Universität Kohler ihm den Vorschlag zur gemeinsamen Ausgabe von griechischen Rechtsurkunden gemacht hat, und daß Kaibel ihn für die Bearbeitung eines ius Atticum, zunächst der Solonischen Gesetze, zu gewinnen suchte.

Auf dem Gebiete der Pädagogik ist er gar nicht schriftstellerisch hervorgetreten; an Didaktischem hat er nur ganz weniges und sehr wenig Umfängliches veröffentlicht. Ein kaum zwei Seiten füllender Aufsatz über „Übungen im unvorbereiteten Übersetzen" (Monatsschr. f. höh. Schulen I) hat bei den Schulmännern verdiente Beachtung gefunden. Am Abend seines Lebens hat er eine Didaktik des griechischen und lateinischen Unterrichts in knappster Form auf 41 Folioseiten niedergeschrieben; sie ist in Schreibmaschinenschrift vervielfältigt, aber dem Drucke nie übergeben worden. Die Schrift ist der Niederschlag der langjährigen Erfahrungen, die er im eigenen Unterricht und in seinem Aufsichtsamt gemacht hat, und ist voll der lehrreichsten und nützlichsten Bemerkungen, aber durch die Veränderung der Lehrpläne und Lehrziele in ihrer praktischen Verwertbarkeit gemindert.

Als Lehrer war er wohl ursprünglich, wenn ich mich so ausdrücken darf, Naturalist; weder die Formalstufen Herbarts, die ja, als er in den praktischen Dienst eintrat, für die höheren Schulen noch nicht entdeckt waren, noch Psychoanalysen werden sein Gemüt beschwert haben. Aber so anfechtbar auch die Sitte ist, nach der

damals die jungen Kandidaten, ohne irgendwelche Anleitung zu erhalten, gleich im sogenannten „Probejahr" eine volle Lehrerstelle zur Verwaltung erhielten, ihm hat sie nichts geschadet. Denn er brachte ein hohes Maß natürlicher Lehrgabe und den energischen Willen, den Jungen unter allen Umständen etwas beizubringen, in die Praxis mit. Sein angeborenes Lehrgeschick trat besonders in der Klarheit seines Unterrichts hervor, die er immer mehr zur bewußten Kunst ausbildete; ihm kam alles auf das Verständnis der Schüler an, und so war er ein entschiedener Anhänger der vielleicht doch nicht ganz zutreffenden Lehre, daß unter keinen Umständen die Schüler etwas auswendig lernen dürften, was sie nicht ganz verständen. Seine Anforderungen mögen, besonders anfänglich, nicht gering gewesen sein; er glaubte mit Recht, daß es den Jungen selber am wohlsten sei, wenn sie ernstlich herangenommen würden. Auch die jetzt vielverbreitete Anschauung, daß der Schüler alles in der Schule lernen müsse, zählte ihn nicht zu ihren Vertretern; so sehr er dafür war, im Unterricht jede Minute auszunutzen, so hielt er doch eine maßvolle, gut vorbereitete Hausarbeit für unentbehrlich und schätzte auch ihren erzieherischen Wert hoch ein. Daß man sich auf seinen Unterricht nicht nur im allgemeinen, sondern auf jede einzelne Stunde vorzubereiten habe, ist eine Einsicht, zu der das theoretische Studium der Didaktik nicht erforderlich ist; wie streng er diese Forderung erfüllt hat, dafür legt ein Heftchen Zeugnis ab, das sich in seinem Nachlaß vorgefunden hat und seine Aufzeichnungen für den deutschen Unterricht in O III enthält; es umfaßt Dispositionen von Gedichten und Prosastücken, sachliche Erklärungen, Angaben über die Form, über metrische Eigentümlichkeiten und dgl. mehr. An Wohlwollen für seine Schüler hat es ihm gewiß nicht gefehlt, und daß auch diese dafür Empfindung hatten und ihm in ehrlicher Anhänglichkeit ergeben waren, das hat er während seiner praktischen Tätigkeit und auch später noch, als er dieser längst entrückt war, reichlich erfahren. Aber die Form des Verkehrs war, wenn er auch seinen Schülern auf Turnfahrten ein guter Kamerad war, kurz und knapp, und es darf als charakteristisch bezeichnet werden, daß er bei dem Antritt des Direktorats in Hirschberg der versammelten Schulgemeinde als seine erste Forderung Gehorsam, schweigenden Gehorsam bezeichnete. Man sieht, er würde den Modernen, die auch in der Schule die Untergrabung aller Autorität für ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, halten, schwerlich Nachfolge geleistet haben. Nicht minder bezeichnend für seine ganze Art war, daß er in derselben Rede mit zu

Herzen gehender Wärme den Schülern die Mahnung Iphigenies 'Zwischen uns sei Wahrheit' zurief und sie dringend zur Ehrlichkeit in Wort und Tat ermahnte. Was er als ordentlicher Lehrer und Oberlehrer für Unterricht erteilt hat, das im einzelnen aufzuzählen erscheint nicht angängig; als Direktor hat er in Prima immer den deutschen und den griechischen, den geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht in U II gehabt; daneben gab er Französisch in den Sekunden, in Schneidemühl, wo die Prima in einigen Fächern geteilt war, sogar in U I, in Hirschberg zeitweise auch den englischen Anfangsunterricht in O II. So kam es, daß ihm keine Zeit blieb, auch Latein in I zu übernehmen; nur in Schneidemühl hat er Horaz unterrichtet, obwohl er diesen Dichter nicht sonderlich liebte. Im Verkehr mit seinen Kollegen gehörte er als Direktor nicht zu jenen Schulleitern, die es für eine heilige Pflicht halten, die Würde des Vorgesetzten im amtlichen und womöglich auch im außeramtlichen Verkehr in jeder Weise zu wahren: daß es auch andere Direktoren geben soll, wird in den „Allgemeinen Grundsätzen" der Dienstanweisung vom Jahre 1910 zart angedeutet. Er beteiligte sich gern an den harmlosen Vergnügungen des Lehrerkollegiums, kegelte mit seinen Amtsgenossen, konnte sich eines guten Witzes, so ernsten Wesens er auch war, von Herzen freuen und erschien oft, lauflustig wie er war, am Sonnabend im Konferenzzimmer, um zu fragen, ob Stimmung zu einem gemeinsamen Sonntagsausflug in die Berge vorhanden sei. Seine große Vorliebe für körperliche Übungen veranlaßte ihn, in Hirschberg eine akademische Turnriege zu gründen, deren eifrigstes Mitglied er war. Auch auf weitere Kreise erstreckte er, wenn ihm dies wünschenswert schien, seine Tätigkeit; er gründete in Hirschberg eine Gruppe des Kolonialvereins und hat dieselbe, so lange er dort weilte, geleitet und zu hoher Blüte gebracht. Auch als Redner in größerer Öffentlichkeit ist er aufgetreten, so am Sedanfest 1895, beim Bismarckkommers 1898. Da unter den Ämtern, die er innegehabt hat, das Direktorat die meisten Gelegenheiten zum Reden bot, so mag hier ein Wort über ihn als Redner eingeschaltet werden. Zunächst ist da zu bemerken, daß er die übliche und bequeme, auch heute noch keineswegs ganz abgekommene Sitte, die Festreden abzulesen, nicht mitmachte und stets ganz frei sprach; er ist in dieser Beziehung manchem seiner Oberlehrer zum Vorbild geworden. Was die Form betrifft, so war er auch hier kurz, rhetorischem Schmuck nicht besonders geneigt, schlicht und einfach, doch energisch und wuchtig im Vortrag, und wenn er auch nach außen kühl erschien, so wurde es ihm doch

manchmal schwer, die innere Bewegung zu bezwingen. Vor allem wirkte er dadurch, daß jeder Zuhörer den Eindruck hatte, hier stehe ein Mann, dem das, was er sagt, Herzenssache ist. —

Als er 1900 der Berufung in ein umfangreicheres, verantwortungsvolleres Amt Folge leistete, tat er dies ohne Zweifel gern, wenn er auch das Gebirge sehr liebte und seine Kinder lieber in der Kleinstadt als in dem großen Breslau erzogen hätte. Aber er fühlte sich der Aufgabe gewachsen und ging mit frischem Mute an die neuen, an ihn herantretenden Aufgaben. Die Tätigkeit des Provinzialschulrats vollzieht sich nach dreifacher Richtung; sie erstreckt sich erstens auf die Gutachten und Berichte, die er an das Ministerium zu erstatten hat, zweitens besteht sie in seiner Mitwirkung an den Sitzungen des Provinzialschulkollegiums, das, wenn auch bei der Fülle der Geschäfte unendlich vieles einfach auf dem Bureauwege erledigt werden mag, doch schließlich eine kollegiale Behörde bleibt und wichtigere Angelegenheiten in gemeinsamer Beschlußfassung entscheidet; sie bezieht sich drittens auf die Fürsorge für die Anstalten seines Dezernats, wie sie durch Spezialverfügungen, Revisionsreisen, Abhaltung von Prüfungen in die Erscheinung tritt. Nur von dieser dritten Tätigkeit als der einzigen, die nach außen bekannt wird, kann hier die Rede sein; alles übrige bleibt unter dem Siegel der Amtsverschwiegenheit verborgen.

Das Provinzialschulkollegium hatte, als er in dasselbe eintrat, für die höheren Knabenschulen drei, seit 1910 vier Ratsstellen, von denen nicht etwa auf Grund irgendwelcher Bestimmung, aber nach festem Herkommen eine, später zwei, mit Katholiken, zwei mit Protestanten besetzt wurden; Anstalten mit ausgesprochen konfessionellem Charakter pflegten einem Schulrat ihrer Konfession überwiesen zu werden. So befanden sich unter den 22 Anstalten, lauter Gymnasien, die ihm anfänglich zur Aufsicht und Verwaltung überwiesen wurden, 16 mit ganz evangelischem Lehrerkollegium, 6 simultanen, aber doch überwiegend evangelischen Charakters. Eine nicht unerhebliche Änderung seines Dezernats wurde durch die wichtige Ministerialverfügung vom 23. Oktober 1911 herbeigeführt, die bestimmte, daß, soweit es möglich sei, die höheren Lehranstalten desselben Ortes einem Provinzialschulrat unterstellt werden sollten; sie war die Veranlassung, daß ihm auch Realanstalten überwiesen wurden. Die Übernahme der Generalien führte eine Verminderung der ihm anvertrauten Schulen auf 14 herbei und verringerte so seine Tätigkeit nach außen, während die Arbeit innerhalb des Provinzialschulkollegiums an Umfang und Bedeutung wuchs.

Wenn man sich seine Tätigkeit als Schulrat vergegenwärtigt, so wird man die Behauptung wagen dürfen, daß es nur wenige Direktoren und Lehrer gegeben haben wird, die seine geistige Überlegenheit nicht empfunden und willig anerkannt hätten. Diese Anerkennung beruhte nicht in erster Linie auf seinen wissenschaftlichen Leistungen, obgleich wissenschaftliche Tüchtigkeit in den Kreisen der Gymnasiallehrer trotz allen entgegenwirkenden Umständen Gott sei Dank auch heute noch Respekt einflößt, sondern einerseits auf seiner souveränen Beherrschung aller Unterrichtsfächer — nur die Theologie stand ihm vielleicht etwas ferner — und andererseits auf seinem scharfen Blick für Menschen und Dinge. Um von seinen eigenen Hauptfächern abzusehen, so beherrschte er die beiden modernen Sprachen so, daß er, wie schon erwähnt, in ihnen Unterricht zu erteilen wagen konnte. In der Geschichte hätte er jederzeit in der Reifeprüfung den fachmännischen Examinator vertreten können, und die Erdkunde war ihm nicht etwa bloß in der Weise geläufig, in der etwa früher ein Historiker Geographie trieb, sondern auch in dem modernen Sinne, in dem sie vor allem als Naturwissenschaft aufgefaßt wird. So konnte er seinem alten Freunde, dem hervorragenden Geographen Joseph Partsch in Leipzig, im Riesengebirge ein verständnisvoller Begleiter bei seiner Untersuchung der Schneegruben sein und die Korrektur der Landeskunde Schlesiens auch mit sachlichem Urteile lesen. Eine besondere Vorliebe hatte er für die Mathematik. Als die Forderungen in diesem Fach stiegen und zur sogenannten Elementarmathematik Kegelschnitte und analytische Geometrie hinzukamen, machte er sich noch als Schulrat auch mit diesen Zweigen der mathematischen Wissenschaft vertraut. Auch in den technischen Fächern konnte er mitsprechen. Er hatte im Turnen auf Grund seiner beim Militär und im eigenen Unterricht erworbenen Erfahrungen — er ist selber in jüngeren Jahren Turnlehrer gewesen — einen solchen Einblick in den Turnbetrieb gewonnen, daß er sogar einem geprüften Turnlehrer sehr wohl Weisungen zu erteilen in der Lage war. Sogar im Zeichnen war er keineswegs Laie. Er besaß das von seiner Großmutter her in der Familie erbliche Zeichentalent (die Schwester seines Vaters war die seiner Zeit sehr geschätzte Illustrationskünstlerin Luise Thalheim, besonders glücklich in der Illustration von Kindermärchen und Kinderliedern, † 1902), hatte in der Jugend unter der Anleitung seines Vaters und später viel und gern gezeichnet und konnte daher Zeichnungen wirklich sachgemäß beurteilen. Neben dieser Beherrschung des Stoffes erwirkte ihm sein

praktischer Blick für die inneren und äußeren Bedürfnisse des Schullebens hohe Anerkennung. Er hatte, wenn er eine der ihm anvertrauten Schulen besuchte, die Augen überall und zog Kleines und Großes in den Bereich seiner Wirksamkeit. Es erschien ihm keineswegs unter seiner Würde, Weisungen darüber zu geben, wie am ehesten bei den Klassenarbeiten der Schüler eine leidliche Handschrift zu erzielen sei. Hier riet er, um den Jungen mehr Schatten auf dem Spiel- und Turnplatz zu verschaffen, den Rand desselben mit Bäumen zu bepflanzen; dort ordnete er an, die jedenfalls für Schulzimmer ganz unpraktischen Jalousien durch Vorhänge zu ersetzen. Die Ratschläge, die er für den Unterricht gab, zielten hauptsächlich darauf ab, die Aufmerksamkeit der Schüler nach Möglichkeit zu steigern; der beste Lehrer war ihm der, welcher in seiner Klasse die größte Aufmerksamkeit zu erzielen weiß. Daher wandte er sich lebhaft gegen die früher weitverbreitete Unterrichtsmethode, nach der der Lehrer bei der Übersetzung der Schriftsteller immer nur mit demjenigen, der eine Stelle übersetzt hat, verhandelt, um Fehler zu verbessern und den Ausdruck zu vervollkommnen, anstatt sofort nach dem Ende der durch keine Frage oder Bemerkung unterbrochenen Übersetzung die ganze Klasse zur Mitarbeit aufzurufen und durch die Möglichkeit, sich zu betätigen, die Mitschüler zu regem Zuhören während der Übersetzung anzuspornen. Man darf es wohl seinem Einfluß zuschreiben, daß die Frage: Nach welchen Grundsätzen ist bei dem Übersetzen aus den fremden Sprachen zu verfahren? als erster Gegenstand auf die Tagesordnung der 13. Schlesischen Direktorenkonferenz zu Jauer (1905) gesetzt wurde. — In zweiter Linie möchte ich als charakteristisch für ihn bezeichnen die Geradheit und unbedingte Zuverlässigkeit, die von allen, die mit ihm amtlich zu tun gehabt haben, als über jeden Zweifel erhaben empfunden worden ist, eine Eigenschaft, die an einem Vorgesetzten nicht minder hoch, vielleicht noch höher geschätzt zu werden pflegt als hervorragende Tüchtigkeit im Amt. Man wußte, sozusagen, immer, wie man mit ihm daran war. Was er an Ausstellungen zu machen hatte, brachte er ohne überflüssige Schärfe vor mit der Offenheit, die ihm als amtliche Pflicht und darum als selbstverständlich erschien. Drittens dünkt mir an seiner Tätigkeit als Schulrat besonderer Hervorhebung wert die Selbstbeschränkung, die er stets geübt hat. Er ließ den Direktoren, die zu seinem Dezernat gehörten, wie er schon als Direktor die Mitglieder seines Kollegiums nicht im geringsten eingeengt hatte, in weitestem Umfange freie Hand, auch dann, wenn er persönlich

vielleicht etwas anderer Ansicht war; die gerade in seinem Amte nicht geringe Gefahr, alles von oben dirigieren zu wollen, bestand für ihn nicht. So pflegte er die Stundenverteilungspläne ohne weiteres zu genehmigen, und Anträgen auf Einführung anderer Lehrbücher bewies er das weiteste Entgegenkommen.

Einen besonderen Eifer widmete er der Erziehung des Nachwuchses. Erstens geschah dies in seiner Stellung als Mitdirektor des pädagogischen Seminars in Breslau. Sodann hatte er die an den Anstalten seines Dezernats bestehenden Seminare zu beaufsichtigen. Dieser Pflicht kam er vor allem dadurch nach, daß er bis zum Weltkriege, der ja fast alle Kandidaten verschwinden ließ, die Seminare pünklich zweimal im Jahre einer gründlichen Revision unterzog. In seinen Anforderungen war er nicht rigoros; er wußte, daß Unterrichten keine so einfache Sache sei, zumal da doch nicht jeder Kandidat angeborene Lehrgabe mitbringt, und die Beherrschung des Stoffes zwar zur Voraussetzung habe, sich aber nicht ohne weiteres aus ihr allein ergebe. Seine Weisungen und Ratschläge waren bestimmt und praktisch, so daß man etwas mit ihnen anfangen konnte, hielten sich fern von allem Phrasenhaften und allen hohen Worten, die in der Pädagogik und Didaktik so beliebt sind, und hatten somit den großen Vorteil, wirklich ausführbar und erfüllbar zu sein. Gegengründe, die die Kandidaten etwa anführten, hörte er gern an und ließ sie, wenn möglich, gelten, war auch ganz frei von der Sucht, unter allen Umständen Ausstellungen zu machen, brachte es vielmehr sehr wohl fertig, zu erklären, daß er gar nichts einzuwenden habe. Auch in ihrem zweiten Vorbereitungsjahr, das damals im Gegensatz zum Seminarjahr Probejahr hieß, waren die jungen Kollegen der Gegenstand seiner besonderen Fürsorge und Aufmerksamkeit; die Ausstellung des Anstellungsfähigkeitszeugnisses, das ja damals ohne die zweite Prüfung erteilt wurde, nahm er keineswegs leicht. Schließlich lohnt es sich, noch ein Wort über die Art, wie er die Reifeprüfung abhielt, hinzuzufügen. Bald nachdem er sein neues Amt angetreten hatte, wurde die Prüfungsordnung vom Jahre 1891, die sicher zur Hebung der Leistungen auf unseren Schulen nicht beigetragen hat, durch die Ordnung von 1901 ersetzt, die neben sonstigen Abänderungen die Befreiung von einzelnen Teilen der mündlichen Prüfung vollkommen in die Hände des „Königlichen Kommissars“, wie es damals amtlich hieß, legte. Von dieser Befugnis hat er einen äußerst sparsamen Gebrauch gemacht. Von einer Prüfung in der Religion sah er, wenn die Fachlehrer nicht etwa besondere Wünsche hatten, gern ab, um, wie er wieder-

holt geäußert hat, alles zu vermeiden, was dazu beitragen könnte, dem Religionsunterricht die Richtung auf die Einprägung abfragbaren Wissens zu geben. Auch von der Vorlegung einer Stelle aus Horaz oder Homer wurde öfter Abstand genommen. Bei solchen, die ganz sicher in der Mathematik standen, verzichtete er bisweilen, wenn auch selten, auf die mündliche Prüfung in diesem Fache, die ja hier der schriftlichen Leistung gegenüber wenig in Betracht kommt. In allen anderen Fächern wurden alle Prüflinge ohne Ausnahme durchgeprüft, soweit sie nicht von der ganzen mündlichen Prüfung befreit wurden. Gerade in dieser Tätigkeit als Prüfungskommissar hatten die Kollegien Gelegenheit, seine unverwüstliche Leistungsfähigkeit kennen zu lernen. Nicht selten nach einer fast schlaflosen Nacht, wie er denn viel an Schlaflosigkeit gelitten hat, dauerte er, jedem Lehrfach und jedem Prüfling die gleiche unermüdliche Aufmerksamkeit schenkend, bis in die späten Abendstunden aus, und zwar nicht einmal, wie die Mitglieder einer einzelnen Prüfungskommission, sondern Tag für Tag sechs Wochen hindurch, soweit nicht die Durchsicht der schriftlichen Prüfungsarbeiten Pausen erforderlich machte. Etwaigen Täuschungsversuchen bei diesen, die leider immer wieder vorkommen, auf die Spur zu kommen, hielt er für eine sehr ernste Pflicht, wie er denn überhaupt sich nicht gern etwas vormachen ließ und auch von Direktoren und Oberlehrern sich nichts hätte vormachen lassen, wenn es versucht worden wäre. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß er Unterschleife, die den Fachlehrern trotz aller Aufmerksamkeit entgangen waren, bloßgelegt hat. In seinen Anforderungen als Kgl. Kommissar war er schwächlicher Abminderung der Unterrichtsziele nicht geneigt, aber doch von sicherem Blick für das Erreichbare und im allgemeinen milde in seinem Urteil, und vor allem erachtete er es für selbstverständlich, über Unbedachtheiten und Versehen, die aus Aufregung und Examensfurcht hervorgingen, ohne weiteres hinwegzusehen. In die Prüfung griff er nicht selten ein und konnte dies um so eher, als er ja alle Fächer beherrschte. Die schon einmal angeführte Verfügung vom 23. Oktober 1911 beschränkte die Teilnahme der Provinzialschulräte an den Reifeprüfungen in umfangreichem Maße und legte der Regel nach die Leitung der Prüfungen in die Hände der Direktoren. Sie brachte ihm eine Entlastung von aufreibender Arbeit; ob er aber diese „Depossedierung der Schulräte“, wie er sich einmal ausdrückte, für sehr glücklich gehalten hat, darf bezweifelt werden.

Es geht den Oberlehrern, die in höhere Stellen befördert

werden, seltsam. Zweifellos werden in erster Linie diejenigen zu Direktoren ernannt, die für tüchtige Lehrer gelten; sie werden durch die Beförderung in ihrer unterrichtlichen Tätigkeit eingeschränkt. Auch bei der Beförderung zum Provinzialschulrat (heute: Oberschulrat) kommt, wenn auch gewiß nicht allein, hervorragende didaktische Tüchtigkeit sehr wesentlich mit in Frage, und der Provinzialschulrat hat gar nicht mehr zu unterrichten. Bei Th. hatte man eigentlich keinen Grund, darüber zu klagen, daß er seit 1900 dem Lehramt ganz entzogen war. Er war gewiß ein geborener Lehrer, aber nicht minder ein geborener Verwaltungsbeamter, wie auch in der Zeit, in der er das Provinzialschulkollegium leitete, sich deutlich gezeigt hat.

Was die Seinen mit ihm verloren haben, davon ist hier nicht zu reden; in der Erinnerung der schlesischen Schulmänner, die mit und unter ihm gearbeitet haben, wird er fortleben als ein aufrechter Mann, der frei war von Menschenfurcht nach oben wie nach unten, durch seine altpreußische Pflichterfüllung in guten wie in kranken Tagen weithin ein Vorbild war und trotz der ihm eigenen Wortkargheit und Zurückhaltung ein warmes Herz besaß für alles, was seiner Pflege anvertraut war. Multis ille bonis flebilis occidit.

Schriftenverzeichnis, chronologisch geordnet.

Zu Lysias. Jahrb. 111, 1875, 522 f. (betr. Lys. 19, 34—41.)

Des Lysias Rede für Polystratus. Progr. des Elisabethans zu Breslau. 1876, 40 S.

Das attische Militärstrafgesetz und Lysias 14, 7. Jahrb. 115, 1877, 269—272.

Die Antidosis. Jahrb. 115, 1877, 613—618.

Zu Lykurgos. Jahrb. 115, 1877, 673—683. (Handschriftliches u. Textkritisches.)

Zu Lysias. Jahrb. 117, 1878, 545—561. (Textkritisches.)

Zur Dokimasie der Beamten in Athen. Hermes 13, 1878, 366 bis 372.

Die Dokimasie der Beamten in Athen. Jahrb. 119, 1879, 601 bis 608.

Zu Lykurgos. Hermes 15, 1880, 412—416. (Zur Textkritik.)

Lycurgi oratio in Leocratem, ed. Th. Th. Weidmann, 1880.

Die Antidosis. Hermes 19, 1884, 80—91.

Lycurgea et Antiphontea. Rudolfo Prinz Monasterium discessuro valedicunt palicolae Vratislavienses, S. 7—8. Breslau 1882.

Lehrbuch der griechischen Rechtsaltertümer, von K. Fr. Hermann. 3. (1884) u. 4. (1895) Auflage, von Th. Th. Leipzig u. Freiburg i. B.

De Dinarchi codicibus commentatio. Progr. des Wilhelmsgymnasiums zu Breslau 1886. 13 S.

Zu Deinarchos. Hermes 22, 1887, 378—387. (Textkritisches.)

Dinarchi orationes tres, edidit Th. Th. Weidmann 1887.

Der Prozeß Demons gegen Zenothemis. (Demosthenes) 32. — Hermes 23, 1888, 202—210.

Der Prozeß des Androkles gegen Lakritos und seine Urkunden. (Demosthenes) 35. — Hermes 23, 1888, 333—345.

Der Prozeß des Chrysippos gegen Phormion. (Demosthenes) 34. Philologische Abhandlungen zum 70. Geburtstage von Martin Hertz, S. 58—64.

Quaestiones Demosthenicae. Progr. Schneidemühl 1889, 13 S. (Betrifft die Reden 48. 39. 40. 58.)

Lysias, Ausgewählte Reden, erklärt von H. Frohberger. Kleinere Ausgabe, besorgt von Th. Th. Heft II, 2. Aufl. Teubner 1892. Heft I, 3. Aufl. 1895.

Zu den griechischen Rechtsaltertümern. Progr. Schneidemühl 1892. 14 S.

Die drakontische Verfassung bei Aristoteles. Hermes 29, 1894, 458—463.

Zu den griechischen Rechtsaltertümern. II. Progr. Hirschberg 1894. 18 S.

Demosthenes' neun philippische Reden. Schultext. Teubner 1896. 2. Aufl. 1913.

Lysias' ausgewählte Reden. Schultext. Teubner 1898. 2. Aufl. 1913.

Zu Lykurgos und Lysias. Progr. Hirschberg 1900. 18 S. (Inhalt: Rhythmus im Lykurg; Textkritisches zu Lysias.)

Lysiae orationes, rec. Th. Th. editio maior u. editio minor. Teubner 1901; maior editio altera correctior. 1913; editio minor altera 1913.

Zur Eisangelie in Athen. Hermes 37, 1902, 339—352.

Übungen im unvorbereiteten Übersetzen. Monatsschrift für höhere Schulen I, 1902, S. 171—173.

Zu Isäus. Hermes 38, 1903, 456—467. (Textkritisches.)

Isaei orationes. Post Carolum Scheibium iterum ed. Th. Th. Teubner 1903.

Gesetz von Samos über Getreideankauf und -verteilung. Hermes 39, 1904, 604—610.

Zum Unterricht in der deutschen Geschichte. Monatsschrift für höhere Schulen IV 1905, 63 (Empfehlung des historischen Lesebuches v. Richard Müller).

Der Eid der Schiedsrichter in Athen. Hermes 41, 1906, 152 bis 156.

Eisangeliegesetz in Athen. Hermes 41, 1906, 304—309.

Zu Xenophons Oikonomikos. Hermes 42, 1907, 630—642. (Textkritisches.)

Zu Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία*. Berl. philol. Woch. 1908, 977 f. u. 1640.

Zu Xenophons kleineren Schriften (Hieron Agesilaos Apologie). Hermes 43, 1908, 427—440.

Aristotelis πολιτεία Ἀθηναίων. Post Frider. Blaß ed. Th. Th. Teubner 1909; iterum ed. 1914.

Die Cäsuren des Hexameters und des Trimeters. Monatsschrift für höhere Schulen IX 1910, 428 f.

Testament, Adoption und Schenkung auf den Todesfall. Zeitschrift der Savignystiftung 31, 1910, 398—401.

Xenophontis scripta minora, fasciculus prior, Oec. conv. Hier. Ages. Apol. Socratis continens. Post Ludovicum Dindorf ed. Th. Th. Teubner 1910; iterum edidit 1915.

Zu Xenophons πόροι. Berl. philol. Woch. 1911, 123. (Konjekturen.)

Antiphontis orationes et fragmenta. Post Frid. Blaß ed. Th. Th. Teubner 1914.

Zu Antiphon. Hermes 49, 1914, 143—148. (Textkritisches.)

Zu [Herodes] περὶ πολιτείας. Berl. phil. Woch. 1919, 765 f.

Zu Demosthenes. Hermes 54, 1919, 108 u. 443—445. (Textkritisches.)

Die Aristotelischen Urkunden zur Geschichte der Vierhundert in Athen. Hermes 54, 1919, 333—336.

Zu Xenophons kleineren Schriften. Berl. phil. Woch. 39, 1098 bis 1101.

Dazu etwa 260 Artikel im Pauly-Wissowa und zahlreiche Rezensionen.

Alfred Gercke.

Geb. 20. März 1860, gest. 26. Januar 1922.

Von

Bruno Prehn in Breslau.

Für Überlassung von Material habe ich in erster Linie Frau Geheimrat Gercke zu danken, deren Liebenswürdigkeit mir vertrauensvollen Einblick in allerlei Aufzeichnungen, Briefe u. a. gestattete. In Einzelheiten gaben mir dankenswerte Auskunft die Herren Professoren Hoenigswald, Koepp, Kroll, Winter und Norden, auch der Direktor der Breslauer Universitätsbibliothek O. Günther. Für die Anfänge der „Einleitung" verdanke ich Herrn Dr. Giesecke Einsichtnahme in den zwischen Gercke-Norden und B. G. Teubner geführten Briefwechsel.

Alfred Gercke wurde am 20. März 1860 zu Hannover geboren. Sein Vater Otto G., damals kgl. Baurat in Hannover, entstammte einer alten Göttinger Familie, deren Stammbaum sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen läßt[1]), und die ihre Söhne schon um 1500 zur Universität schickte, um die Rechte zu studieren. Er wird als „etwas phlegmatisch und skeptisch veranlagt" geschildert[2]) und soll durch sein mit hervorragender Tüchtigkeit gepaartes auffallend ruhiges und selbstbewußtes Wesen schon früh Eindruck gemacht haben, so daß ihm eine glänzende Zukunft sicher war; sein lauterer, selbstloser und zuverlässiger Charakter wird rühmend hervorgehoben. Die Mutter, Charlotte geb. Wilmanns, war die

---

[1]) Der Vater war damals schon im Alter von 35 Jahren. Das Material zur Geschichte der Familie Gercke hat mit restlosem Eifer der älteste Sohn von A. G. Otto G. als Sekundaner und Primaner durch eigene archivalische Studien zusammengestellt. Die Familie besaß ein kleines Landgütchen bei Göttingen, und Jahrhunderte hindurch ist sie im Besitz dieses Lehens durch Lehnsbriefe, die zum großen Teil gesammelt vorliegen, bestätigt worden. Es ist nur zu bedauern, daß das Material, das druckfertig vorliegt, nicht veröffentlicht werden kann. Otto G. ist im Frühjahr 1918 auf dem westlichen Kriegsschauplatze als junger Offizier den Heldentod gestorben.

[2]) Vgl. L. Franzius, „Aus meinem Leben." Bremen 1896, S. 44 f., 124.

Tochter des praktischen Arztes Dr. A. Wilmanns in Vegesack bei Bremen und die Schwester des bekannten Gelehrten und späteren Generaldirektors der kgl. Bibliotheken, Geheimrat August Wilmanns[1]). An der Mutter, die den Schmerz erlebt hat, auch ihr letztes Kind noch überleben zu müssen, hat A. G. zeit seines Lebens mit innigster Liebe gehangen. Der Onkel Wilmanns hat in der Familie und in dem Leben des Studenten und jungen Gelehrten eine gewisse Rolle gespielt; er wird immer wieder mit größter Achtung genannt, scheint aber für den Neffen immer nur die Autorität geblieben zu sein.

Die ersten Jugendjahre bis Herbst 1868 verlebte A. G. in seiner Vaterstadt Hannover. 1861 wurde die Ehe seiner Eltern mit einem 2. Kinde gesegnet, einer Tochter; diese Schwester Marie ist dann in dem Grade die Gespielin seiner Jugend geworden, daß A. G. sie selbst in Aufzeichnungen aus dem Jahre 1875 als „mein erster und bester Freund“ bezeichnet hat[2]). Ein 3. Kind, ein Knabe, ist zu früh gestorben, als daß er dem Bruder etwas hätte sein können.

In Hannover hat A. G. auch schon kurze Zeit die Schule besucht, aber nur zu bald wurde er der Heimat, der die Familie Jahrhunderte hindurch die Treue gehalten hatte, entrissen. 1868 erfolgte die Berufung seines Vaters, der sich, wie gesagt, schon früh als Wasserbaufachmann einen Namen gemacht hatte, in das preußische Ministerium für Handel, Gewerbe uud öffentliche Arbeiten und damit die Übersiedlung nach Berlin, das damals eben aus den neuannektierten Gebieten alle Begabungen an sich zog.

In dem Berlin der 70er Jahre hat A. G. so die entscheidenden Jugendjahre zugebracht. Es sind durchaus glückliche Zeiten für ihn gewesen. Aus eigenen Aufzeichnungen, die vorliegen — sie setzen mit der Konfirmation durch Büchsel (Frühjahr 1876) ein —, kann man sich ein ungefähres Bild von der Umgebung machen, in der A. G. aufgewachsen ist. Es waren die ersten Beamtenkreise der damaligen Berliner Gesellschaft, in denen man lebte, in denen der Name Büchsel auch um 1876 herum noch besonderen Klang hatte. Büchsel selbst als Persönlichkeit scheint dauernden Einfluß auf A. G. nicht gewonnen zu haben; „positiv“ — alles andere als das

[1]) Interessant ist, daß auch in dem Stammbaum der Wilmanns eine Reihe von Juristen und Verwaltungsbeamten sich findet, so daß man geradezu sagen könnte, A. G. stamme väterlicher- und mütterlicherseits aus einer altniedersächsischen Beamtenfamilie.

[2]) Sie ist unvermählt im Jahre 1910 gestorben.

ist A. G. später gewesen — und „reaktionäre“ Anwandlungen lagen ihm ganz fern, er als „Neupreuße“ hielt sich zu den Nationalliberalen, auch das ist typisch, für die er in Greifswald später eifrig agitiert hat, und später zur deutschen Volkspartei. Der Sinn für religiöse Werte, den er sich stets erhalten hat, ist aber schon damals recht wach in ihm gewesen, so daß Useners religionsgeschichtliche Problemstellungen später bei ihm auf dankbaren Boden fallen mußten. Im Elternhause begeisterte man sich vorurteilsfrei [1]) für alles Gute und Schöne; Literatur und Kunst wurden in feinsinnigster Weise gepflegt; Schauspiel und Oper, Vorträge und Konzerte, gediegene Zeitschriften, literarische Leseabende, an denen man mit verteilten Rollen las, sind Selbstverständlichkeiten. Alle Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte werden mit größtem Interesse aufgenommen; immer wieder finden sich in den Briefen des Studenten Anspielungen auf eben Erschienenes und eingehende Wertungen. A. G. selbst hat im besonderen für das Theater geschwärmt. Er selbst hat sich wiederholt in seinen Primanertagen als Schauspieler und Regisseur betätigt und auch später noch, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Im Schauspielhause hat er als Primaner als Statist gewirkt, und besonders stolz ist er damals darauf, berichten zu können, eine Aufführung des „Neffe als Onkel“ vor 70 Zuschauern in Szene gesetzt zu haben.

Von der Schule — seit Herbst 1868 hat A. G. das Wilhelms-Gymnasium besucht, er trat in die Octava ein und ist auf der Anstalt bis zur Reifeprüfung geblieben — hört man nicht allzuviel in seinen Aufzeichnungen. Unter seinen Lehrern fallen die Namen O. Kübler als Direktor, Gleditsch, Rethwisch vor allem auf. Seine besondere Stärke war die Mathematik; Deutsch und Geschichte haben ihn sichtlich interessiert; in Latein und Griechisch scheint er durch besondere Leistungen nicht hervorgeragt zu haben; mit Begeisterung hat er schon damals, wenn die Schule das auch nicht so hat feststellen können, aber die Aufzeichnungen lehren es, seinen Homer gelesen, den er immer wieder zitiert, und schon damals schwärmt er für Platon. Einer seiner Lateinlehrer war später aufs höchste überrascht, als sich A. G. ihm als Privatdozent für klassische

---

[1]) Bezeichnend für die Einstellung des Elternhauses und wohl auch des größten Teils der damaligen Berliner Gesellschaft — erst in den 80er Jahren türmten sich ja die antisemitischen Wellen — ist folgende Äußerung von A. G. aus den Jahren 1878/1879 über einen Freund: „Er rechnet sich zu den Freigeistern und ist so kleinlich, bei anderen am mosaischen Bekenntnis Anstoß zu nehmen.“

Philologie vorstellte. A. G. hat nur zu gern von dieser Begegnung erzählt; so sei sie hier geschildert; sie ist ja so typisch für die Schulmänner alten Schlages. Nach langen Jahren traf A. G. zufällig einen alten Lehrer, klassischen Philologen, unter den Linden, der ihn natürlich fragte, was er jetzt eigentlich treibe; die Antwort: „Ich bin Privatdozent in Göttingen," löste Erstaunen aus; als der alte Herr denn weiter fragte und hören mußte, sein ehemaliger Schüler sei Privatdozent für klassische Philologie, fiel er aus allen Wolken, rang mühsam nach Fassung und fragte dann tiefaufatmend: „Nun sagen Sie mir bloß, was halten Sie denn da für Vorlesungen?" Als A. G. ihm daraufhin erklärte, er lese vor allem über hellenistische Philosophie, da atmete der andere erleichtert auf und beteuerte: „Ich habe es mir doch gleich gedacht, daß Sie kein richtiger klassischer Philologe sind!" Kann uns diese Wertung des Hellenismus für die damalige Zeit kaum in Erstaunen setzen, so sei, um dies Entsetzen des alten Lehrers vor diesem Privatdozenten der klassischen Philologie einigermaßen begreiflich zu machen, hier noch ein Erguß des Primaners A. G. gegeben, den ich mir aus einer Aufzeichnung aus dem Frühjahr 1875 ausgeschrieben habe; das Ganze trägt die Aufschrift: Laelius oder über meine Freundschaften; den Inhalt bilden Charakteristiken seiner Freunde; es scheint eben schon damals in der Berliner Luft gelegen zu haben, „Köpfe" zu zeichnen. In diesem Schriftchen heißt es zu Beginn: „Ich muß gleich erklären, daß ich Ciceros Laelius zwar teilweise gelesen, aber so langweilig befunden habe, daß ich wenig von seinem Inhalte in mich aufgenommen. Nur soviel schwebt mir vor: Cicero galt die Freundschaft als eine auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsgesellschaft gegen Immoralität und staatliche Opposition. Mit einem Worte: seine philosophische Schrift enthält von Philosophie wenig, von Verständnis nichts; seine idealen Gedanken sind rhetorische Seifenblasen, sein Zweck Wichtigtuerei und Eitelkeit. Mit diesem Laelius habe ich nichts zu tun." Diese Ketzereien des Primaners mögen zugleich als Stilprobe dafür gelten, wie A. G. sich damals zu geben beliebte; ähnlich scharf hat er ja auch später noch gelegentlich formuliert; aber wie mußten derartige Äußerungen in den 70er Jahren wirken! Interessant ist übrigens, daß A. G. damals in Berlin in kameradschaftlichen Beziehungen zu Ludwig Traube gestanden hat.

Herbst 1879 legte er die Reifeprüfung ab, um, wie er selbst angegeben hatte, Mathematik zu studieren. Doch zunächst diente er jetzt sein Jahr ab, und zwar beim Kaiser Franz Garde-

Grenadierregiment. Er muß mit Leib und Seele Soldat gewesen sein, denn am Schluß des Jahres wurde er, obwohl er doch eigentlich „noch nichts war“, zum überzähligen Unteroffizier befördert. Er hat dann später gern und mit Leidenschaft seine Übungen gemacht und es schließlich in den 90er Jahren bis zum Oberleutnant der Gardelandwehr II gebracht; daß er sich dann beim Beginn des Weltkrieges trotz seiner damals 54 Jahre wieder zur Verfügung stellte, war Ehrensache. Während des Einjährigendienstjahres ließ er sich bereits an der Berliner Universität immatrikulieren, allerdings nicht um Mathematik zu studieren, sondern um bei Müllenhof „Deutsche Poesie“ und bei Droysen „Reformation und Gegenreformation“ zu hören. Die Angabe „Studium der Mathematik“ muß ihm von vornherein selbst wohl nicht ganz ernst gewesen sein, wenn er selbst auch gelegentlich seinen Freunden von Astronomie u. a. vorgeschwärmt hat. Seine Neigungen sprachen durchaus für ein Studium der Literaturwissenschaften, wie es ihm damals wohl vorschwebte, d. h. der Philologie.

Herbst 1880 ging er nach Bonn; hier hat er, abgesehen von 2 Semestern, die ihn nach Berlin zurückgeführt haben (S. S. 1883, W.S. 1883/4), seine Studentenjahre zugebracht, hier hat er im Frühjahr 1885 promoviert und hier auch sein „Staatsexamen“ bestanden. Hier in Bonn ist er zum begeisterten Altertumswissenschaftler geworden, und zwar unter dem Eindruck der gewaltigen Persönlichkeit eines Usener.

Den Akten nach erscheinen zunächst in dem Verzeichnis der Vorlesungen, die A. G. in Bonn gehört hat, neben Usener, Bücheler, Kekulé die Namen Maurenbrecher (Geschichte), Aufrecht (Sanskrit), Franck (Germanistik). Man sieht die Weite seiner Interessen. Aber dann liest man nun immer wieder die Namen des Bonner Dreigestirns: Usener, Bücheler, Kekulé. Bei Lübbert hat er nur ein einziges Kolleg belegt, alllerdings im Proseminar und Seminar unter ihm gearbeitet. Einmal hat er bei Bender „Religionsphilosophie“ gehört, übrigens schon S.S. 1882, also ehe der Fall Bender akut geworden war; Benders Ausführungen ist er, wie die Briefe zeigen, mit größter Anteilnahme gefolgt; W.S. 1882/83 interessieren ihn loers „Römisches Staatsrecht“ und „Geschichte der römischen Gesetzgebung“ u. a. Drei Semester ist er ordentliches Mitglied des philologischen Seminars gewesen, regelmäßig hat er an den archäologischen Übungen Kekulés teilgenommen.

Dies Bild, das die Akten bieten, ergänzt in lebendigster Weise eine Reihe von Briefen an Eltern und Schwester, die sich

erhalten haben. Bis in die kleinsten Einzelheiten hat A. G. in frischesten Farben und mit kräftiger Pinselführung das Leben und Treiben in Bonn seinerzeit geschildert. Es ist wirklich ein Genuß, diese anschaulichen Bilder an sich vorüberziehen zu lassen. Viel Scherzhaftes aus rheinischem Studentenleben wird berichtet; A. G. ist anscheinend nie Spielverderber gewesen. Wenn er sich aber in den Briefen gelegentlich als „Bierstudent" geben will, so ist das allerdings nur Motiv; denn wer nach Köln fährt, um Devrient als Faust zu sehen, ist alles andere als das. Er muß mit eiserner Energie gearbeitet haben, wenn man übersieht, wie viel an antiker Literatur er schon damals durch umfassende Lektüre in sich aufgenommen hat. In den Kreisen der Philologiestudenten ist er zunächst merkwürdig kühl aufgenommen worden; er selbst ist sich auch darüber klar, daß er das bestimmten Eigenschaften zu danken habe, die den ausgeprägten Berliner kennzeichnen; erst allmählich hat er Anschluß gefunden; am nächsten haben ihm anscheinend Winter und Koepp gestanden; neben ihnen fallen dann immer wieder die Namen Marx, Wolters, Dümmler, Münzel, später Ziehen, Fowler u. a. Im „Bonner Kreise", der damals auf der Höhe seiner Entwicklung gestanden haben soll, hat er sich recht rege am wissenschaftlichen Leben beteiligt. Bei den Herren Professoren, den Olympiern, wie er sie gern nennt, war ihm, dem Neffen von A. Wilmanns, von vornherein ein herzlicher Empfang sicher, vor allem bei Usener. Usener erklärte ihm gleich beim ersten Besuche: „Für einen so nahen Verwandten eines meiner besten und ältesten Freunde bin ich jederzeit zu sprechen." Nicht lange, so ist er in der Familie ein gern gesehener Gast; ja er scheint sich schließlich fast als „Sohn des Hauses" gefühlt zu haben; jedenfalls fällt von seiner Seite einmal der Ausdruck, und anscheinend übertreibt er nicht. Der Höhepunkt dessen, was ihm das Haus Usener menschlich gegeben hat, sind die Weihnachtstage 1882 gewesen. Er half den Christbaum mit ausschmücken; am Heiligen Abend ging man mit der ganzen Familie gemeinsam zur Kirche, dann hat er schnell noch „den Jungens" einige Soldaten aufgebaut; er steckt die Lichter am Weihnachtsbaum an: „von der ganzen Familie durfte niemand ins Zimmer." Bei der Bescherung erhielt er u. a. von Usener einen Persius ed. Casaubonus (1605) „als Anfang einer Sammlung älterer Bücher", wie Usener liebenswürdig hinzufügte. Und weiter berichtet er: „Als die Kinder zu Bett waren, haben wir unter dem Tannenbaum Nathan gelesen bis gegen 11 Uhr". Einige Zeit später schreibt er: „Sonntag haben wir bei Usener Iphigenie gelesen, Frau Usener, Fräulein Koepp,

Marx, Münzel und ich; sehr feierlich, ohne großes Pathos." — Das sind Weihnachtstage gewesen, um die man A. G. glühend beneiden möchte. Usener ist dann, wie gesagt, für den Gang seiner Studien durchaus bestimmend gewesen. In seinem ersten Bonner Semester allerdings hat A. G. noch geschwankt, ob er nicht doch Germanistik und Geschichte studieren sollte; Maurenbrecher scheint zunächst einen gewissen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben; A. G. war eine Natur, die durchaus produktiv eingestellt war; er sehnte sich danach, seine jungen Kräfte durch eigene Arbeit an den Problemen zu stählen. So fühlte er sich zunächst zurükgestoßen, wenn Usener ihm nur immer wieder die berechtigte Mahnung „Lesen, Lesen, Lesen" vorhielt und sich geradezu weigerte, ihm ein Thema für eine größere Arbeit zu stellen. Um so mehr zog es ihn damals zu Maurenbrecher, der ihm, dem 1. Semester, denn das war er doch eigentlich noch, sofort ein Korreferat über Ekkehard von Auras übertrug und ihn auch über Probleme der mittelalterlichen Geschichte arbeiten ließ. Aber nur zu bald schlug ihn Useners Persönlichkeit trotz allem unwiderstehlich in ihren Bann, wodurch er eigentlich erst der klassischen Altertumswissenschaft gesichert wurde. Und nur zu bald wird es seine Sehnsucht, wie Usener ist, zu werden. Wenn er, der junge Student, sich dann aber an dem Meister maß, dann konnten seelische Zusammenbrüche nicht ausbleiben. Aus einer solchen Krisenzeit stammen folgende Äußerungen, wie starke Selbstkritik A. G. an sich zu üben schon damals gewohnt war: „Es gibt zwei Arten von tüchtigen Leuten: die einen liefern mit emsigem Bienenfleiße Muster von Detailuntersuchungen, etwa über den Gebrauch der Partikel ἄν bei Plato oder über das Vorkommen des Basaltes im Rheinland[1]), das sind die Lumpensammler. Die anderen sind sozusagen unordentlich, sie ziehen Schlüsse, wenn die Untersätze noch nicht völlig ausgesprochen oder gesichert sind, sie wagen viel und irren oft, sie werden von jener anderen Klasse leicht als Dilettanten behandelt. Ich fühle, daß ich mehr dazu gehöre." Und immer wieder quält ihn die Frage, wie er Useners wahrer Schüler werden kann. Große Probleme will er lösen im Sinne eines Lessing, Herder, W. v. Humboldt, J. Grimm. Als Philologe, das empfindet er, wird er nicht an den Titanen Usener heranreichen. Aber so fährt er fort: „Es gibt einen bisher noch

---

[1]) Dies geologische Paradigma erklärt sich aus seinem Umgang mit Fritz Frech, dem bekannten Geologen, der später in Breslau Professor war, den er schon aus Berlin her kannte, und mit dem er auch in Bonn einige Zeit zusammen gelebt hat.

wenig kultivierten Zweig der Wissenschaft: Philosophie der Geschichte. Wenn man sich selbst ein Prognostikon stellen kann, das etwa wird die Nuß sein, an der ich mir dereinst meine Zähne — vielleicht abbrechen werde. Damit würde ich den oben genannten Männern mich direkt an den Schoß hängen" — er spielt auf die 4 Namen an, die schon erwähnt wurden —, „damit würde ich Useners wahrer Schüler werden." Das „Prognostikon" ist falsch gewesen; aber immer wieder haben A. G. später die Bahnen der sog. höheren Kritik gereizt, die zu einem ganz großen Wurfe führen sollten; da hat ihm denn herbe Kritik manchmal den Weg recht verbittert.

Usener ist es auch gewesen, der ihn für die antike Philosophie zu interessieren verstanden hat. Er hat ihn insbesondere über die späteren Philosophen der hellenistisch-römischen Zeit arbeiten lassen. Auf seine Anregung geht auch die Arbeit zurück, die A. G. noch als sodalis seminarii geschrieben hat, und die im Tirocinium philologum sodalium regii seminarii Bonnensis (Berlin 1883) zu Useners 25jährigem Doktorjubiläum veröffentlicht worden ist, Herbst 1882 ist sie geschrieben: de consolationibus, ein erster Versuch, an den Stoff heranzukommen. Bücheler war jedenfalls mit der Arbeit recht zufrieden, was A. G.s Selbstbewußtsein recht gehoben hat; stolz berichtet er auch von seinen ersten Konjekturen, die damals gedruckt wurden [1]). Auch das Thema seiner Doktorarbeit hat ihm Usener gestellt; er sollte die Fragmente von Chryssipps Schriften *περὶ εἱμαρμένης* und *περὶ προνοίας* sammeln; Sommer und Herbst 1884, als er von Berlin nach Bonn zurückgekehrt war, hat er die Dissertation geschrieben; das Rigorosum bestand er egregia cum laude. Usener hat denn auch die Unterbringung der ganzen Arbeit in Fleckeisens Jahrbüchern, Supplementband XIV (1885) vermittelt [2]). Die Promotion erfolgte am 7. März 1885; Opponenten waren Ziehen, Winter, Wolters.

Die Frage war nun, was werden sollte. Schon den ganzen Winter über war A. G. mit Usener darüber zu Rate gegangen. Usener empfahl ihm die Übernahme einer Hauslehrerstelle oder eines kleinen Postens in einer Bibliothek, um so, wirtschaftlich einigermaßen sichergestellt, in Ruhe wissenschaftlichen Studien nachgehen zu können. Er hat ihm damals schon die akademische

---

[1]) Vgl. Brandts Abhandlung, Aenigmata Latina hexasticha. Tirocinium S. 112 Z. 24; S. 128 Z. 303.

[2]) Nur ein Teil war als Dissertation eingereicht worden, d. h. S. 691 bis 714.

Laufbahn als möglich hingestellt. Useners Rat hat A. G. dann insofern befolgt, als er Ostern 1885 ein glänzendes Angebot annahm, das ihm die Familie Borsig machen ließ, eben mit einer Hauslehrerstelle. Für alle Fälle entschloß er sich aber, noch das Staatsexamen abzulegen; die dazu nötige philosophische Arbeit hat ihn nicht viel Mühe gekostet; als Thema wurde ihm gegeben: „Unterschied des Begriffes der Kategorien bei Aristoteles und bei Kant"; die mündliche Prüfung erfolgte Ende November 1885.

Das waren seine Bonner Studentenjahre. Ehe wir jedoch von ihnen scheiden, seien noch zwei charakteristische Urteile seiner Bonner Lehrer über ihn gegeben. Als A. G. sich 1887 um ein archäologisches Reisestipendium bewarb, haben ihm Usener und Bücheler Zeugnisse ausgestellt. Usener schreibt u. a.: „Er gehörte . . . dem angeregten Kreise an, dessen Art durch Namen wie Fr. Marx, Wolters, Dümmler genügend bezeichnet wird. Eine frische, angeregte Natur von scharfem und raschem Urteil, nahm er auch an den Arbeiten der Freunde lebhaften Anteil . . ." Und Bücheler urteilte: „Unter den Genossen von damals nahm er leicht den ersten Platz ein durch große Gelehrigkeit, geistige Gewandtheit und Schneidigkeit im Ausnutzen verschiedener Materien . . ."

Wie oben schon erwähnt, hat A. G. während des S.S. 1883 und des W.S. 1883/4 noch einmal in Berlin studiert. An diesen Berliner Semestern dürfen wir nun aus dem Grunde nicht vorübergehen, weil er damals dem Manne zuerst näher getreten ist, der allmählich Usener bei ihm geradezu in den Schatten stellen sollte, und der ihm zeit seines Lebens ein geradezu väterlicher Freund und Berater gewesen ist, ich meine H. Diels. Es lag mir der gesamte Briefwechsel zwischen Diels und A. G. vor, beginnend mit der Mitte der 80er Jahre, und der zeigt, was A. G. an Diels gefunden hat, der ihm 1887 beim Tode des Vaters geschrieben hatte: „Sie werden nun, wo Ihnen der treueste Berater fehlt, öfter als sonst den Rat und die Hilfe Ihrer älteren Freunde in Anspruch nehmen. Mögen Sie stets in die Zahl derselben rechnen Ihren mittrauernden H. Diels." Tatsächlich ist Diels Jahrzehnte hindurch der gewesen, der an allem Leid und aller Freude, die dem Menschen A. G. zuteil wurde, den innerlichsten Anteil genommen, der aber auch in litteris A. G. mit Rat und Tat unterstützt und mit seiner Kritik nötigenfalls nie zurückgehalten hat. A. G. ist sich immer dessen bewußt geblieben, was er an Diels gehabt hat, und er, eine durchaus vornehme Natur, wie er war, hat kritische Äußerungen von Diels stets so hingenommen, wie sie gemeint waren, als Ausfluß

einer herzlichsten Anteilnahme am Lebenswerke des ersten Schülers, denn das soll A. G. in gewissem Sinne für Diels gewesen sein. Seine Dissertation hat A. G. dem Bonner Dreigestirn gewidmet, das grundlegende Werk, das ihm die ordentliche Professur gebracht hat, ich meine die Senecastudien, trägt den Namen Diels auf der ersten Seite. In dem Briefe zu Diels 60. Geburtstage spricht A. G. zunächst von den Berliner Semestern 1883/1884 und schließt dann: „Aber es ist unmöglich, weiter alles zu schildern, was ich von Ihnen gelernt und Gutes erfahren habe, und es wäre unbescheiden von mir, von Ihren sonstigen Verdiensten reden zu wollen. Sie und ich wissen es, daß Sie wie ein Vater gegen seinen Sohn an mir gehandelt haben. Und die Herzenswärme, die neben aller Objektivität Ihr ganzes Handeln durchzieht und bestimmt, hat Ihnen, wie Sie wissen, auch das Herz meiner Frau gewonnen, und unsere Kinder fangen an, das zu ahnen.“ Darum also, weil A. G. in diesen Berliner Semestern Diels zuerst näher getreten ist, müssen auch diese Semester hervorgehoben werden, wenn ihm auch sonst die Universität ferner geblieben ist; er hat meistens für sich gearbeitet und abgesehen von Diels eben nur bei Kirchhoff gehört und je ein Semester bei Kirchhoff und Vahlen Übungen mitgemacht.

Ostern 1885 hatte A. G. eine Hauslehrerstelle in der Familie Borsig übernommen und war dann im November 1885 noch einmal auf kurze Zeit nach Bonn zurückgekehrt, um sein Staatsexamen abzulegen. Ostern 1886 meldete er sich für den höheren Schuldienst; er wurde als candidatus probandus dem Kgl. Luisengymnasium in Berlin überwiesen, an dem er dann auch nach Abschluß des Probejahres bis Herbst 1888 als wissenschaftlicher Hilfslehrer geblieben ist. Der damalige Direktor Schwartz, der bekannte Volkskundler, scheint den jungen Wissenschaftler ordentlich zur Schularbeit herangezogen zu haben; nach A. G.s späteren Erzählungen muß er ganz eigenartige pädagogische Ideen gehabt haben, nach denen er die Kandidaten zu unterrichten zwang. In dem Triebrade der Amtsgeschäfte scheint A. G. sich zunächst nicht gerade behaglich gefühlt zu haben; bald aber hat er bei seiner ausgesprochen pädagogischen Einstellung an seiner Betätigung im Schuldienst soviel Freude gefunden, daß er später noch gern von seinen Hilfslehrerjahren erzählte. Während dieser Jahre hat A. G. wissenschaftlich trotz seiner z. T. doppelten Pflichten eifrig weitergearbeitet. An Abhandlungen aus diesen Jahren liegen vor: 1. Eine Platonische Quelle des Neuplatonismus, Rhein. Mus. 41 (1886), 266 bis 291, wo die in den Chrysippea p. 695 f. gegebenen Andeu-

tungen ausgeführt sind; 2. de Galeno et Plutarcho ebenda 470—472; 3. Alexandrinische Studien I, Rhein. Mus. 42 (1887), 262—275, 530—626; 4. Apollon der Galliersieger. Archäolog. Jahrbuch II (1887), 260—264; 5. ein angebliches Fragment des Theophrast, Archiv f. Gesch. der Philos. I (1888), 357—358; 6. Alexandrinische Studien II, Rhein. Mus. 44 (1889), 127—150, 240—257; 7. die Hypothesis in Platons Menon, Archiv f. Gesch. der Philos. II (1885), 171—174. Der Hellenismus steht also weiter im Mittelpunkt seines Interesses; in die hellenistische Dichtung hat er sich vertieft, Kallimachos, Apollonios Rhodios, Theokrit u. a. eifrigst gelesen, historische Probleme aus der Geschichte des Hellenismus beginnen ihn zu reizen. Niederschlag dieser Studien sind seine scharfsinnigen „Alexandrinischen Studien“, die ihm allerdings auch manchen Angriff eingetragen haben, was an und für sich nicht Wunder nimmt, da er, der Anfänger, sich hier auf ein Gebiet gewagt hat, das selbst für einen Meister noch heute gefährliche Klippen aufweist. Zu den Abhandlungen kommen eine Reihe von Rezensionen, mit denen er an die Öffentlichkeit getreten ist [1]), die uns zeigen, wie eifrig er sich trotz angespannter Betätigung in der Schule bestrebt, auf dem laufenden zu bleiben.

In diese Zeit seiner Hilfslehrerjahre fällt der Tod seines Vaters (17. Februar 1887), der ihn in jeder Weise schwer traf.

Schon für das Jahr 1887/88 hatte sich A. G. um ein archäologisches Reisestipendium des archäologischen Institutes beworben; für das Jahr 1888/89 wurde ihm wirklich der Wunsch erfüllt. Anfang Oktober 1888 konnte er seine Reise nach dem Süden antreten, und zwar entschloß er sich mit Rücksicht auf den damaligen Kaiserbesuch in Rom, gleich nach Neapel durchzufahren. Am 10. Oktober traf er in Neapel ein, wo ihn sein Freund Winter erwartete; eine Reihe begeisterter Briefe folgen. 14 Tage lang bis zum 10. November durchstreift er Pompeii; dann geht es nach Neapel zurück,

---

[1]) 1. Rez. von F. Muche, Der Dialog Phaedrus und die Platonische Frage. Posen 1885. Deutsche Literaturz. 1885, Nr. 52; 2. Porphyrii philosophi Platonici opuscula selecta iterum cognovit A. Nauck, Leipzig 1886, ebenda 1887, S. 198 f.; 3. Karl Buresch, consolationum a Graecis Romanisque scriptorum historia critica. Leipzig 1886, ebenda S. 751 f.; 4. Procli commentariorum in Rempublicam Platonis partes ineditae ed. R. Schoell, Berlin 1886, ebenda S. 1402; 5. ebenda 1888, S. 153—161, M. Tulli Ciceronis Orator ad. M. Brutum rec. Th. Stangl, Leipzig 1885, desgl. Brutus, Leipzig 1886; 6. ebenda S. 1006 f. Rez. von Otto Roßbach, de Senecae philosophi librorum recensione et emendatione, Breslau 1888; 7. ebenda S. 1847 f. Plutarchi Chaeronensis Moralia recognovit G. N. Bernardakis Vol. I, Leipzig 1888.

von wo ein mehrtägiger Ausflug nach Amalfi, Salerno, Paestum erfolgt, alles in Begleitung von Winter; Ende November bricht er dann nach Rom auf. In Capua bleibt er einen halben Tag, um für Bücheler, mit dem er in Neapel einige Tage zusammen gewesen war, oskische Inschriften abzuschreiben, „natürlich", so berichtet er dann, „waren es die falschen, aber auch diese scheinen ganz neu und unbekannt zu sein". In Rom fühlt er sich überglücklich; es ist eine zweite schönere Studentenzeit, die ihm hier an der „Oberuniversität" zu verbringen vergönnt ist. Natürlich kosten ihn seine Stipendiatenverpflichtungen viel Zeit; aber dankbar nimmt er alles in sich auf, was ihm geboten wird. Eingehend berichtet er von Petersen, Hülsen, Mau, von seinen Besuchen bei Helbigs, von dem Kreise, in dem er lebt, Winter, Winnefeld, Schuchhardt, der damals an seinem Schliemannbuche schrieb, Bethe, Reisch u. a., von Fahrten in die Umgebung, Besuchen aus der Heimat u.s.f. Eine wahre Lust ist es für ihn, hier zu leben: „Ich schwelge in dem Vollgefühl wiedererlangter Freiheit, Muße zur Arbeit zu haben und noch Muße zum Bummeln, womit es in Berlin seit gut 2 Jahren mäßig aussah. Hier hat man Bücher und Sammlungen, Freunde und Leute zum Moquieren, dazu Sitzungen und Giri mehr als genug." Eifrig hat er in der Vaticana kollationiert, vor allem Theophrast und Senecas naturales quaestiones, aber auch Theodorus Gazes beschäftigt ihn; in den Museen treibt er ikonographische Studien. Mitte März 1889 geht er nach dem weiteren Süden — den Geburtstag feiert er mit Gundermann in Monte Cassino — und dann über Brindisi, Patras nach Athen. Hier nahm sich Doerpfeld seiner sofort in liebenswürdiger Weise an; in Wolters traf er einen alten Bonner Freund wieder. Er begeistert sich für Kawerau, rühmt sein Glück, Lolling genau kennen gelernt zu haben, was nicht gerade jedem zuteil wurde, plaudert von Maaß, Graef, Bruckner u. a. Mitte April setzt dann Doerpfelds Giro durch den Peloponnes ein mit einer interessanten Reisegesellschaft: Overbeck, Lipsius, Maaß, Strzygowski, Kromayer, Brückner, Sauer, Hude, stud. Wigand u. a. Nach einem achttägigem Aufenthalt in Olympia löst sich die Reisegesellschaft auf; zu dreien geht es jetzt durch Elis, Messenien, über den Taygetos, von dessen Wildheit A. G. auch später immer noch gern erzählte, nach Sparta, dann zu sechsen nach Gythion und von dort nach Athen zurück. Mitte Mai war er wieder in Athen. Von Athen aus erfolgen Abstecher nach Delphi und auf die Inseln: Mykonos, Delos, Naxos, Syra. Mitte Juli ist er in Smyrna, wo er bei Humann angeregte Stunden verplaudert;

dann folgen Streifzüge ins Innere: Ephesos, Tralles, Hierapolis, Magnesia; die Niobe auf dem Sipylos wird bewundert, mit Bethe der „Sessel des Pelops“ erstiegen. Ganz hingerissen ist er dann von Pergamon: „Pergamon“, schreibt er, „ist geradezu die Krone der ganzen Reise.“ Über Lesbos entschließt er sich dann mit Bethe und Brückner zu einer Fahrt nach Konstantinopel. In der 2. Augustwoche ist er wieder in Athen; 8 Tage später geht es in rasender Eile nach Italien zurück und die Ostküste entlang nach Florenz, wo er Winter noch gerade sprechen kann, der vor der Rückkehr in die Heimat stand. In Florenz hat er wieder eifrig kollationiert; aber auch für die Kunst des Quattrocento geht ihm jetzt der Sinn auf. So ist er denn bei seiner Rückkehr nach Rom erst so recht in der Lage, die Hochrenaissance wirklich verstehen zu können, und bald ist er mehr Auge für die Malereien der Renaissance als für die Marmorbilder der Antike. Bei seinem 2. Aufenthalt in Rom hat er sich vor allem Graef und Günther angeschlossen. Mit aller Energie geht er auch hier wieder an seine Arbeit auf den Bibliotheken. Ende November 1883 tritt er die Heimreise an, und zwar über Bonn, um durch persönliche Rücksprache mit Usener seine Habilitationspläne, die inzwischen zu festem Entschluß geworden waren, zu irgendeinem Abschluß zu bringen.

Er hat zunächst zwischen Berlin und Bonn geschwankt. In Berlin ergaben sich Schwierigkeiten persönlicher Art für das Glied der Bonner Schule, Usener in Bonn seinerseits, der A. G.s Absichten durchaus freundlich gegenüberstand, verlangte, er solle „durch eine solide kritisch-exegetische Arbeit seiner Wertschätzung eine neue Grundlage geben“, die doch durch die etwas zu luftigen Hypothesengebäude der Alexandrinischen Studien gelitten habe. A. G. selbst aber war sich, um seine eigenen Worte zu geben, durchaus darüber klar, daß er bei seinem Alter „zum stillen Ausreifen und Geniebilden keine lange Zeit habe“, und daß umgehend Entscheidungen fallen müßten. So hat er kurzer Hand Berlin und Bonn fallen lassen und sich an Wilamowitz nach Göttingen gewandt, wo damals neben Wilamowitz Sauppe und Leo die klassische Philologie vertraten, und konnte sich Ende November 1890 in Göttingen habilitieren. Er hatte seine bisher gedruckten Abhandlungen eingereicht, dazu im Manuskript Prolegomena Theophrastea, die als Einleitung einer Ausgabe der kleinen Schriften Theophrasts gedacht waren und mit dieser in Aussicht gestellten Ausgabe gedruckt werden sollten. Die Antrittsvorlesung hielt er über den Ursprung der Aristotelischen Kategorien, vgl. die Abhandlung gleichen Titels

im Archiv für Gesch. der Philos. IV (1891), 424—441. Bis Herbst 1893, wo ihm die kommissarische Verwaltung einer Professur in Königsberg übertragen wurde, ist er in Göttingen geblieben; seine Stellung an der Universität charakterisiert er einmal Diels gegenüber folgendermaßen: „Wenn ich auch meinen Weg allein gehe, erfreue ich mich doch unleugbaren Wohlwollens der näheren Fachvertreter.“ Er muß sich also bald ganz gut in die neuen Verhältnisse eingelebt haben. Gelesen hat er z. B. über „Aristoteles Poetik“, „Theophrasts Charaktere“, „Geschichte der antiken Philosophie von Aristoteles ab mit Berücksichtigung der Kultur- und Religionsgeschichte“, „Herodas“, „Geschichte der Satire im Altertum“. Der Kreis seiner Interessen ist also ungefähr derselbe geblieben, wie bisher: der Hellenismus im weitesten Sinne des Wortes. Das sieht man auch aus den Veröffentlichungen dieser Jahre [1]). Neben dem schon genannten Aufsatz über Aristoteles' Kategorien im Archiv für Geschichte der Philosophie IV ist eine Abhandlung über Ariston, ebenda V, 198—216 zu nennen. Als Parerga gehören hierher: „Aristoteleum“. Wiener Studien 14 (1892), 146—148; „Varros Satire Andabatae“, Hermes 28 (1893), 135—138; Literarhistorisches: „Der Lehrer des Herondas“ [zusammen mit O. Günther]. W. f. kl. Philol. 1891, S. 1320—1323; „Ein alexandrinisches Satyrdrama“, Rhein. Mus. 47 (1892), 319—321; Archäologisches: „Ein Krebsfang“, Röm. Mitt. 7 (1892), 222; „Pheidias redivivus“, Hamburger Nachrichten 1892, 14. Februar, Nr. 7 der Belletristisch-Literarischen Beilage; „Vulneratus deficiens“, Archäol. Jahrb. 8 (1893), 113—197. Besonders verdient hervorgehoben zu werden der ausgezeichnete Aufsatz: „Die Komposition der 1. Satire des Horaz“, Rhein. Mus, 48 (1892), 41—52, der ihm einen dauernden Ehrenplatz unter den Horazinterpreten sichern wird. Eifrig hat er weiter für Theophrast und vor allem für Seneca gearbeitet, wenn auch Veröffentlichungen erst später erfolgt sind. Damals beginnt er sich wieder in das Neue Testament zu vertiefen; im Sommer 1893 hat er z. B. in Übungen den Galaterbrief behandelt. Niederschlag dieser Studien ist der im Jahr 1894 im Hermes erschienene scharf-

---

[1]) Aus dem Jahre 1890 sind noch zwei Kleinigkeiten nachzutragen: 1. Pseudo-Aristotele Spada. Röm. Mitt. 5 (1830), S. 15—16. 2. Eine Marmorbüste der herkulanischen Villa, Bonner Studie zu Ehren von Kekulé, Berlin 1890, S. 139—142; Vorträge, gehalten in der Archäologischen Gesellschaft in Berlin, angezeigt: W. f. kl. Philol. 7 (1890), 472—476: Über Deutung von Porträts (vgl. Deutsche Literaturz. 1890, 565), und ebenda, S. 908: Über Corn. Nepotis vita Attici 3, 3.

sinnige Aufsatz „der *δεύτερος λόγος* des Lukas und die Apostelgeschichte: Hermes 29 (1894), 375—392; von dem Norden mit Recht bedauert, daß „diese eindringende Analyse bei den Theologen nicht die verdiente Beachtung gefunden“ hat (vgl. Agnostos Theos 312 Anm. 1). Niederschlag dieser Studien ist weiter die umfangreiche Rezension des Buches von Clemen, „Die Chronologie der Paulinischen Briefe“, Halle 1893, Gött. Gel. Anz. 1894, 572—595. Andere Rezensionen finden sich wieder in der Deutschen Literaturzeitung [1]).

Die Göttinger Zeit hat ihn wieder mit Günther zusammengeführt, der ihm schon in Rom näher getreten war; auch sonst scheint er sehr angeregten Verkehr gefunden zu haben, vor allem in dem Kreise der „Unsolidaria“, einer freien Vereinigung von jüngeren Universitätsdozenten, Assistenten, Bibliothekaren u. a. Hier hat er als Wortführer der Geisteswissenschaftler manche „grimme Fehde“ bestanden im Wortkampfe gegen die „Manuellen“, deren Haupt damals Nernst war, und fröhliche Stunden in geistreichster Unterhaltung verplaudert.

Trotz alledem hat A. G. aufgeatmet, als im Herbst 1893 seine wirtschaftliche Lage durch die Übertragung eines Kommissoriums in Königsberg — Joh. Schmidt war erkrankt — gesichert wurde. Bezeichnend für den Menschen A. G. ist dabei die Freude, mit der er Diels dann aus Königsberg berichtet, er könne in seiner gebesserten wirtschaftlichen Lage jetzt auch einmal einen größeren Kreis von Studenten bei sich als Gast sehen und mache davon reichlichst Gebrauch. Auch später hat er ja immer Wert darauf gelegt, mit seinen Studenten in engster Fühlung zu bleiben, und ist manchem in seinen Nöten ein väterlicher Berater geworden. Seine Lage in Königsberg war an sich wenig beneidenswert; nur immer auf ein Semester wurde das Kommissorium erneuert, und er hatte die Empfindung, und zwar von vornherein, daß seines Bleibens nicht lange sein werde, weil das Ministerium anscheinend etwas über die Rechte der Fakultät hinweggesehen hatte, als man ihm die Vertretung des erkrankten Professors übertragen hatte. In Königsberg hat A. G. seine „Senecastudien“ abgeschlossen [2]), die

---

[1]) Vgl. Jahrgang 1891, S. 846. F. Marchant, De Ciceronis partitionibus oratoriis commentatio. Diss. Berlin 1890, S. 1858. A. Brinkmann, Quaestionum de dialogis Platoni falso addictis specimen. Diss. Bonn 1891.

[2]) Fleckeisens Jahrb. Suppl. 22, auch gesondert als Buch erschienen, Leipzig 1895; das Vorwort ist Oktober 1894 geschrieben; Herbst 1895 war der Druck zu Ende geführt.

von der Kritik sehr beifällig aufgenommen wurden; ihre grundlegende Bedeutung — ich denke vor allem an den 2. Teil, die historisch-biographischen Untersuchungen über Seneca und seine Zeit — kann nicht hoch genug bewertet werden. Aus den Königsberger Tagen stammt auch sein bekannter Artikel Aristoteles im Pauly-Wissowa II, 1; vorangegangen waren ihm schon andere kleinere: Achaikos 1), Adrastos 7), 8), Aetios 23) im Bd. I, 1, Alexandros 91—94), Ammonios 13), Andronikos 25) im Bd. I, 2, Aristobulos 15), Aristokles 15), Ariston 52—55) im Bd. II, 1.

Als E. Maaß Ostern 1895 nach Marburg ging, wurde A. G. als sein Nachfolger nach Greifswald berufen, zunächst als außerordentlicher Professor; er ist aber im nächsten Jahre nach dem Erscheinen seiner Senecastudien in eine ordentliche Professur eingerückt. Hier in Greifswald fand er als engeren Fachgenossen Norden und Susemihl vor. Und mit Norden hat er bald engste Freundschaft geschlossen, eine Freundschaft, die nie auch nur ein Schatten getrübt, und die dem Manne A. G. so unendlich viel bedeutet hat. Über den Lehrjahren stehen die Namen des Bonner Dreigestirns, vor allem der Useners, über den Mannesjahren der Name des väterlichen Beraters Diels und der Nordens, des Freundes. In der „Einleitung" hat sich ja später diese Freundschaft ein monumentum aere perennius gesetzt.

Die Berufung nach Greifswald und die Aussicht auf die ordentliche Professur hat dann A. G. in die Lage gesetzt, einem langgehegten Herzenswunsche nähertreten zu können. Spätsommer 1895 konnte er endlich um die Hand der ältesten Tochter des Oberverwaltungsgerichtsrat a. D. W. Albrecht, Anna Albrecht, bitten. Die beiderseitigen Familien waren schon seit Jahren befreundet. Dazu waren sich die beiden seit 1890 noch näher in dem Kreise getreten, der in dem sehr gastfreien Hause des Archäologen Conze des öfteren zusammentraf. Conze selbst, der damals regelmäßig mehrere Winter hindurch für den engsten Freundinnenkreis seiner Tochter Hedwig, der späteren Frau Professor Winter, Führungen durch das Alte und Neue Museum angesetzt und diese Freundinnenschar für das Altertum auch durch Homerlektüre und Erklärungen zu begeistern verstanden hatte, verdankte Anna Albrecht eine stille Liebe für die Antike, die ihr es später leicht machte, die Arbeit des Gatten mit herzlicher Anteilnahme begleiten zu können. A. G. war eine sehr mitteilsame Natur, und sein Bedürfnis nach Aussprache fand stets bei der Gattin verständnisvolles Entgegenkommen. Die 1. Auflage seiner kleinen Literaturgeschichte der Sammlung

Göschen hat er der Gattin gewidmet; und in das Exemplar, das der Gattin bestimmt war, hat er folgendes kleine Epigramm eingetragen:

Wer in dem Buche verspürt ein Stückchen vom Leben des Autors,
Dem verkündet es auch, was er der Gattin verdankt.
Muse warst Du mir erst, und dann der Ersatz des Korrektors,
Doch das warst Du: Du bleibst, inniggeliebt, meine Frau.

Frühjahr 1896 konnte A. G. dann die Braut heimführen. Ein eigenes Häuschen in der Karlstraße wurde bald erworben, das sonnigstes Glück in seinen Räumen erblühen sah. 4 Söhne und 1 Tochter wurden ihm im Laufe der Jahre geboren; bei dem jüngsten Sohne hat Diels Pate gestanden, der dann später jedesmal zum Geburtstage, zuweilen in reizenden Verschen, seinen Glückwunsch darbrachte. Rege Geselligkeit wurde gepflegt. Die Namen Norden, Siebs, Zimmer, Pernice, Heller, Körte, Kroll, Hosius, Peiper, v. Auras charakterisieren den Kreis, in dem man lebte. Reisen nach dem Süden, im Frühjahr 1901 wieder über die Alpen zu wissenschaftlichen Zwecken, und nach dem Norden brachten erwünschte Abwechslung. Jedenfalls hat A. G. später in Breslau immer gern an Greifswald zurückgedacht, an das ihn so viele Erinnerungen banden.

In den Kreisen der Universität erfreute er sich ungeteilter Hochschätzung; er war lange Zeit mit der Mittelpunkt der Dozentenvereinigung „Die Apostel"; 1904/5 wurde er zum Dekan der philosophischen Fakultät gewählt; 1908/9 bekleidete er die Würde des Rektors. Um das Philologie-Studium an der Universität hat er sich die größten Verdienste erworben. Seiner Initiative ist es zu verdanken, wenn dem Seminar würdige Räume gesichert wurden; er hat mit dafür gesorgt, daß bei dem Wiederaufleben des Studiums der Altertumswissenschaften nach der Jahrhundertwende von neuem in Greifswald eine gute Tradition geschaffen wurde; er hat dann auch mit rücksichtsloser Energie als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission dazu beigetragen, daß strenge Auslese unter den Kandidaten des höheren Lehramts gehalten wurde; ihm war eben der Beste nur gerade gut genug, um als Jugenderzieher im Sinne des Neuhumanismus im Schuldienste zu wirken. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit hat er seine Vorlesungsverpflichtungen zu erfüllen gesucht, wie er ja immer gerade auf seine Lehrtätigkeit den größten Nachdruck gelegt hat. So hat er in Greifswald und entsprechend später in dem größeren Wirkungskreise Breslau unendlich viel geleistet, was nur die so recht werten können, die durch seine Schule gegangen sind. Er hat in seinen Vorlesungen

fast das ganze Gebiet der griechischen Literatur behandelt: Homer, Heldensage, Lyrik, Tragiker, Komödie, Griechische Beredsamkeit, Platon, Aristoteles, die hellenistische Literatur. Er hat über Griechische Epigraphik, Griechische Laut- und Formenlehre, Griechische Dialekte gelesen, selbst hier und da sich auf das Gebiet der Archäologie gewagt, ganz abgesehen von Vorlesungen, die ihm die Pflicht des Amtes nahe legte: Geschichte der Philologie u. a. Eine ähnlich umfangreiche Tätigkeit hat er auch als Direktor des philologischen Seminars entfaltet; da hat er denn auch die lateinische Literatur in weitem Umfange herangezogen. An 20 Dissertationen sind damals auf seine Anregung hin geworden. Neben diese Lehrtätigkeit stellt sich vielseitigste Forscherarbeit; doch soll die unten zusammen mit den Arbeiten der Breslauer Zeit eingehender gewürdigt werden. Auch für das Leben, das ihn umflutete, hat er sich stets ein offenes Auge bewahrt. In den Jahren 1902 ff. hat er eine eifrige Agitation für den nationalliberalen Gedanken, der ihm von Jugend auf vertraut war, entfaltet; in Greifswald sollen damals von bürgerlichen Parteien nur die Konservativen und der Freisinn Anhänger gehabt haben; da hat er durch Gründung eines nationalliberalen Wahlvereins und durch eine Reihe von Artikeln in der Greifswalder Zeitung für die ihm so selbstverständliche Gedankenwelt zu werben gesucht. Erinnert sei auch daran, daß man immer wieder in der Nationalzeitung von ihm Aufsätze über Universitätsfragen u. a., für die er die breite Öffentlichkeit zu interessieren versuchte, finden konnte. Während des Weltkrieges hat er dann später sowohl in der Schlesischen Zeitung als auch in der Weserzeitung und sonst zu brennenden politischen Tagesfragen Stellung genommen. Es hat ihn eben immer wieder gedrängt, in weiteste Kreise zu wirken.

14 Jahre lang ist er in Greifswald tätig gewesen, und manchmal hat er sich doch wohl, wie man aus seinem Briefwechsel mit Diels entnehmen kann, nach einem größeren Wirkungskreis gesehnt. So hat es ihn trotz aller Liebe, mit der er an der alten Ostseestadt hing, froh gestimmt, als er für den Herbst 1909 einen Ruf nach Breslau erhielt, um Wendland zu ersetzen, der, 1906 als Nachfolger Nordens nach Breslau gekommen, nun nach Göttingen berufen worden war. Mit dem W-S. 1909/10 hat er seine Tätigkeit in Breslau aufgenommen. Neben ihm haben an der Universität zunächst Skutsch, Förster, Ziegler, Cichorius die verschiedenen Fächer der klassischen Altertumswissenschaften vertreten; an Skutsch' Stelle — hingewiesen sei hier gleich auf den warmempfundenen Nachruf, den ihm A. G. in der Schlesischen

Zeitung gewidmet hat, Jahrgang 171, Nr. vom 2. Oktober 1912 — trat Kroll, an Försters nach seiner Emeritierung als Archäologe Weege; auch Förster hat A. G. gewürdigt, wieder in der Schlesischen Zeitung, 172. Jahrgang, Nr. vom 2. März 1913: „Zum siebzigsten Geburtstage Richard Försters". Alte Geschichte haben dann nach Cichorius neben ihm Otto und Kornemann gelehrt. Von alten Greifswalder Bekannten traf er in Breslau Siebs und Milkau wieder, gemeinsame Interessen verbanden ihn mit Schrader und dem Indologen Hillebrandt; von anderen Universitätsprofessoren sind ihm am nächsten Kneser und Hönigswald getreten. Die Freitagabende sahen ihn im Pfahlbau im Kreise von Akademikern aller Berufe angeregte Stunden zubringen. Auch in Breslau hat er als Dozent und Seminardirektor segensreich gewirkt. Im allgemeinen hat er sich in den Vorlesungen in dem Rahmen gehalten, den er sich in Greifswald gesetzt hatte: Homer, Aischylos, Sophokles, Platon, hellenistische Dichtung u. a,, aber auch Neues angebaut, wie es ihm gerade den Bedürfnissen zu entsprechen schien: Metrik, Religion und Philosophie der Römer u. a. Die Vorlesungen fanden in dankenswerter Weise eine Abrundung in den Sitzungen der Griechischen Gesellschaft, in der in größerem Kreise unter seiner Leitung kursorische Lektüre gepflegt wurde. Im Seminar unter ihm und seiner Anleitung arbeiten zu dürfen war wirklich ein Vorzug. Aus seiner lebhaften, oft übersprudelnden Darstellung nahmen alle die reichste Anregungen mit, die mitzuarbeiten gewillt waren; faszinierend war sein Vortrag; mit einzigartiger Klarheit stellte er die Probleme heraus, in deren schärfster Formulierung er sich kaum genug tun konnte. Wie er selbst mit der ganzen großen Leidenschaft seiner Seele der Wissenschaft lebte, so verlangte er auch von seinen Studenten den ganzen Menschen. Fand er Halbheiten, griff er oft mit schneidender Ironie ein. Um so mehr bedeutete Anerkennung aus seinem Munde, mit der er nie kargte, wenn er den Eindruck ernsten Strebens gewonnen hatte. Schwer, sehr schwer war es oft, ihm zu folgen; eine Fülle von Problemen beschäftigten ihn oft zu gleicher Zeit, und nur die fähigsten Köpfe waren imstande, mit ihm Schritt zu halten. Erstaunlich war es dabei, wie begeistert er Dinge aufgriff, sie schlaglichtartig beleuchtete, so daß sie plastisch vor dem geistigen Auge des Hörers standen, um sie dann nur zu bald wieder im Dunkel versinken zu lassen. So verdanken ihm alle die eine treffliche Durchbildung, die sich ihm hingaben. Als Mitglied der Prüfungskommission stellte er sehr hohe Forderungen an seine Prüflinge

auch in Breslau, was bei seiner Art eben selbstverständlich war. Am geistigen Leben Breslaus hat er regsten Anteil genommen; an den Sitzungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, deren Mitglied er war, hat er sich regelmäßig beteiligt; im „Wissenschaftlichen Verein" bot sich ihm des öfteren Gelegenheit, vor Akademikern aller Fakultäten zu sprechen, wobei man immer bewundern mußte, wie seine geistreichen Formulierungen zündeten. Der Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums hatte an ihm ein arbeitsfreudiges Mitglied. Eifrig hat er bei alledem sein wissenschaftliches Werk zu fördern gesucht. Da brach der Weltkrieg aus. Er hat zwar zunächst noch W.S. 1914/15 Vorlesungen gehalten, u. a. ein Kolleg über Caesar; man sieht, wie ihm Gegenwart und Vergangenheit zusammenflossen. Aber es hielt ihn nicht daheim. Seine Arbeit im Vorstande des Nationalen Frauendienstes konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen; so meldete er sich zum Heeresdienst. Er wurde im Mai 1915 einberufen und zum Kommandanten eines Kriegsgefangenenlagers in der Lüneburger Heide, Hademstorf, ernannt; Aufgabe dieser Gefangenen war Kulturarbeit in den Heidemooren, die er also zu leiten hatte. Er hat sich glänzend bewährt; nach einem halben Jahre schon wurde ihm ein noch größeres Kommando in Edewecht (Oldenburg) übertragen, nachdem er zum Hauptmann befördert worden war. Daß er auch bei dieser Betätigung so bald Anerkennung gefunden, kann der nur zu gut verstehen, der weiß, eine wie ausgeprägte organisatorische Begabung ihn auszeichnete. Mit zäher Unverdrossenheit pflegte er allen Mißerfolgen zum Trotz auf das erstrebte Ziel hinzuarbeiten; er verstand nur zu gut, Menschen richtig zu nehmen und durch seine vorbildliche Energie zu Höchstleistungen anzuspornen; seine Liebenswürdigkeit ließ nur zu bald Widerspenstigkeit dahinschmelzen; aber so konziliant er oft war, so bestimmt bestand er doch wieder auf der Durchführung seiner Ideen, und bei der Unmittelbarkeit, mit der er den Dingen gegenüberstand, strömten ihm befruchtende Einfälle nur so zu. Er selbst hat in seinen Briefen an Diels eingehend über seine Arbeit berichtet; einmal meint er scherzend, jetzt sei er erst so recht der Sohn seines Vaters geworden „wo er in Moorkulturen mache", und es hat ihn mit höchster Befriedigung erfüllt, daß selbst Fachmänner in engstem Sinne über das in Erstaunen gerieten, was er geschaffen hat. So kann man sich kaum darüber wundern, wenn er im Herbst 1916 als Kontrolloffizier über eine größere Anzahl von Gefangenenlagern und deren Arbeit eingesetzt wird. Fast ein Jahr hat er

dieses Amtes gewaltet; Herbst 1917 geht er auf kurze Zeit nach Schlesien zurück, um dann bald ins Feld an die Westfront zu rücken. Er wurde dem Stabsquartier der 12. Reservedivision als Unterrichtsoffizier zugewiesen [1]). In dieser Stellung hat er die große Frühjahrsoffensive 1918, bei der sein ältester Sohn als junger Offizier den Heldentod gestorben ist, miterlebt, dann die Erlebnisse des Sommers und den Zusammenbruch im November. Nach dem Umsturz ist er nach Breslau heimgekehrt.

Aufs tiefste durch all diese Ereignisse erschüttert, hat er aber doch nie Resignation in sich aufkommen lassen; er selbst hat nur zu bald wieder nach vorwärts geblickt. Interessant sind die Äußerungen in einem Briefe an Diels aus dem Dezember 1919, wo er schreibt: „Es ist doch ganz merkwürdig, wie die Jugend, auch die denkende, traurige Umstände und selbst verzweifelte Aussichten nimmt, nicht leicht fertig, wohl aber leicht hoffend und wagend; und es ist ein Segen, daß es so ist, und hilft auch uns über manches Schwere und Bedrückende hinweg. Denn wie wollten wir alle jetzt noch weiterleben ohne einen gewissen Leichtsinn, einen objektiv unberechtigten Optimismus" . . . Er hat Ablenkung in seiner Tätigkeit als Dozent und in der Wiederaufnahme seiner wissenschaftlichen Arbeit gefunden. Seinen Studenten ist er jetzt so recht nahe gekommen; er hatte für ihre Nöte ein so besonderes Verständnis; wußte er doch selbst, was es hieß, 4 lange Jahre geistiger Arbeit ferngeblieben zu sein. Dornig genug ist der Weg gewesen, den diese Kriegsstudenten gehen mußten; er hat alles getan, um ihn ihnen zu erleichtern. Geistig beweglich, wie er war, hat er sich ganz auf die Bedürfnisse dieser Übergangsjahre eingestellt. Bezeichnend sind da wieder briefliche Äußerungen Diels gegenüber: „Das Unterrichten hat mir jetzt wieder, nachdem ich es solange entbehrt habe, eine reine Freude bereitet. Ich habe namentlich in den Zwischensemestern ziemlich schulmäßig doziert und abgefragt bzw. übersetzen lassen; ich kam natürlich längst nicht so weit wie in früheren Jahren; aber ich habe die Überzeugung, daß wir auf diese Weise einen viel solideren Lehrerstand herausarbeiten, als wenn wir unseren Schülern Flügel verleihen und ihren Gebrauch lehren mit der Gewißheit, daß nur ein geringer Prozentsatz wirklich zu fliegen versucht, und auch dieser nur auf einem engumgrenzten Gebiete, das wir ihm

[1]) Vgl. „Wissenschaftlicher Unterricht an der Front". Internationale Monatschrift 13 (1918/19), 81—96. In dieser Zeitschrift sind während des Krieges auch noch andere Aufsätze erschienen, die unten genannt werden, und in Bd. 11 (1916/17) „Unser täglich Brot", vgl. S. 893—896.

auch jetzt noch für Flugversuche öffnen können und öffnen wollen." Als dann bald auch unter der Lehrerschaft der höheren Schulen der Gedanke von Arbeitsgemeinschaften auftauchte — z. T. erklärte sich das auch aus dem Bedürfnis, die Kriegsjahre überwinden zu helfen — und als in Breslau eine klassisch-philologische Arbeitsgemeinschaft gegründet wurde, die sich unter der Leitung des damaligen Studienrates Linder glänzend entwickelte, da hat er seine größte Anteilnahme bezeugt und regelmäßig an den Sitzungen teilgenommen; lag doch gerade auch ihm ein möglichst enges Zusammengehen von Universität und Schule am Herzen. Jedenfalls hat er in jeder Beziehung alles getan, was in seinen Kräften stand, um diese furchtbaren Übergangsjahre einigermaßen erträglich zu machen. Dazu bot ihm hervorragende Gelegenheit das Amt des Rektors, das er, durch das besondere Vertrauen der Universität berufen, in dem Jahre 1920/21 zu verwalten gehabt hat. Man war vielfach der Überzeugung, daß gerade er sich in diesen so schweren Übergangszeiten als besonders geeignet erweisen werde. Und er ist seiner Aufgabe in jeder Weise gewachsen gewesen. Er hat eine von ihm selbst besonders hoch gewertete Leistung, den Universitätsbund Breslau, ins Leben gerufen, in dem sich zur Förderung und Ermöglichung wissenschaftlicher Forschung Vertreter vorwiegend der Industrie und des Handels und der Landwirtschaft Schlesiens zusammenschlossen. Er hat eine Wirtschaftsgemeinschaft für die gesamte Universität, Dozenten und Studenten, gegründet. Er hat das Verdienst, wesentlichen Anteil an der Linderung der furchtbaren Not in der Studentenschaft genommen zu haben. Die Fäden aller Organisationen, die damals ins Leben gerufen wurden, um dem akademischen Nachwuchs das Durchhalten zu ermöglichen, liefen in seiner Hand zusammen. Oft genug hat er von morgens bis abends in seinem Amtszimmer durchgearbeitet, sich kaum mittags einen Augenblick Rast gegönnt, und oft genug konnte man den Herrn Rektor im Studentenheim mitten unter seinen Studenten sein Mittagbrot einnehmen sehen, weil seine Zeit es ihm nicht erlaubte, daheim zu essen im Kreise der Seinen. Was er damals in seinem Rektoratsjahre geleistet hat, wird ihm die Universität Breslau nie vergessen können. Wenn er so früh dahingegangen ist, wer weiß, ob nicht diese unerhörten Überanstrengungen seinem schon durch die Strapazen und Entbehrungen der Kriegsjahre geschwächten Körper die beste Kraft genommen haben.

Der Winter 1921/22 brachte ihm eine schwere Erkrankung. Und nachdem er kaum wieder genesen war, machte am 26. Januar

1922 ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Auf dem Johannisfriedhofe, nicht allzuweit von der Stätte, wo Skutsch beigesetzt worden war, hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Ein ganz im Geiste der von ihm so bewunderten attischen Grabreliefs gehaltener Grabstein, den sein Freund Winter entworfen hat, kennzeichnet die Gruft, die ihn, der im wahrstem Sinne ein vir vere philologus war, geborgen hat.

Uns bleibt das literarische Werk seiner Mannesjahre zu würdigen, nachdem wir die Arbeiten der Jahre von 1885/95, der Hilfslehrer- und Privatdozentenzeit, in den Rahmen des Lebens eingefügt hatten.

Der Hellenismus im weitesten Sinne, hatte im Mittelpunkt seines Interesses gestanden; im besonderen hatten ihn Philosophie und Wissenschaft interessiert: Seneka, Theophrast, Aristoteles. Seine Arbeit an Senekas Naturales Quaestiones kommt 1907, nachdem 1900 in den Studia Annaeana (Beilage zum Vorlesungsverzeichnis Greifswald) noch Vorarbeiten veröffentlicht worden waren, in seiner Textausgabe in der Bibliotheca Teubneriana zum Abschluß, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß A. G. der erste gewesen ist, der überhaupt die Naturales Quaestiones in einem wissenschaftlich fest fundierten lesbaren Text vorgelegt hat. Theophrast hat ihn weiter bis ans Lebensende beschäftigt. 1896 erscheint, wieder als Beilage zum Vorlesungsverzeichnis, seine Ausgabe von περὶ πυρός, gewissermaßen eine Abschlagszahlung auf das, was er schon 1890 in Aussicht gestellt hatte. Theophrast hat er regelmäßig in Seminarübungen behandelt; umfangreiche Studien hat er im Laufe der Jahre zu Papier gebracht. In seinem Nachlasse fand sich ein umfangreiches Manuskript, das aber nicht in dem Grade abgeschlossen ist, daß eine Veröffentlichung möglich ist. Auch seinem geliebten Aristoteles hat er die Treue gehalten; περὶ ποιητικῆς hat er oft genug Seminarübungen zugrunde gelegt; veröffentlicht hat er 1915 in der deutschen Literaturzeitung (vgl. S. 797 ff.) einen Überblick über die neuere Forschung zur Poetik: „Aristoteles Poetik seit Vahlens Bearbeitung." 1899 versucht er, auch wieder in einem Universitätsprogramm, in die Debatte über die Quellen des Diogenes Laertios einzugreifen: de quibusdam Laertii Diogenis auctoribus; 1900 rezensiert er Martinis Habilitationsschrift: Analecta Laertiana, Leipzig 1899: Deutsche Literaturzeitung 1900, S. 170—173; 1902 behandelt er „die Überlieferung des Diogenes Laertios" im Hermes 37 (1902), 401—434. Das waren aber eigentlich nur Parerga. Seine ganze Liebe gehört immer mehr Plato und

dem Sokratesproblem und allem, was mit der Platonischen Frage irgendwie zusammenhängt. Der Phaidros und der Gorgias fesseln ihn in erster Linie. 1897 gibt er aus dem Nachlasse Sauppes den Gorgias heraus; der Text und der größte Teil der Anmerkungen lagen bereits fertig vor, aber die Einleitung ist ganz sein Werk [1]). In demselben Jahre erscheint sein Aufsatz: Die alte *τέχνη ῥητορική* und ihre Gegner, Hermes 32 (1897), 341—381. 1899 veröffentlicht er: „Isokrates 13 und Alkidamas" Rhein. Mus. 54 (1895), 404—413, 1907: „Die Replik des Isokrates gegen Alkidamas" Rhein. Mus. 62 (1907), 170—202). 1898 gibt er eine Abhandlung: „Sokrates bei Platon" in den Neuen Jahrbüchern I, 585—594 zu Druck. Die 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg 1913 überrascht er mit seinen scharfsinnigen Ausführungen über Platons Protagoras: „Eine Niederlage des Sokrates", vgl. den Bericht S. 35—37; überarbeitet liegt der Vortrag vor in den Neuen Jahrbüchern XLI (1919), 145—191. Die Lehrsysteme der andern Sokratiker haben ihn die ganzen Jahrzehnte beschäftigt; auch da fand sich allerlei im Nachlaß. Alles das, was er sich im Laufe der Jahre über die antike Philosophie erarbeitet hatte [2]), hat er zum ersten Male 1908/9 zusammenfaßt in seiner „Geschichte der Philosophie", Gercke-Norden, Einleitung Bd. II, die 1912 in 2. Auflage, 1922 in 3. Auflage erschienen ist. Vergleicht man die verschiedenen Auflagen miteinander, so sieht man, wie angestrengt er bemüht gewesen ist, die vom Standpunkt des Philologen ausgezeichnete Darstellung auf der Höhe der Forschung zu halten. 1920/21, als die 3. Auflage in Vorbereitung kam, er aber durch seine Amtsgeschäfte als Rektor voll in Anspruch genommen war, hat er es immer wieder bedauert, dem Ganzen nicht die Gestalt geben zu können, die ihm als Ideal vorschwebte; er hätte gern die Darstellung des späten Altertums gründlichst umgestaltet und mußte sich nun zu seinem Leide damit begnügen, die Abschnitte über Sokrates und die Sokratiker neu zu formen.

---

[1]) Platons ausgewählte Dialoge, erklärt von H. Sauppe. 3. Bändchen: Gorgias, herausgegeben von A. Gercke. Berlin-Weidmann, Vorwort Februar 1897.

[2]) Auf eine Kleinigkeit, eine sehr diffizile Untersuchung, sei wenigstens in der Anmerknng hingewiesen: Rhein. Mus. 62 (1907), 116—122: War der Schwiegersohn des Poseidonios ein Schüler Aristarchs? Hier seien auch 2 Rezensionen genannt. Friedländers Juvenalausgabe 1895 hat er in den Gött. gel. Anz. 1896, S. 969—986 rezensiert; ihn interessierte immer wieder der „Juvenalis ethicus", und Sudhaus' Aetna 1898 in der Deutschen Literaturzeitung 1899, S. 1552—55.

Die neutestamentliche Forschung, die ihn in Göttingen so lebhaft beschäftigt hatte, hat er weiter mit dem größten Interesse verfolgt; gelegentlich hat er durch Vorlesungen über Lukasevangelium oder Apostelgeschichte auf seine Hörer zu wirken gesucht; wiederholt sind auch noch Rezensionen über Neuerscheinungen von ihm gegeben worden[1]); 1911 veröffentlicht er einen an acta 11, 26 anknüpfenden Aufsatz: „Der Christenname ein Scheltname", Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau, her. von Th. Siebs, Breslau 1911, S. 360—373. 1920/21 durfte ich an einem Lesekränzchen unter A. G.s Leitung in kleinstem Kreise teilnehmen, in dem er u. a. mit uns Abschnitte der acta interpretiert hat. Da war es geradezu erstaunlich, bis zu welchem Umfange er auch hier die neueste Literatur übersah. So kann es nicht verwundern, daß sich in seinem Nachlasse auch ein Manuskript, das Lukasprobleme behandelte, gefunden hat; leider aber ist es auch nicht abgeschlossen. Übrigens hat er auch eingehend Material gesammelt für Marcions Rezension des Lukasevangeliums und des Apostolos, Material, das durch Harnacks Marcion entwertet wurde.

Neben Platon und dem N.T. wäre ein Drittes zu nennen, was mit seiner Fülle von Problemen immer wieder seinen Scharfsinn gereizt hat: Homer. Seitdem er zum ersten Male W-S. 1895/96 „Homer" gelesen hatte, hat ihn die Homerische Frage nicht mehr los gelassen. Tiefbohrende Untersuchungen hat er für sich angestellt, unendlich viel hat er sich erarbeitet. Alles das wurde in einem Manuskripte zusammengefaßt, das vor Kriegsausbruch fast abgeschlossen war. Nur der Krieg hat ihn verhindert, das Ganze drucken zu lassen. Später kamen dann die Bücher von Bethe und Wilamowitz, und er ist nicht mehr dazu gekommen, diese Neuerscheinungen zu verarbeiten, so daß die riesige Arbeit ein Torso geblieben ist. Eine Reihe von Abhandlungen sind aber doch schon im Laufe der Jahre erschienen. Am bekanntesten sind seine beiden in demselben Jahre 1905 herausgekommenen Aufsätze „Telegonie und Odyssee", Neue Jahrb. XV (1905), 319—333, und „Die Einnahme von Oichalia", ebenda 400—409, die damals großes Aufsehen erregten, und gegen deren Aufstellungen die Kritik nur zu bald Sturm lief. A. G. hat später im allgemeinen durchaus auf seiner Position bestanden. In demselben Jahre hat er „Über Dialekt und Heimat Homers" auf dem 48. Philologentage in Hamburg ge-

[1]) Z. B. Rezension von F. Blaß, Evangelium secundum Lucam etc., Leipzig 1897. W. f. klass. Philol. 1898, S. 507—515 oder von Soltau, Eine Lücke der synoptischen Forschung, ebenda 1900, S. 57—59.

sprochen, vgl. den Bericht, S. 46—47. 1909 gibt er einen Überblick: Homer und seine Zeit, Deutsche Rundschau 35 (1909), 344—353. Im folgenden Jahre interpretiert er ι 21 ff., vgl. „Die Lage von Ithaka“, Berl. philol. Woch. 30 (1910), 189—191. Im Jahre 1919 faßt er wieder zusammen: 1. Die Homerforschung, Internationale Monatsschrift 1918/19, Bd. 19, 466—486, 595—622. 2. Der Dichter Homer, ebenda 698—711. Sein zum Verständnis der Sprache des Epos unternommenes Studium der griechischen Dialekte führt ihn zu dem nur in der Aufschrift gewagten Aufsatze „Die Myrmidonen in Kyrene“, Hermes 41 (1906), 447—459; an der Tatsache, daß der dorischen Siedlung bereits eine achäisch-äolische Welle wohl vom Peloponnes aus vorausgegangen war, ist nicht zu zweifeln. Auch der Vortrag: „Die Griechen und das Eisen“, wiedergegeben im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw. 35 (1904), 138, wurzelt letzten Endes in seinem Studium des Epos, desgleichen die Abhandlung: „Volkslieder und Volksglaube der Finnen“, Deutsche Rundschau 25 (1899), 373—386. Schließlich sei noch an eine Reihe von Rezensionen über Homerbücher erinnert: C. Robert, Studien zur Ilias, Berlin 1901, Deutsche Literaturzeitung 1902, S. 1119—1122; Bethe, Homer und die Heldensage, Leipzig 1902, ebenda, S. 1312—1315 u. a.[1])

Für den Homerforscher lag es recht nahe, seine Methode auch einmal an Vergils Aeneis zu erproben, über die er mit Norden in den ersten Greifswalder Jahren des öfteren gesprochen hatte. 1904 schreibt er in einem Briefe an Diels schon von der Absicht, in das Dunkel, das über der Entstehung der Aeneis lastet, hineinleuchten zu wollen. Jahre sind dann vergangen, bis er im Jahre 1913, seinen Freunden fast unerwartet, sein Buch „Die Entstehung der Aeneis“ herausgab. Es hat ihm wenig Freude eingebracht; er selbst hatte in dem Erfolge dieses Buches ein Omen für die Aufnahme seines schon damals fast abgeschlossenen Homerbuches sehen wollen.

Wenn er so bei Homer, Platon, im N.T. und bei Vergil die letzten Fragen zu lösen versuchte, so kann man es weiter verstehen, wenn er sich Gedanken über die Methode seiner Forschungsarbeit zu machen begann und ganz scharf formulierte. So hat er schon 1901 ganz eingehend „Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik“ behandelt; Neue Jahrbücher VII (1901), 1—22, 81—112,

---

[1]) Ich denke an die Rezension von K. Altendorf, Ästhetischer Kommentar zur Odyssee, Gießen 1904, Deutsche Literaturzeitung 1904, S. 1364 bis 1367, von E. Aßmann, Das Floß der Odyssee, Berlin 1904, ebenda 1905, S. 1904—06.

185—213. So war er auch der berufene Mann dazu, für die „Einleitung“ die methodologischen Abschnitte zu schreiben, was er in glänzender Weise geleistet hat. Reizen mußte es ihn dann wieder, an einem Werke eines unserer klassischen Dichter seinen Scharfsinn und seine Methode gewissermaßen zu erproben. So ist „die Entstehung des Don Carlos I, II“ geworden; vgl. Deutsche Rundschau 31 (1905), 60—84, 180—193.

Literarhistorisches hatte ihn schon in seinen Primanertagen gefesselt. Als während der Greifswalder Zeit der Verlag Göschen ihn um eine kurze Geschichte der griechischen Literatur für seine bekannte Sammlung bat, da ist er gern der Aufforderung gefolgt und hat seine später in mehreren neuen Auflagen und Neudrucken erschienene „Griechische Literaturgeschichte mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaft“ zu Papier gebracht, deren Tausende von Exemplaren mit ihren geistvollen Skizzen in weiteste Kreise gewirkt haben. Für das von Kroll 1905 herausgegebene Sammelwerk „Die Altertumswissenschaft im letzten Jahrhundert“ (Bd. 124 des Bursian) hat er den Abschnitt über „Griechische Literatur“ geliefert. An Einzelabhandlungen zur griechischen Literatur wären etwa noch zu nennen: 1. Der Froschmäusekrieg bei Plutarch, Fleckeisens Jahrb. 1896, S. 814—16. 2. Altgriechische Kriegslyrik, Internat. Monatsschrift 9 (1914/15), 1347—1399. 3. Neue Lieder der Sappho und des Alkaios, ebenda 11 (1916/17), 593—610; zu den beiden letzten Nummern ist auch zu vergleichen die Rezension von Reitzenstein, Zwei neue Fragmente der Epoden des Archilochos, Sitzber. der Akad., Berlin 1899, in W. f. klass. Philol. 1899, S. 28—30. Auf dem 1. schlesischen wissenschaftlichen Ferienkursus hat er über „die Prometheus-Trilogie“ gesprochen, vgl. den Bericht Zeitschrift für Gymnasialwesen 65 (1911), S. 164 ff. Das Problem des Aischyleischen Prometheus — A. G. hielt die uns vorliegende Fassung bekanntlich für unecht — hat er auch noch in einer Dissertation vom Jahre 1913 behandeln lassen: Niedzballa, de copia verborum et elocutione Promethei Vincti Aeschyleae. Diss. Breslau 1913. Eine Frucht seiner Beschäftigung mit Aischylos' Persern ist wohl auch der Vortrag „Themistokles List“, gehalten 1911 auf der 51. Philologenversammlung in Posen, vgl. den Bericht S. 18 f., abgedruckt in den Neuen Jahrbüchern XXXI (1913), 617—626.

Wie er im Kolleg hier und da einmal auch eine kleine archäologische Vorlesung gehalten hatte, so findet man auch hier und da etwas Kunstgeschichtliches unter den Büchern, die er besprochen hat, so die Rezensionen von Lichtwark „Übungen in der

Betrachtung von Kunstwerken", 2. Aufl. 1898 in W. f. klass. Philol. 1899, S. 295/96, oder die von Bernoullis, Griechischer Ikonographie, München 1901, in den Neuen Jahrb. XV (1905), 454 —459, wo er gewissermaßen an römische Erinnerungen anknüpft. Ein Zurückgreifen auf das, was er sich in Rom während seiner Studentenzeit erarbeitet hatte, war z. T. auch die Festschrift [1]) der Universität Greifswald zum 15. Mai 1903, die er verfaßt hatte: Theodoros Gazes. So bleibt uns nur noch weniges zu erwähnen. Er hatte bei Kirchhoff in Berlin gehört, selbst wiederholt über Epigraphik gelesen, weil er seinen Studenten die Bedeutung der Inschriften für unsere Kenntnis der Antike gewissermaßen ad oculos demonstrieren wollte; so hat er sich auch, von Kirchhoff ausgehend, mit der Geschichte des Alphabets beschäftigt: „Zur Geschichte des ältesten griechischen Alphabets", Hermes 41 (1906), 540—561. Interessant war es auch zu sehen, wie leidenschaftlich er nach seiner Rückkehr aus dem Felde die Setheschen Forschungen über die Entwicklung der semitischen Schriftzeichen aus den ägyptischen Hieroglyphen aufgenommen hat. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mir begeistert von dieser Entdeckung des „Sinaialphabetes" berichtete. Aus Kollegbedürfnissen heraus ist sein „Abriß der griechischen Lautlehre", Berlin 1902, entstanden. Es fehlte damals eine knappe Zusammenfassung in einer auch dem Nichtsprachwissenschaftler verständlichen Form, die man Vorlesungen hätte zugrunde legen können. So hat er sie zunächst für sich selbst geschrieben und auch in seinen Vorlesungen verwertet. Wieweit dieser Abriß auch anderweitig verwendet worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis. A. G. schwebte damals schon das vor, was Sommer später mit seiner kleinen griechischen Laut- und Formenlehre erreicht hat. Eine merkwürdige Fügung des Schicksals hat es mit sich gebracht, daß sein Werk ausklingt in dem kleinen Aufsatz „Auch ich war in Arkadien geboren", zu dem ihn das berühmte Poussinsche Gemälde: Hirten einen Sarkophag mit der Aufschrift „et in Arcadia ego" betrachtend gereizt hatte; Neue Jahrbücher XLVII (1921) 313—317.

Wir wollen nun noch einen Blick auf die Entstehung des Werkes werfen, mit dem A. G.s Name auf das engste verbunden ist, die „Einleitung", den „Gercke-Norden." Der Verlag B. G. Teubner

[1]) Eine von ihm am 18. Januar 1901 in der Aula der Universität Greifswald gehaltene Festrede liegt auch vor in einem Sonderabdruck, betitelt: „Das Reich der Phantasie und das Volk der Dichter." 24 Seiten stark, vgl. Münchener Allgemeine Zeitung Nr. 38 und 39 vom 15. und 17. Februar 1901.

hatte 1903 schon seit längerer Zeit die Absicht gehabt, ein etwa zweibändiges Werk „Einleitung in das Studium der Philologie“ herauszugeben, und zwar dachte der Verlag die Sache so angelegt, „daß jeweils zunächst ein kurzer Überblick über den sachlichen Inhalt des Gebietes gegeben würde, etwa so wie die meisten und besten Überblicke in der Boeckhschen Enzyklopädie gehalten sind, und daß dann in einem 2. Abschnitt an Beispielen, Material bzw. Quellen Aufgabe und Methode der einzelnen Gebiete erörtert würde, wozu endlich Literaturangaben in weiser Beschränkung, aber mit Charakteristik der erwähnten Werke treten würden“. Eine Zeitlang schien es so, als ob Usener nicht abgeneigt sei, diesem Plan unter Mitwirkung anderer Forscher näher zu treten; schon damals war Norden zu den Verhandlungen hinzugezogen worden und hatte seinerseits selbst auf Gercke für bestimmte Gebiete hingewiesen. Usener hatte dann aber die ganze Sache fallen lassen. Im Winter 1903/4 wandte sich nun der Verlag sowohl an Gercke (Brief vom 25. November 1903) und auch wieder, nachdem Gercke geantwortet hatte, an Norden (Brief vom 8. Dezember 1903) mit der Frage, wie sie sich grundsätzlich zu diesem Plane stellen würden. Beide erklärten ihre Zustimmung; Anfang Januar 1904 lag der Gesamtplan im Umriß bereits vor; außer einleitenden Abschnitten sollte „einmal über die einzelnen Gebiete eine kurze sachliche, die wesentlichen Züge der Entwicklung heraushebende Übersicht gegeben und dann die wichtigsten Probleme und die Wege zu ihrer Förderung oder Lösung behandelt werden“. Als Einleitung dachte man eine Geschichte der Philologie und methodologische Ausführungen. Das Werk sollte im ganzen rund 74 Bogen, in 2 Bände geteilt, umfassen und folgendermaßen aufgebaut sein. (Die Zahlen in Klammern geben die Bogenzahl der 1. Auflage an, um einen Vergleich zu haben zwischen Plan und Ausführung.)

I. Geschichte der Philologie, 5 Bogen (vacat).
II. Methodologische Einleitung, 8 Bogen (8).
III. Die einzelnen Gebiete.
  1. Geschichte:
    a) Quellenkunde und politische Geschichte, 8 Bogen (rund 18),
    b) Hilfswissenschaften mit Epigraphik, 4 Bogen (vacat).
  2. Staatsaltertümer, 5 Bogen (rund 8).
  3. Privataltertümer, 5 Bogen (5).
  4. Religion (und Mythologie), 6 Bogen (6).
  5. Bildende Künste, 8 Bogen (7).
  6. Sprache, 6 Bogen (6).

7. Literatur:
   a) Griechische, 4—5 Bogen (12),
   b) Römische, 4—5 Bogen (9).
8. Philosophie, 5 Bogen (6).
9. Wissenschaften, 5 Bogen ($2^1/_2$).

Aus praktischen Gründen wollte man aber dann so teilen, daß in den 2. Band Religion, bildende Kunst, Altertümer und Geschichte kommen sollten. Gercke übernahm Methodik und Philosophie, Norden Geschichte der Philologie und römische Literatur; beide erklärten sich bereit, gemeinschaftlich die Redaktion zu führen. Anfang März 1904 fand eine persönliche Aussprache zwischen A. G., Norden und Herrn Dr. Giesecke als Vertreter des Verlags statt. Das Ergebnis dieser Besprechung war dann ein Vertrag über die „Einleitung in die klassische Philologie", der am 7. März 1904 beiden übersandt wurde. A. G. und Norden verpflichteten sich, die Leitung des Ganzen in die Hand zu nehmen und sofort je einen Probeabschnitt auszuarbeiten. Das Programm sollte Norden formulieren. A. G. übernahm im besonderen die Fürsorge für Geschichte der Philologie, auf deren Darstellung Norden schon bald verzichtet hatte (für sie hoffte man Usener zu gewinnen), weiter für Sprache, Kunst, Religion, Privataltertümer, Norden die Fürsorge für die andern Gebiete. An die Fertigstellung des geplanten Prospektes ging man sofort. Große Schwierigkeiten machte dann die Gewinnung der in Aussicht genommenen Mitarbeiter. Herbst 1904 sah man aber auch da schon klarer. Im August bekam man Useners „freudige, frische Zusage" für die Geschichte der Philologie, auf die man kaum noch zu hoffen gewagt hatte. Dieterich hatte die Religion übernommen, Heiberg die Wissenschaften, Pernice die Privataltertümer, Winter die Kunst. In die Darstellung der griechischen Literaturgeschichte teilten sich Bethe und Wendland. Für die Sprache ist dann noch Kretschmer gewonnen worden. Die Metrik zu übernehmen, die man ursprünglich nicht gesondert angesetzt hatte, fand sich Herbst 1907 Bickel auf A. G.s dringende Bitten hin bereit; doch zog er es später vor, den besonders schwierigen Stoff Spezialforschern zu überlassen: Die griechische Metrik übernahm für die 3. Auflage P. Maas, die römische der nun auch schon dahingegangene Vollmer. Geschichte, Hilfswissenschaften mit Epigraphik und Staatsaltertümern wollten ursprünglich die beiden Straßburger, Keil und K. J. Neumann, allein schreiben, und zwar erwartete man von Keil die griechischen Staatsaltertümer, dazu Epigraphik, Papyrologie, Palaiographie, von K. J. Neumann griechisch-römische Geschichte,

römische Staatsaltertümer, Numismatik und Metrologie. Tatsächlich hat dann Keil nur die griechischen Staatsaltertümer und Neumann die römischen geliefert; für Geschichte wurden 1908/9 Lehmann-Haupt, Beloch, Kornemann gesichert. So sind die Hilfswissenschaften erst in der 3. Auflage zu ihrem Rechte gekommen. 1904 hoffte man, noch in Jahresfrist an die Drucklegung gehen zu können; aber erst Winter 1908/9 wurde es wirklich ernst. Inzwischen war Usener gestorben und dann auch Dieterich. Für Dieterich forderte A. G. Wide zur Mitarbeit auf. Für die Geschichte der Philologie, die in der 1. und 2. Auflage hatte ausfallen müssen, gelang es Nordens unermüdlichen Bitten, für die 3. Auflage Wilamowitz zu gewinnen, was A. G. mit unsagbarer Befriedigung erfüllte; er erklärte geradezu, als er mir liebenswürdig, wie er war, einen Abdruck verehrte, in dieser Darstellung sehe er die Krönung des ganzen Werkes. Wilamowitz hat übrigens diesen Beitrag nach einer Mitteilung Nordens in etwa zwei Wochen niedergeschrieben. Für die 1. Auflage hatte Norden ursprünglich die Absicht gehabt, Lehrs 10 Gebote für Philologen an die Spitze des Ganzen zu stellen; er hat dann aber später vorgezogen, die „Merksprüche" voranzuschicken. Als Titel des Werkes wurde, nachdem man einige Zeit lang über das Ursprüngliche hinaus „Einleitung in das Studium der klassischen Philologie und Altertumswissenschaften" geplant hatte, der jetzige gewählt. Der 1. Auflage (I, II 1910, III 1912) hat Norden noch seine ganze Kraft gewidmet, später aber scheint er A. G. das meiste überlassen zu haben, dem von vornherein das Geschäftliche zu regeln zugefallen war. Nur so kann ich eine briefliche Äußerung Nordens verstehen, der mir geradezu geschrieben hat: „Der Erfolg der 'Einleitung' ist fast ganz sein Werk . . . und Sie werden aus unserem in Sachen der Einleitung geführten Briefwechsel, den Dr. Giesecke Ihnen zugänglich machte, die Überzeugung gewonnen haben, daß er der dirigierende Geist war. Dies sage ich nicht aus falscher Bescheidenheit oder im Gefühle übertriebener pietas, sondern im Bewußtsein des Tatsächlichen." Für die 2. und 3. Auflage (soweit er die 3. erlebte), hat A. G. jedenfalls die Hauptlast der redaktionellen Arbeit getragen; das kommt auch darin zum Ausdruck, daß während des Druckes der 1. Auflage Norden sich in Berlin einen Amanuensis gehalten hat, der für Gleichförmigkeit in Äußerlichkeiten wie Zitaten u. a. zu sorgen hatte. Später war Breslau auch in dieser Hinsicht das Hauptquartier. Aber für die 1. Auflage hat Norden als Freund dem toten Freunde doch wohl zuviel zugebilligt und

seine eigenen Verdienste zu gering eingeschätzt. Die 3. Auflage, die A. G. nur noch zum Teil erlebt hat, gibt jetzt dem ganzen Werke erst die ideale Vollendung. Die „Hilfswissenschaften" haben hervorragende Bearbeiter gefunden: Hiller von Gaertringen, Dessau, Schubart, P. Lehmann, P. Maas, Regling. Und an die Stelle der Mitarbeiter, die der Tod dem Werke entrissen hat, Wendland und Wide, sind andere getreten, deren Namen für die alte Höhe vollauf bürgen: Pohlenz, Lietzmann, Nilsson.

Es ist besonders schmerzlich, daß A. G. die Legung des Schlußsteines an diesem Werke, das das letzte Jahrzehnt seines Lebens geradezu ausgefüllt hat, nicht mehr hat erleben dürfen, dieselbe Tragik, die es ihm nicht vergönnt hat, in einem gesegneten Alter die Früchte seiner Arbeit reif vom Baum des Lebens pflücken zu dürfen.

Gestattet sei mir, diesen Nekrolog mit einer kurzen Charakteristik A. G.s zu schließen, die Freundeshand gegeben hat: „Das Charakterbild G.s zu zeichnen ist nicht ganz leicht. Nur wenige haben ihn in der ganzen Tiefe seines Gemütes gekannt; er ironisierte sich und die Welt gern, und die Vielen nahmen das für Ernst und verkannten ihn, der doch ein warmes und reiches Herz besaß. Er war auch ein sehr treuer Mensch. Der παιδαγωγικὸς ἔρως wurzelte tief in ihm; daher hatte er für Platons Phaidros stets besondere Vorliebe. Das Erzieherische seiner Natur kehrte er oft so sehr hervor, daß ihm als Hochmut oder Doktrinarismus ausgelegt wurde, was doch nur Betätigung seiner Menschenliebe war. Er lebte das Protreptische seiner geliebten alten Philosophen: Wissenschaft und Leben waren ihm eine Einheit, und wenn er über den Begriff der ἀρετή dozierte, sprach neben dem νοῦς, der in ihm exzellierte, das Herz. Das Organisatorische lag ihm im Blute; daher liebte er unter den Philosophen gerade auch Aristoteles, wie den Chrysippos wegen des auch ihn auszeichnenden Scharfsinns." Weiter heißt es in dem Briefe, dem ich diese Charakteristik verdanke: „Sie wissen ja, daß Wilamowitz in Wissenschaftlichem oft von ihm differierte; aber als ich Wilamowitz einmal sagte, daß G. ihm diese Differenzen nie verarge, erwiderte er: „Er ist eben eine vornehme Natur"; das war noch zu G.s Lebzeiten, und ich glaube, daß ich ihm das auch schrieb. Diese ethische εὐγένεια in allen ihren Erscheinungsformen möchte ich als Distinktiv seines Wesens bezeichnen."

Franz Cramer.

Geb. 10. Oktober 1860, gest. 25. November 1923.

Von

Simon Widmann in Münster (Westf.).

Quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis? Das war mein erster Gedanke, als ich die schmerzliche Nachricht erhielt, daß Dr. Franz Cramer, dessen körperliche und geistige Frische ich noch vor wenigen Tagen bewundert hatte, verschieden sei. Im Auftrage des Ministers hatte er sich nach Elberfeld begeben. Da er sich erkältet hatte, suchte ihn seine Gattin von der Reise zurückzuhalten. Sein Pflichteifer besiegte die Sorge um das eigne Befinden. So unternahm er trotz seines Unwohlseins die Dienstreise. Sie ward ihm zur Reise in die Ewigkeit. Die Angst um ihn versetzte seine Gattin in solche Unruhe, daß sie ihm nachreiste. Sie fand ihn zwar, wie es schien, ziemlich wohl und munter. Am folgenden Tag aber stellte sich Fieber ein. Eine heftige Lungenentzündung kam zum Ausbruch. In den Fieberfantasien war sein Geist noch beschäftigt mit Unterrichtsfragen und der Fürsorge für Kandidaten, ein ergreifendes Zeugnis treuester Hingabe an seinen Beruf und seiner tiefen Herzensgüte. In lichten Augenblicken sprach er seine Freude aus, daß er sich von seinen Lieben umgeben sah. Gestärkt durch „die Heilsmittel der katholischen Kirche, deren treuer Diener er war“, entschlief er sanft am 25. November 1923. So starb er mitten im Dienste der Schule und des Vaterlandes, bevor die Altersgrenze seinem Wirken als Schulmann im Amte ein Ziel setzte und ihm die Möglichkeit gab, seine Kräfte ganz seiner vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit zu widmen. Mit hoher Begabung verband sich ein rastloser Fleiß, der regste Drang nach eigener gründlichster Bildung und nach Belehrung anderer. Dazu befähigte ihn ein außerordentliches Lehrgeschick. Er war der geborene Lehrer. Glücklich die Jugend der Schulstube wie des Hörsaales der Universität, glücklich die Jünger des Lehramtes, die seinen Unterricht und seine Erziehung genossen! Ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue, ernstesten Strebens und Arbeitens im Dienste der Wahrheit, der Wissenschaft und der Liebe zum deutschen Volke und Vater-

lande, wirkte er als Erzieher ungemein segensreich, auch ohne daß er unterwies und von der Kraft seiner Redegabe Gebrauch machte. Ein scharfer Denker, sprach er stets Wohldurchdachtes kurz, bestimmt, in anregender Lebhaftigkeit, frei von Phrasen, zuweilen mit feinem, treffendem Humor. Niemals trug er seine umfassende Gelehrsamkeit zur Schau. Der Pädagog, der Philosoph, der Philolog, der Historiker und Altertumsforscher beherrschte nicht bloß die einzelnen wissenschaftlichen Gebiete, sondern, was dem Gelehrten, dem Lehrer und Erzieher fast mehr schien, sich selbst in einem Maße, daß seine kühle Zurückhaltung und Bescheidenheit leicht den Eindruck von Verlegenheit erwecken konnte, der aber bald der Erkenntnis wich, daß dieser schlichte Mann eine ebenso gehaltvolle als gehaltene Natur, eine hervorragende Persönlichkeit vornehmer Denkungsart, ein durch und durch gediegener Charakter sei. Je näher man ihn kennen lernte, desto höher achtete man ihn; man mußte ihn verehren und aufrichtig lieben, sobald man in sein tiefes Gemüt Einblick erhielt.

Die vorzüglichen Charaktereigenschaften verdankte er der sorgfältigen Erziehung im Elternhause. Nach den gütigen Mitteilungen seines Schulfreundes, des Professors Hürten in Münstereifel, stammte Dr. Franz Cramer, der Vater, aus Winterberg, wo er am 11. Mai 1811 geboren war. Mit Stolz rühmte sich der zum Rheinländer gewordene Sohn auf der Versammlung der westfälischen Philologen in Rheine im Jahre 1912 seiner Herkunft aus dem Sauerlande. Sein Vater kam im Herbste 1851 „als Kandidat, nachdem er längere Zeit als Lehrer und zum Teil als Vorsteher bei Anstalten zweiten Ranges gestanden hatte“, an das Gymnasium zu Münstereifel, an dem er als Vertreter der neueren Sprachen tätig war. Professor Simon in Köln, gleichfalls mit Cramer seit der Jugend in enger Freundschaft verbunden, gibt mir folgende Schilderung: „Als Cr. beim Militär war und keinen Urlaub hatte, lud Cr. sen. mich ein, zu ihnen, seinen Eltern, in die Ferien zu kommen; da sie den geliebten Sohn nicht zu Hause haben könnten, wollten sie gerne dessen Freund bei sich haben. Die guten alten Leutchen bewohnten mit der Hausmagd Marie, die mit der Treue eines Hundes an der Herrschaft hing, ein eigenes Haus, Wand an Wand mit Hotel Hillebrand, dem ersten Gasthof des Städtchens. Cr. jun. war ganz das Ebenbild seines verehrungswürdigen Vaters in Natur, Kopfbildung, Gesichtsausdruck und Sprechweise. Der Vater war äußerst gesprächig, sprach wie ein Buch und erzählte sehr interessant aus seinem Leben. Er hatte ein reiches philologisches

Wissen und besaß ein selten treues Gedächtnis. Schon länger im Ruhestand lebend, war er noch regen Geistes und las noch viel. Etwas wunderlich nahm es sich aus, als er Kopfschmerzen hatte und nun, ein weißes Tuch um Schläfe und Stirn geschlungen, mit mir durch das Städtchen ging und mich bergan führte, um mir oben auf den Höhen zu zeigen, wie die Römerstraßen rings vorbeizogen. Die Mutter, Luise, eine Tochter des Medizinalrates Dr. König zu Prüm, war eine stattliche Dame von vornehmem Gehaben und angenehmem Wesen, ernst und gütig. Zuweilen lagerte sich auf ihr Antlitz ein Anflug von Schwermut. Aber beiden strahlten die Augen, wenn man vom Sohne sprach, dem Sohne, der so wohl geraten, der den Eltern nur Freude gemacht, der ihr Stolz war, ein berechtigter Stolz! Denn er war fleißig und strebsam je und je gewesen und bei allen Menschen beliebt, bei Lehrern und Mitschülern. Eine Anima candida habe ich ihn oft nennen hören. Das ist wohl der treffendste Ausdruck für seinen Charakter. Ganz Bravheit, ganz Treue und Zuverlässigkeit. Nichts Unreines ließ er an sich heran. Daher die strahlende Heiterkeit seines Antlitzes, das Elastische in seinem Wesen bis ins höhere Alter hinein. Wer in sein offenes Gesicht sah, der mußte Zutrauen zu ihm fassen. Und wer mit ihm zu tun hatte, der merkte bald, daß er es mit einem Biedermann zu tun hatte, an dessen lauteren Motiven nicht zu zweifeln sei. Im Freundeskreise pflegte er stets aufgeräumt und lustig zu sein und liebte es, wenn ein Witz den andern jagte. Zuweilen neckte er Freunde durch Ironisieren; aber es war stets ein gutmütiges Spotten, das nie verletzte; dafür sorgte schon sein gutes Herz, das jeder kannte. Zank und Streit mochte er nicht leiden, und wo ein solcher auszubrechen drohte, da baute er gern eine Brücke, um die Streitenden zu versöhnen. Das mag an der schönen Harmonie liegen, die in dem Elternhause herrschte: zwischen Vater und Mutter, zwischen Eltern und Sohn bestand ein wahrhaft inniges Verhältnis. Unser lieber Cr. ist in einem Hause aufgewachsen, wo jeder für den andern lebte."

Er, als das einzige Kind dieser Eltern, am 10. Oktober 1860 geboren, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und bewahrte seinen geliebten Eltern dafür eine rührende Dankbarkeit. Noch kurz vor seinem eignen Hinscheiden bat er seinen Freund Hürten in einem Briefe herzlich, sich wieder des Grabes seines „lieben seligen Vaters anzunehmen". Dieser war am 8. August 1884 gestorben. Die Mutter überlebte den Gatten und starb, 83 Jahre alt, bei dem Sohne am 8. Januar 1905.

Mit gleicher Liebe hing Cr. an seiner Heimat, dem Eifellande, und an seinem Geburtsorte Münstereifel. Das altertümliche Städtchen mit den noch erhaltenen Mauern und Torbauten, die nahen Römerstraßen und die Reste der römischen Wasserleitung nach Köln weckten früh den Sinn des Knaben für Geschichte, namentlich für die der Heimat. Die Inschrift des im Jahre 1724 erbauten Gymnasiums, auf dem er seine Vorbildung genoß, „Deo Urbi Patriae" war für ihn ein Leitstern. „Die frommgläubige Bevölkerung," — schreibt Professor Simon — „in der er aufwuchs, das Konvikt, das an das Gymnasium angegliedert war, wirkten auf seine ernste Lebensauffassung, auf die Wahl seiner Genossen an der Universität und auf seine politische Einstellung mächtig ein. Von seinem Festhalten an dem Glauben seiner Väter, von seiner tiefreligiösen Gesinnung machte er kein Hehl, auch als er in hohe Stellung aufgerückt war und mit Andersgläubigen vielfach zusammenarbeiten mußte. Gerade bei solchem Zusammenarbeiten bewährte sich sein feiner Takt, seine Weltklugheit, die keinem seine Überzeugung aufdrängte und die ihn zum höheren Beamten so geeignet machte. Cramer verstand es, in seinem Wirken stets Parität und Objektivität zu wahren. Das verdankte er zu allermeist seiner gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung, namentlich auch seinen historischen Studien, die ihn nicht zum Fanatiker werden ließen und seinen Gesichtskreis erweiterten. An dem Studium geschichtlicher Entwicklung hatte er seine helle Freude. Auch beim Studium der Sprachen fesselte ihn vor allem das Werden derselben. Etymologie auf streng wissenschaftlicher Basis — und er hat schon in seinen ersten Semestern, ja auf der Schule bereits z. T. sich die nötigen Kenntnisse dazu gesammelt — das war sein Ergötzen; das hat ihn zu dem bedeutenden Ortsnamenforscher gemacht, als der er bekannt ist. Den rechten Forschergeist, den Grüblersinn scheint er von seinem Vater mitbekommen zu haben." Sein Direktor Dr. Joseph Pohl beeinflußte seine Studien wesentlich und lenkte seine Aufmerksamkeit auch auf die Kirchenschriftsteller. Ob er anderen Lehrern des Gymnasiums viel zu verdanken hatte, erscheint fraglich, da er z. B. erzählt: „Aus meiner Obersekundazeit erinnere ich mich, wie gedankenlos aus dem Geschichtsbuche (dem damals schon alten, jetzt verschwundenen Pütz) die germanische Stammeseinteilung, die germanischen Götter- und Heldensagen gelernt wurden, während diese Dinge heute zu einem Erleben im Banne der Taciteischen Darstellungskunst werden" (Der lateinische Unterricht S. 131). Und an einer anderen Stelle (S. 156) gedenkt er

des Einpaukens besonderer Regeln und Wendungen für die Prüfungsarbeiten: „Ich erinnere mich so gut, als sei es gestern gewesen, wie unser Lateinlehrer, ein in seiner Art erfolgreicher Drillmeister, uns einige Zeit vor der Reifeprüfung allerlei Phrasen und Regelchen vorbrachte und uns, wenn wir nicht gleich Lunte rochen, mit einem: 'Ja, so was merkt man sich!' aufmunterte. Flugs wurde dann die Rarität in ein eigens angelegtes Heftchen eingetragen." Cramers erste Absicht war, wie Professor Hürten aus seinem Munde erfuhr, Verlagsbuchhändler zu werden, vermutlich weil die verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete ihn anzogen. Der Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Neigung und Beschäftigung entsprach eine außergewöhnlich große Kraft und Leichtigkeit des Arbeitens. Er war imstande — wie er selbst bekannte —, eine Unterhaltung zu führen und dabei weiter an einer Abhandlung zu schreiben. Das konnte auch, wer ihn auf seinem Amtszimmer besuchte, bemerken: er begrüßte kurz, hörte an, gab Antwort und schrieb, seine Aufmerksamkeit teilend, weiter, dann sprang er auf und ging entweder ein paarmal hin und her, überlegend oder Bescheid erteilend, oder er setzte sich zu dem Störenfried hin. Das befremdete vielleicht manchen, keinen aber, der ihn kannte. Und wer ihn nicht kannte, fühlte doch bald, daß er es mit einem Manne zu tun habe, der Teilnahme, Wohlwollen und Herzensgüte besaß.

Im Jahre 1879 bezog Cr. die Universität Bonn und studierte erst Rechtswissenschaft; dann siedelte er nach Freiburg i. B. über, um sein militärisches Dienstjahr abzuleisten. Da ihm beim Exerzieren beständig der Fuß umschlug, kam er ins Lazarett und wurde dann als dienstuntauglich vom Heere entlassen. Nun begab er sich nach Marburg und studierte, in enger Freundschaft mit Simon und Joh. Bapt. Keune, dem späteren Direktor des Museums in Metz, verbunden, Philologie bis Herbst 1883. Im Frühjahr 1884 bestand er glänzend die Staatsprüfung pro facultate docendi und promovierte 1886 mit der Dissertation: De perfecti coniunctivi usu potentiali apud priscos scriptores Latinos. Das pädagogische Probejahr legte er am staatlichen Gymnasium zu Düsseldorf unter Direktor Uppenkamp ab. Nachdem er vorübergehend als wissenschaftlicher Hilfslehrer in Münstereifel, Birkenfeld und Duisburg beschäftigt worden war, kam er in derselben Eigenschaft an das städtische Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf und wurde dort auch fest angestellt. Hatte schon der Provinzialschulrat Dr. Münch die hervorragende Begabung des jungen Lehrers erkannt, so erwarb er sich ebenso rasch die Wertschätzung seines Direktors Adolf Matthias, der

1898 ins Provinzialschulkollegium zu Koblenz trat und zwei Jahre später als vortragender Rat nach Berlin ins Kultusministerium berufen wurde. Am 1. April 1902 übernahm Cr. die Leitung des Gymnasiums i. E. und Realprogymnasiums in Eschweiler. Der im Frühjahr 1905 als Vollgymnasium anerkannten Anstalt gliederte er noch Realschulklassen an. Nur ungern schied er von der ihm lieb gewordenen Anstalt und Stadt, als er den ehrenvollen Ruf als Direktor des Königl. Hohenzollerngymnasiums in Düsseldorf erhielt, am 1. Juni 1908. Auch hier war ihm kein langes Wirken vergönnt, weil das Vertrauen der Behörde ihn als Nachfolger des Geheimen Regierungsrats Dr. Adolf Hechelmann in das Provinzialschulkollegium zu Münster berief (1. Oktober 1911). Mit schwerem Herzen nahm er Abschied von der Lehrtätigkeit. Gern ergriff er beim Besuche von Unterrichtsstunden die Gelegenheit, selbst wieder mit der Jugend als Lehrer in Verkehr zu treten und „Kräfte zu wecken“. Darum war es ihm eine große Freude, als er an der Universität zu Münster einen Lehrauftrag für Westdeutsche Altertumskunde, sein besonderes Forschungsgebiet, für Unterrichtslehre und die Geschichte des höheren Schulwesens erhielt (9. Dezember 1919 und 20. März 1922). Jetzt konnte er doch wieder lehren und den Schatz seiner Kenntnisse und reichen Erfahrung der studierenden Jugend zugute kommen lassen, namentlich den künftigen Jugendbildnern an den höheren Schulen. Eine große Anzahl von Kandidaten des höheren Lehramts bereitete er als Leiter des pädagogischen Seminars, erst in Düsseldorf, dann in Münster, für ihren Beruf vor und lernte die meisten Studienreferendare der Provinz Westfalen kennen als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Prüfungsausschusses und viele als Examinator in Philosophie. Bei aller Gründlichkeit in der Unterweisung und Prüfung war er weit entfernt von jeder Kleinigkeitskrämerei, bei aller Gerechtigkeit stets zur milden Beurteilung geneigt, immer sachlich, ruhig, wohlwollend. Freilich mit leeren Redensarten und bloßen Schlagwörtern kam ein Prüfling bei ihm nicht zurecht; denn nun wurde ihm auf den Zahn gefühlt und doch zugleich die Möglichkeit geboten, zu zeigen, daß er wirklich mit der Sache vertraut sei und denke. Unter Umständen fertigte er Formelkram mit einer leichten spöttischen Bemerkung ab, wie z. B. im Handbuch über den lateinischen Unterricht S. 212: „Wer theoretische Fachausdrücke liebt, mag hier vom Gesetz der ‘Apperzeption’ und der ersten Formalstufe reden“. Immer legte er den Hauptwert nicht auf das Wissen einzelner Tatsachen und auf dogmatische Belehrung, sondern auf die Entwicklung des

Denkens (vgl. a. a. O. 199 und 220), nicht auf das bloße gedächtnismäßige Erlernen, sondern auf stete Verbindung des Erinnerns mit „denkendem Erfassen“ (S. 527 f.). So erklärte er es für weniger wichtig, „dem Schüler einen vollgepfropften Sack noch so schätzenswerter Kenntnisse, fix und fertig verpackt und etikettiert, mitzugeben, als ihm durch gemeinsame Betrachtung muttersprachlicher Eigenart den Sinn zu öffnen für den Reichtum, die Schönheit und die Besonderheiten der deutschen Sprache“ (Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein. 1919, S. 21). Als erste Aufgabe der deutschen Schule sah er „die Erziehung zum deutschen Menschen“ an; diesem Zwecke sollten sämtliche Unterrichtsfächer, „wenngleich in unterschiedlicher Art und in verschiedenem Grade“, dienen; sie können und müssen auf die Bildung des Willens, aber auch auf Herz und Gemüt wirken. Zur sittlichen Pflicht gehört „die Heilighaltung des vaterländischen Namens, die opferfreudige Einordnung in die völkische Gemeinschaft“, darum Niederringen der Selbstsucht und des Sondergeistes. Daher genügt ihm zur staatsbürgerlichen Erziehung nicht die Vermittlung staatsbürgerlichen Verständnisses, auch nicht die an sich gute und notwendige Deutschkunde; denn „Wissen ist und bleibt nur das Sprungbrett zum Tatwillen“ (a. a. O., S. 14 f. 21. 23). „Warmherziges Fühlen ist, anders als der kalt überlegende Verstand, die allernächste Vorstufe des Wollens. Unmittelbar und unwillkürlich wird der Wille des Jüngers beeinflußt durch das Vorbild des Lehrmeisters selbst. Nimmt der Schüler wahr, daß sein Lehrer selbst für die heilige Sache des Vaterlandes erglüht, so folgt er selbstverständlich um so williger den Anregungen, die vom Unterricht ausgehen“ und auch außerhalb der Schulstunden im Leben der Schulgemeinde mehr als früher möglich sind (a. a. O., S. 36 f.). Die Liebe zur heimatlichen Erde ist in lebendigem Zusammenhang mit dem großen Vaterlandsinne zu pflegen, wie die heimatliche Mundart und Eigenart neben der Muttersprache des Gesamtvolkes. „Schon weil wir Deutsche erziehen wollen, liegt uns daran, recht kräftig die Eigenart der Muttersprache zu betonen und an dieser Eigenart die Mittel der antiken Fremdsprache messen zu lassen“ (Lat. Unterricht, S. 493). Die deutsche Übersetzung aus der Fremdsprache „darf schon um deswillen nicht in den Hintergrund treten, weil die Pflege der Muttersprache bis zur höchsten Klassenstufe hinauf eine der vornehmsten Pflichten des gesamten Unterrichts bleiben muß“ (a. a. O., S. 1147). Der Schüler soll lernen, einwandfreies Deutsch zu reden und zu schreiben, „flüssiges Deutsch“ (S. 433), weder radebrechen noch „auf Stelzen“

einherschreiten (ebenda), „den geeigneten Ausdruck möglichst aus eigenem Empfinden, aus dem eigenen Sprachschatz heraus (unter Vermeidung des toten Übungsbuch-Deutsch) finden“ (S. 387). Mit gleichem Rechte, wie gegen das „zurechtgemachte“ Latein-Deutsch der Übungsbücher (S. 304), kämpfte Cramer gegen die Verwendung von Fremdwörtern, für die gute deutsche Ausdrücke zu Gebote stehen, zumal bei stilistischen Übungen (S. 529), und gab selbst hierin ein gutes Beispiel, indem er in Wort und Schrift jedes überflüssige Fremdwort vermied und z. B. beim Besuch von Unterrichtsstunden und bei Prüfungen ein solches verdeutschte oder verdeutschen ließ.

Gerade weil er mit aller Entschiedenheit Erziehung der Jugend zum deutschen Fühlen und Wollen, „zur tatfrohen Mitarbeit an der Erfüllung der vaterländischen Aufgaben“ (Geschichtliche Bildung. Neue Jahrb., 38. Bd. 1916) erstrebte, forderte er, daß sie „auch gründlich in der Fremde mit Eigenem vergleiche und vorurteilsfrei gegeneinander abwäge“, „daß sie die fremden Kulturvölker schaue, wie sie wirklich sind, in ihren Vorzügen, aber auch in ihren Schwächen, damit sie daran den Willen entzünde, zum Nutzen unseres Volkstums dem Guten zu folgen und das Verwerfliche zu meiden“. Daher befreundete er sich nicht mit dem „Evangelium des Ungeschichtlichen“, wie es unter dem Eindrucke des Weltkrieges in Reformvorschlägen für eine Zukunftsschule verkündet wurde. So sehr er gegen den Umsturz des Bestehenden war, ebenso lebhaft begünstigte er „die zweckmäßige Weiterbildung des bewährten Alten“. Und — so fragt er einmal — „haben nicht alle unsere Schulgattungen sich im Sinne vaterländischer Erziehung bewährt, als im August 1914 mit einem Male die Primen mit einem Schlage sich leerten?“ „Es gilt,“ — schreibt er (Der lateinische Unterricht S. 94) — „auf den ererbten Grundlagen weiter zu bauen, nicht aber Luftschlösser über unerprobtem Neuland zu wölben.“ „Die Antike stirbt nicht; aber wenn sie dieser neuen Zeit auf unserm eigenen Kulturboden etwas bedeuten soll, so muß ihre Aufgabe aus den Zielen dieser Zeit selbst herauswachsen, und diese Aufgabe kann keine andere sein als die Erziehung zum deutschen Mann im tiefsten Sinn des Wortes, die Vorbereitung zu ernstester Mitarbeit an der nationalen Gegenwart durch das Verständnis ihres Werdens in der Vergangenheit, durch die Vertrautheit mit dem dreifachen Wurzelboden, auf dem sie erwachsen: Hellas, Rom und Christentum“ (S. 120). Wenn er das Lateinische als „den Schlüssel zu den Propyläen unsers ganzen Kulturbaues“ (S. 96) bewertet, so

unterschätzt er keineswegs für den gymnasialen Gedanken eine Erziehung durch das klassische Altertum, die Notwendigkeit der Unterstützung durch die übrigen Unterrichtsfächer, besonders auch durch die Geschichte, die Literatur, die Erdkunde und die Religion. „Sie muß" — so fordert er — „mit ihrem Einfluß alles durchdringen, und die religiöse Lehre muß heute mehr als sonst auf dem ethischen Gebiete wirken. Die Religion der Nächstenliebe predigt auch die Pflichten gegen die Mitbürger und gegen das Vaterland. Deutschtum und Christentum sind immer miteinander verbunden gewesen, und die Verinnerlichung, nach der heute die deutsche Seele ringt, kann sie nur finden in der Welt der Ewigkeitswerte. Das furchtbare Weh, das uns heimgesucht, hat die bittere Lehre gebracht, daß eine Kultur ohne religiöse Weihe, eine Kultur des nur irdischen Vorwärtshastens in den Abgrund führt. Der Glaube an die deutsche Zukunft, den wir unserer Jugend einpflanzen wollen, kann sich nur dann in werkschaffenden Willen umsetzen, wenn er sich paaren kann mit dem Glauben an die übernatürliche Kraft und Weisheit der göttlichen Weltlenkung. Dabei aber sei immer dessen gedacht — sorgsamer als es bisher meist geschah —, was deutscher Geist und deutsche Arbeit im Reiche Gottes auf Erden gewirkt. Hier sei nur an die kräftige Blüte unseres Kirchenliedes und an die großen Vorkämpfer, die beide Bekenntnisse zu den ihrigen zählen, erinnert."

Immer kam es dem Schulmanne darauf an, „Kräfte zu wecken", nicht bloß Belehrungen zu übermitteln. Der Schüler soll lernen selbst zu schauen, zu beobachten, zu vergleichen und zu erkennen, selbst tätig zu sein, auch sich selbst zu zügeln und seiner Verantwortlichkeit den Kameraden gegenüber und der Gemeinschaft bewußt zu werden. In diesem Sinne der Selbsterziehung zum Gehorsam, zur freiwilligen Unterordnung unter die alle bindenden großen sittlichen Ewigkeitsgesetze und somit auch zum Bewußtsein der Pflichterfüllung gegen das Vaterland und den Staat erblickte er in den Forderungen der neuen Pädagogik nach Selbstverwaltung der Schüler, nach Pflege des Vereinslebens an den Schulen gute Keime der Erziehung. Er, der selbst so gerne wanderte und besonders die Heimat durchstreifte, begünstigte daher auch die Wanderbünde und Spiel und Sport, wenn sie nur im rechten Geiste und mit Maß betrieben wurden (s. seinen Beitrag über Selbstverwaltung in Roloffs Lexikon der Pädagogik IV, 1002 ff.). Feind allem Zwange, aller Reglementierung abgeneigt, ließ er auch dem Lehrer gern seine Eigenart, vorausgesetzt, daß sie das Ziel nicht verfehlte.

Unablässig selbst an seiner wissenschaftlichen Bildung weiterarbeitend, wandte er neuen Bestrebungen und Vorschlägen stets seine Aufmerksamkeit zu und förderte, was er daran als gut erfand. So gehörte er zu den ersten, die einer vernünftigen „Wahlfreiheit der Unterrichtsfächer“ das Wort redeten, in dem Aufsatz „Die freiere Behandlung des Lehrplans auf der Oberstufe höherer Lehranstalten“ (1907). (S. auch seinen Beitrag im Lexikon der Pädagogik V, 681 ff.). Freiheit in der Wahl des klassischen Lesestoffs der Schule, natürlich in den durch die Klassenstufen und den Inhalt gebotenen Schranken, „je nach der Lehrerpersönlichkeit und den Sonderverhältnissen der einzelnen Schule“, verbürgte eher die erforderliche „liebevolle Behandlung“, „als ein stümperhaftes oder halb widerwilliges Breittreten in ausgefahrenen Geleisen“. Mit leisem Schauder dachte er „an eigene Schülerstunden zurück, in denen Vers um Vers schlecht und recht heruntergehaspelt wurde“. Dabei hat er besonders die Vergillektüre im Auge, deren Wert er voll anerkennt. Die reichen Ergebnisse langjähriger Erfahrung und sorgfältigsten Nachdenkens hat der Schulmann niedergelegt in seinem Hauptwerke: „Der lateinische Unterricht. Ein Handbuch für Lehrer“ (Berlin, Weidmann 1919), einer kostbaren Frucht seiner erstaunlichen Arbeitskraft und seiner hohen Auffassung des Berufs. Den alten wie den jungen Zunftgenossen bietet es nicht nur eine vortreffliche Geschichte des Lateinunterrichts in Deutschland, sondern einen ausgezeichneten, durchweg zuverlässigen Wegweiser für die Behandlung des Lehrstoffs und die Erreichung des Lehrzieles. Dem Geber ist der Schmerz erspart geblieben, zu sehen, wie durch „die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens“ (Denkschrift 1924) am Umsturz der „Propyläen unseres ganzen Kulturbaues“ Hand angelegt ist. Ihrer Erhaltung dient sein Werk, und mehr als je haben die Hüter und Freunde des humanistischen Gymnasiums die Pflicht, das Vermächtnis eines der treuesten Wächter unersetzlichen Kulturgutes hochzuhalten durch unentwegte Arbeit in seinem Geiste. Auch der Nichtphilologe, der Gebildete überhaupt, wird den zweiten, Grundfragen des lateinischen Unterrichts behandelnden Teil des Buches mit Nutzen und Freude lesen, da hier die engen Zusammenhänge unseres Kulturlebens mit dem Kultur- und Geistesleben des Altertums und der Wert des lateinischen Sprachunterrichts für die geistige Zucht und Bildung überzeugend dargelegt werden. Hier zeigt der Kenner, wie der ererbte Besitz für die Gegenwart fruchtbar zu machen ist, wie in ihm eine Fülle wirkender Kräfte für die eigenen Lebensfragen liegt (s. S. 94 und 129). Es

handelt sich ihm nicht darum, den Schüler mit allerhand „Altertümern“, mit einem „Wust von Kleinigkeiten“, sogenannten Realien aller Art zu füttern, sondern „geistige Kräfte zur Entfaltung zu bringen, in ihm den Trieb zu beleben, bei allem Geschehen zu fragen: Wie hängt das Werdende mit dem Gewordenen zusammen? Der Einblick aber in die verwickelten Welt- und Lebensformen des Heute wird ihm erleichtert durch das Anschauen der einfachern Formen des Einst, die die trennende Kluft zwischen dem fragenden Ich und den Aufgaben des Lebens zu überbrücken lehren.“

So faßte er auch die Aufgabe des Geschichtsunterrichts und des geschichtlichen Lehrbuchs auf. Wenngleich er eine planmäßige und zielbewußte Sichtung des Stoffes für notwendig erachtete, warnte er doch eindringlich vor Verflüchtigung der ursächlichen Zusammenhänge und der Zusammenpressung der „lernbaren“ Tatsachen und begnügte sich nicht mit dem verstandesmäßigen Erfassen der Zusammenhänge, sondern verlangte von dem Geschichtsunterricht Erziehung „zur tatfrohen Mitarbeit an der Erfüllung der vaterländischen Aufgaben“. Seinen richtigen Ansichten verlieh er namentlich Ausdruck in einem Aufsatz über „Geschichtliche Bildung“ (Neue Jahrbücher 38. Bd., 1916) und brachte sie zur Anwendung in der für Westdeutschland bestimmten Ausgabe B des Pfeiferschen Lehrbuchs der Geschichte (Breslau, F. Hirt, 1911). Für A. Meisters „Handbuch der deutschen Geschichte“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart-Berlin, 1919) übernahm er an Stelle des Dr. Richard Loewe die Bearbeitung von Band I. Abschnitt II. Germanen und Römer, §§ 7—9. Die römisch-germanische Altertumskunde war ja sein Lieblingsgebiet, und damit stand in enger Verbindung die Ortsnamenforschung. Außer zahlreichen Abhandlungen in rheinischen Fachzeitschriften, in den Blättern des Eifelvereins, in der Kölnischen Volkszeitung, in der Monatsschrift für höhere Schulen veröffentlichte er folgende Schriften: Niederrheinische Ortsnamen. Zwei niederrheinische Ortsnamen: Xanten und Birten. Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit (Düsseldorf, E. Lintz, 1901). Aus der Urzeit Eschweilers und seiner Umgebung (Aachen, J. Creutzer, 1905). Zur Geschichte des Gymnasiums von Eschweiler (Festschrift des Gymnasiums 1905). Afrika in seinen Beziehungen zur antiken Kulturwelt (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1907). Das römische Trier (ebenda 1911). Deutschland in römischer Zeit (Berlin und Leipzig, G. J. Göschen, 1912 und 1920). Einige früher erschienene Aufsätze, vermehrt durch neue Beiträge, faßte Cr. zusammen in den außerordentlich inhaltreichen und gründlichen

Römisch-germanischen Studien (Breslau, F. Hirt, 1914). Das Erscheinen eines Büchleins: „Auf den Spuren der römischen Legionen“ (Saarbrücken, Hofer) erlebte der Verfasser nicht mehr; es ist bis jetzt noch nicht auf den Büchermarkt gekommen. Auch andere literarische Unternehmungen, zu deren Leitung oder Mitarbeit er gewonnen war, sind durch seinen Tod seiner belebenden Kraft beraubt: so das von Prof. Dr. Sprengel und Geheimem Ministerialrat Dr. Schellberg geplante „Handbuch der Deutschkunde“ (Frankfurt a. M., M. Diesterweg), so die „Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften“ und die „Sammlung von Quellenstoffen für den Geschichtsunterricht“ (Paderborn, F. Schöningh). Dagegen hatte er die Freude, die Reformgedanken für den lateinischen Sprachunterricht, wie sie sein Buch „Der lateinische Unterricht“ enthält, in der Neubearbeitung der Lateinischen Sprachlehre von F. Schultz, 30. Auflage, von Anton Führer und Franz Cramer herausgegeben (Paderborn, F. Schöningh), zur Ausführung zu bringen. Diente früher das Buch zur Erlernung der Sprachgesetze, so dient es jetzt mehr als ehedem der Belehrung über die Sprachgesetze und leitet zu sprachwissenschaftlicher Betrachtung an, die einerseits bei der Aneignung der Sprache eine gewisse Erleichterung gewähren kann, anderseits geeignet ist, den grammatischen Unterricht zu beleben und zu vertiefen.

Eine der letzten schriftstellerischen Arbeiten Cramers bot der 80. Band der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens (1922): „Aufgaben der Römerforschung an der Lippe“. Wohl die letzte Schrift war sein Beitrag zur Festschrift für den Geh. Archivrat, den Direktor des Staatsarchivs Professor Dr. Friedrich Philippi, Aus Vergangenheit und Gegenwart: „Sind die keltisch-germanischen Matronen Ortsgottheiten?“ (Münster, Regensbergische Buchhandlung 1923). So sind beide Gaben Zeugen für die warme Liebe ihres Spenders zu Westfalen wie zum Rheinland. Hier wie dort war er in den verschiedenen Vereinen zur heimatlichen Geschichte und Altertumskunde ein rühriges, unablässig schaffendes Mitglied. Im letzten Brief an Professor Hürten vom 19. Oktober 1923 stellte er noch für das Eifelvereinsblatt einen Beitrag in Aussicht mit den Worten: „Gelegentlich möchte ich im Eifelblatt auch von einem ‘Spaziergang’ zu den zwei Wallburgen an der Erft plaudern.“ Die Erfüllung seines Versprechens war ihm nicht mehr vergönnt. Auch die Pläne, die er als Vorsitzender der Altertumskommission für Westfalen hegte, konnte er nicht mehr der Ausführung näher bringen. Bei seinem ganzen Wirken, in

allen seinen Forschungen, sei es mit dem Spaten, sei es mit dem die literarischen Quellen kritisch prüfenden Auge, in der Philologie wie in der Geschichte und Heimatkunde leitete ihn der hohe Gedanke, der deutschen Wissenschaft, der deutschen Schule, dem deutschen Vaterlande zu dienen. Nach seinem Wunsche sollte „in der Seele eines jeden unserer Volksgenossen die Losung zum inneren Erleben werden: Deutsch' Ehr' — ist mein Ehr'!“ Und so klagen um diesen echt deutschen Mann die deutsche Wissenschaft, die deutsche Schule, das deutsche Vaterland. Sein Andenken ehrt, wer in seinem Geiste arbeitet.

Verzeichnis

der in den Jahrgängen 1908—1924 (Band 138—202) enthaltenen

Nekrologe

(anschließend an das in Band 138, Seite 151—156 gegebene Verzeichnis).

a) Nach den Verstorbenen geordnet.

Altmann, Walter, von J. B. Carter. **155**, 25—27.
Aly, Friedrich, von W. Aly. **169**, 1—18.
Arnoldt, Richard, von A. Puls. **164**, 162—181.

Beer, Rudolf, von W. Weinberger. **169**, 122—125.
Bellermann, Ludwig, von W. Schonack. **173**, 1—25.
Björnbo, Axel Anton, von R. Meyer. **164**, 105—107.
Blaß, Friedrich, von W. Crönert. **145**, 1—32.
Blaydes, Frederick Henry Marvell, von S. G. Owen. **145**, 37—39.
Blümner, Hugo, von O. Waser. **190**, 1—44.
Boissier, Gaston, von P. Monceaux. **141**, 177—192.
Bolle, Ludwig, von P. Stoppel. **155**, 163—170.
Bonhöffer, Adolf Friedrich, von C. Ritter. **194**, 74—83.
Brieger, Adolf, von J. Niejahr. **169**, 37—51.
Brinkmann, August, von H. Oppermann. **202**, 37—61.
Buecheler, Franz, von P. E. Sonnenburg. **155**, 139—162.
Büttner-Wobst, Johann Rudolf Theodor, von F. Poland. **145**, 132—140.
Butcher, Samuel Henry, von A. W. Mair. **155**, 137—138.

Cauer, Paul, von Fr. Cauer. **198**, 1—33.
Christ, Wilhelm von, von H. Ostern. **177**, 26—98.
Cramer, Franz, von S. Widmann. **202**, 193—205.
Crusius, Otto, von K. Preisendanz. **185**, 1—57.

Deiters, Hermann, von J. Asbach. **141**, 127—149.
Detlefsen, Detlef, von R. Hansen. **164**, 212—216.
Deuticke, Paul, von S. Herrlich. **145**, 115—118.
Dieterich, Albrecht, von R. Wünsch. **145**, 70—102.
Dittenberger, Wilhelm, von G. Wissowa. **141**, 1—52.

Finsler, Georg, von O. Waser. **194**, 24—44.
Förster, Richard, von E. Richtsteig. **198**, 34—57.
Friedländer, Ludwig, von A. Ludwich. **155**, 1—24.
Fritz, Wilhelm, von Th. Preger. **145**, 65—67.
Fritze, Hans von, von Joh. Kirchner. **185**, 58—75.
Furtwängler, Adolf, von J. Sieveking. **145**, 119—131.

Gercke, Alfred, von B. Prehn. **202**, 161—192.
Gerhard, Gustav Adolf, von F. Gerhard. **190**, 45—53.
Gundermann, Gotthold, von G. Goetz. **194**, 1—10.
Gurlitt, Wilhelm, von L. Gurlitt. **169**, 63—89.

Hartel, Wilhelm von, von A. Engelbrecht. **141**, 75—107.
Heinze, Max, von P. Barth. **155**, 186—189.
Hermes, Emil, von K. Hirschberg. **164**, 97—98.
Hirschfeld, Otto, von E. Kornemann. **202**, 104—116.
Hirzel, Rudolf, von B. von Hagen. **181**, 56—80.
Hitzig, Hermann, von O. Waser. **194**, 11—23.
Holzapfel, Ludwig, von W. Soltau. **181**, 17—36.
Hultsch, Friedrich Otto, von F. Poland. **145**, 141—156.

Imhoof-Blumer, Friedrich, von O. Waser. **185**, 103—122.

Jeep, Ludwig, von Joh. Tolkiehn. **164**, 121—133.
Jung, Julius, von H. Swoboda. **155**, 171—185.

Kammer, Eduard, von E. Wagner. **164**, 86—96.
Kawerau, Georg, von A. Köster. **145**, 68—69.
Kekule von Stradonitz, Reinhard, von H. Schrader. **164**, 1—40.
Kirchhoff, Adolf, von O. Schroeder. **141**, 150—175.
Körte, Gustav, von A. Körte. **177**, 99—130.

Lang, Andrew, von A. Shewan. **164**, 159—161.
Lautensach, Otto, von H. Meltzer. **181**, 81—86.
Lipsius, Justus Hermann, von F. Poland. **202**, 1—36.
Ludwich, Arthur, von Joh. Tolkiehn. **194**, 45—73.

Marées, Walther von, von P. Goessler. **145**, 43—50.
Mayor, John Eyton Bickersteth, von J. E. Sandys. **164**, 182—191.
Meister, Richard, von K. Meister. **169**, 52—62.
Meyer, Leo, von W. Schlüter. **164**, 65—85.
Miodoński, Adam Stephan, von Th. Sinko. **169**, 116—121.
Müller, Karl Konrad, von Th. Preger. **150**, 1—5.
Muff, Christian, von M. Hoffmann. **164**, 144—158.

Nieländer, Franz, von V. Hoffmann. **150**, 9—10.
Niese, Benediktus, von K. Boysen. **164**, 41—64.
Nitsche, Wilhelm, von E. Hoffmann. **150**, 11—20.
Novák, Robert, von H. Vysoký. **173**, 31—39.

Peppmüller, Rudolf, von F. Thümen. **155**, 190—192.
Peter, Hermann, von A. Weinhold. **173**, 40—61.
Plasberg, Otto, von R. Helm. **202**, 117—138.
Ponor, Emil Thewrewk von, von Joh. Csengeri. **177**, 131—152.
Pradel, Fritz, von H. Freund. **150**, 6—8.
Preger, Theodor, von O. Hey. **164**, 134—143.
Puchstein, Otto, von O. Jolles. **164**. 192—211.
—, Erklärung zum Nekrolog von O. Hense. **169**, 150.
—, Erklärung zum Nekrolog von B. Schmidt. **169**, 149—150.

Rappaport, Bruno, von K. Regling. 185, 76—83.
Reuß, Friedrich, von U. Hoefer. 164, 108—117.
Römer, Adolf, von N. Wecklein. 169, 90—98.
Rothe, Karl, von E. Drerup. 173, 26—30.
Rühl, Franz, von A. Mentz. 181, 37—55.

Scheer, Eduard, von R. Foerster, 177, 12—25.
Schmid, Georg, von A. Malëin. 169, 126—129.
Schneider, Rudolf, von H. Meusel. 164, 99—104.
Schoell, Fritz, von G. Goetz. 185, 84—102.
Schöne, Alfred Kurt Immanuel, von R. Ehwald. 181, 87—112.
Schwabe, Ludwig, von A. Klett. 145, 51—64.
Schwering, Walther, von P. E. Sonnenburg. 173, 62—64.
Seyffert, Oskar, von G. Goetz. 145, 103—109.
Seymour, Thomas Day, von E. B. Clapp. 150, 21—26.
—, von P. Perrin. 141, 176.
Solmsen, Felix, von E. Fränkel, 169, 19—27.
Sommerbrodt, Julius, von R. Foerster. 141, 108—126.
Stangl, Thomas, von J. K. Schönberger. 202, 62—67.
Stender, Julius, von A. Werth. 141, 193—195.
Strack, Max Leberecht, von A. Körte. 181, 1—26.
Sudhaus, Siegfried, von F. Vollmer. 173, 65—81.
Susemihl, Franz, von B. A. Müller. 155, 49—102.

Thalheim, Theodor, von H. Schwarz. 202, 139—160.

Usener, Hermann, von L. Deubner. 141, 53—74.

Verall, A. W., von G. Murray. 164, 118—120.
Viertel, Anton, von H. Willrich. 169, 28—36.
Vogel, Theodor, von A. Weinhold. 169, 130—148.
Vollmer, Friedrich, von H. Rubenbauer. 202, 68—103.

Warren, Minton, von J. H. Wright. 145, 40—42.
Weil, Henri, von M. Bouché-Leclercq 155, 28—30.
—, von M. G. Monod. 155, 31—32.
—, von Th. Reinach. 155, 32—48.
Wernicke, Konrad, von B. Graef. 145, 110—114.
Wilisch, Erich Gustav, von Jul. A. Bernhard. 169, 99—115.
Wölfflin, Eduard, von O. Hey. 155, 103—136.
Wrobel, Johann, von I. Hilberg. 150, 27—32.
Wünsch, Richard, von W. Kroll. 177, 1—11.

Zacher, Konrad, von F. Skutsch. 145, 33—36.

a) Nach den Verfassern geordnet.

Aly, W., Friedrich Aly. 169, 1—18.
Asbach, J., Hermann Deiters. 141, 127—149.

Barth, P., Max Heinze. 155, 186—189.
Bernhard, Jul. A., Erich Gustav Wilisch. 169, 99—115.
Bouché-Leclercq, M., Henri Weil. 155, 28—30.
Boysen, K., Benediktus Niese. 164, 41—64.

Carter, J. B., Walter Altmann. 155, 25—27.
Cauer, Fr., Paul Cauer. 198, 1—33.
Clapp, E. B., Thomas Day Seymour. 150, 21—26.
Crönert, W., Friedrich Blaß. 145, 1—32.
Csengeri, Joh., Emil Thewrewk von Ponor. 177, 131—152.

Deubner, L., Hermann Usener. 141, 53—74.
Drerup, E., Karl Rothe. 173, 26—30.

Ehwald, R., Alfred Kurt Immanuel Schöne. 181, 87—112.
Engelbrecht, A., Wilhelm von Hartel. 141, 75—107.

Förster, R., Eduard Scheer. 177, 12—25.
—, Julius Sommerbrodt. 141, 108—126.
Fränkel, E., Felix Solmsen. 169, 19—27.
Freund, H., Fritz Pradel. 150, 6—8.

Gerhard, F., Gustav Adolf Gerhard. 190, 45—53.
Goessler, P., Walther von Marées. 145, 43—50.
Goetz, G., Gotthold Gundermann. 194, 1—10.
—, Fritz Schoell. 185, 84—102.
—, Oskar Seyffert. 145, 103—109.
Graef, B., Konrad Wernicke. 145, 110—114.
Gurlitt, L., Wilhelm Gurlitt. 169, 63—89.

Hagen, B. von, Rudolf Hirzel. 181, 56—80.
Hansen, R., Detlef Detlefsen. 164, 212—216.
Helm, R., Otto Plasberg. 202, 117—138.
Hense, O., Erklärung zum Nekrolog Puchstein. 169, 150.
Herrlich, S., Paul Deuticke. 145, 115—118.
Hilberg, I., Johann Wrobel. 150, 27—32.
Hirschberg, K., Emil Hermes. 164, 97—98.
Hoefer, U., Friedrich Reuß. 164, 108—117.
Hoffmann, E., Wilhelm Nitsche. 150, 11—20.
—, M., Christian Muff. 164, 144—158.
—, V., Franz Nieländer. 150, 9—10.
Hey, O., Theodor Preger. 164, 134—143.
—, Eduard Wölfflin. 155, 103—136.

Jolles, O., Otto Puchstein. 164, 192—211.

Kirchner, Joh., Hans von Fritze. 185, 58—75.
Klett, A., Ludwig Schwabe. 145, 51—64.
Körte, A., Gustav Körte. 177, 99—130.
—, Max Leberecht Strack. 181, 1—16.
Köster, A., Georg Kawerau. 145, 68—69.
Kornemann, E., Otto Hirschfeld. 202, 104—116.
Kroll, W., Richard Wünsch. 177, 1—11.

Ludwich, A., Ludwig Friedländer. 155, 1—24.

Mair, A. W., Samuel Henry Butcher. 155, 137—138.
Malëin, A., Georg Schmid. 169, 126—129.
Meister, K., Richard Meister. 169, 52—62.

Meltzer, H., Otto Lautensach. **181**, 81—86.
Mentz, A., Franz Rühl. **181**, 37—55.
Meusel, H., Rudolf Schneider. **164**, 99—104.
Meyer, R., Axel Anton Björnbo. **164**, 105—107.
Monceaux, P., Gaston Boissier. **141**, 177—192.
Monod, M. G., Henri Weil. **155**, 31—32.
Müller, B. A., Franz Susemihl. **155**, 49—102.
Murray, G., A. W. Verrall. **164**, 118—120.

Niejahr, J., Adolf Brieger. **169**, 37—51.

Oppermann, H., August Brinkmann. **202**, 37—61.
Ostern, H., Wilhelm von Christ. **177**, 26—98.
Owen, S. G., Frederick Henry Marvell Blaydes **145**, 37—39.

Perrin, B., Thomas Day Seymour. **141**, 176.
Poland, F., Johann Rudolf Theodor Büttner-Wobst. **145**, 132—140.
—, Friedrich Otto Hultsch. **145**, 141—156.
—, Justus Hermann Lipsius. **202**, 1—36.
Preger, Th., Wilhelm Fritz. **145**, 65—67.
—, Karl Konrad Müller. **150**, 1—5.
Prehn, B., Alfred Gercke. **202**, 161—205.
Preisendanz, K., Otto Crusius. **185**, 1—57.
Puls, A., Richard Arnoldt. **164**, 162—181.

Regling, K., Bruno Rappaport. **185**, 76—83.
Reinach, Th., Henri Weil. **155**, 32—48.
Richtsteig, E., Richard Foerster. **198**, 34—57.
Ritter, C., Adolf Friedrich Bonhöffer. **194** 74—83.
Rubenbauer, H., Friedrich Vollmer. **202**, 68—103.

Sandys, J. E., John Eyton Bickersteth Mayor. **164**, 182—191.
Schlüter, W., Leo Meyer. **164**, 65—85.
Schmidt, B., Erklärung zum Nekrolog Puchstein. **169**, 149—150.
Schönberger, J. K., Thomas Stangl. **202**, 62—67.
Schonack, W., Ludwig Bellermann. **173**, 1—25,
Schrader, H., Reinhard Kekule von Stradonitz. **164**, 1—40.
Schroeder, O., Adolf Kirchhoff. **141**, 150—175.
Schwarz, H., Theodor Thalheim. **202**, 139—160.
Shewan, A., Andrew Lang. **164**, 159—161.
Sieveking, J., Adolf Furtwängler. **145**, 119—131.
Sinko, Th., Adam Stephan Miodoński. **169**, 116—121.
Skutsch, F., Konrad Zacher. **145**, 33—36.
Soltau, W., Ludwig Holzapfel. **181**, 17—36.
Sonnenburg, P. E., Franz Buecheler. **155**, 139—162.
—, Walther Schwering. **173**, 62—64.
Stoppel, P. Ludwig Bolle. **155**, 163—170.
Swoboda, H., Julius Jung. **155**, 171—185.

Thümen, F., Rudolf Peppmüller. **155**, 190—192.
Tolkiehn, Joh., Ludwig Jeep. **164**, 121—133.
—, Arthur Ludwich. **194**, 45—73.

Vollmer, F., Siegfried Sudhaus. **173**, 65—81.
Vysoký, H., Robert Novák. **173**, 31—39.

Wagner, E., Eduard Kammer. **164**, 86—96.
Waser, O., Hugo Blümner. **190**, 1—44.
—, Georg Finsler. **194**, 24—44.
—, Hermann Hitzig. **194**, 11—23.
—, Friedrich Imhoof-Blumer. **185**, 103—122.
Wecklein, N., Adolf Römer **169**, 90—98.
Weinberger, W., Rudolf Beer, **169**, 122—125.
Weinhold A., Hermann Peter. **173**, 40—61.
—, Theodor Vogel. **169**, 130—148.
Werth, A., Julius Stender. **141**, 193—195.
Widmann, S., Franz Cramer. **202**, 193—205.
Willrich, H., Anton Viertel **169**, 28—36.
Wissowa, G., Wilhelm Dittenberger. **141**, 1—52.
Wright, J. H., Minton Warren. **145**, 40—42.
Wünsch, R., Albrecht Dieterich. **145**, 70—102.
